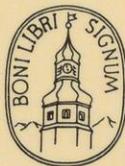


JAHRBUCH

für Schlesische
Kirchengeschichte

83 · 2004



Bergstadtverlag
Wilhelm Gottlieb Korn GmbH
Würzburg

JAHRBUCH FÜR SCHLESISCHE KIRCHENGESCHICHTE

für Schlesische Kirchengeschichte

Band 11, 1911

Herausgegeben von ...
Verlag ...

Verlag für Schlesische Kirchengeschichte
2011

JAHRBUCH für Schlesische Kirchengeschichte

Neue Folge:
Band 83 · 2004

Unter Mitarbeit von Reinhard Hausmann, Ulrich Hutter-Wolandt,
Herbert Patzelt, Christian-Erdmann Schott,
herausgegeben von Dietrich Meyer

Verein für Schlesische Kirchengeschichte
2004

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Jahrbuch für Schlesische Kirchengeschichte. –

Erscheint jährl. – Früher im Verlag Thorbecke, Stuttgart.
Aufnahme nach N.F. Bd. 67. 1988 (1989)
ISSN 0075-2762
N.F. Bd. 83 · 2004 (2005)

© 2005 by Bergstadtverlag Wilhelm Gottlieb Korn GmbH, Würzburg

Alle Rechte vorbehalten. Ohne schriftliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, das Werk unter Verwendung mechanischer, elektronischer und anderer Systeme in irgendeiner Weise zu verarbeiten und zu verbreiten. Insbesondere vorbehalten sind die Rechte der Vervielfältigung – auch von Teilen des Werkes – auf photomechanischem oder ähnlichem Wege, der tontechnischen Wiedergabe, des Vortrags, der Funk- und Fernsehendung, der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, der Übersetzung und der literarischen oder anderweitigen Bearbeitung.

Dieses Buch ist aus alterungsbeständigem Papier nach DIN 150 9706 hergestellt.

Gesamtherstellung: WinterDruck Herrnhut
Printed in Germany ·
ISBN 3-87057-273-6

Gh 6269-83

Inhaltsverzeichnis

Christian-Erdmann Schott

Kerndaten der evangelischen Kirchengeschichte Schlesiens 1

Dietmar Neß

Aus den Tagebüchern von Oberkonsistorialrat Walter Schwarz

1941-1945 21

Peter Merx

„Entsaget Ihr dahero dem Teufel?“ Beiträge zur Einführung der

Konfirmation in der Oberlausitz 39

Heinz Quester

Zur Geschichte der evangelischen Kirchengemeinden

des Kirchenkreises Ohlau/Schlesien (Fortsetzung) 69

Markstädt – Marschwitz – Mechwitz – Minken – Ohlau

Krzysztof Gładkowski

Protestanten in Oberschlesien 127

Reinhard Lene

Preisgegebene Menschen. Zwangslager und Judenghetto

Zoar-Martinshof in Rothenburg 1941/42 135

Heinrich Bornkamm

Görlitz – Die Stadt an der Neiße 155

I. Vor 1914

Die Vorstadt – Die alte Stadt – Die Schule – Kirche und Pfarrer – Die „Freunde der christlichen Welt“ – Stand und „stände“ – Die jüdischen Familien – Das geistige und musikalische Leben – Das Haus des Bürgermeisters

II. Krieg und Nachkriegszeit

Juli 1914: Pfarrhaus und Kirchbau – August 1914: Der Krieg – Schule und Schülerversammlung – Die väterliche Gemeinde – Landpfarrhäuser und Rittergüter – Nachwort von Karin Bornkamm

Ulrich Schmielewski

Fünfzig Jahre „Jahrbuch für Schlesische Kirchengeschichte“ 223

Othmar Karzel

Reminiszenz und Fragestellung 235
Mitteilungen des Vereins für Schlesische Kirchengeschichte 238

Dietrich Meyer

Nachruf auf Gottfried Klapper 241
Buchbesprechungen 245
Orts- und Personenregister 261
Verzeichnis der Mitarbeiter 276

Vorwort

Der Band 83/2004 des Jahrbuchs für Schlesische Kirchengeschichte enthält eine Sammlung unterschiedlichster Aufsätze. Anlaß und Zielsetzung dieser Beiträge seien einleitend kurz benannt, um dem Leser Lust zur Lektüre zu machen. Christian-Erdmann Schott gab auf einer Nachwuchs-Tagung, die für Studenten und Interessenten der schlesischen Kirche in der Akademie in Jauernick im Jahre 2003 gehalten wurde, einen einführenden Überblick über die schlesische Kirchengeschichte. Das Interesse an solchen Einführungen ist gegenwärtig groß, und der Beitrag sei allen empfohlen, die ihre Kenntnisse auffrischen oder einer jüngeren Generation einen Einstieg ermöglichen wollen. Der Beitrag von Dietmar Neß wurde als Vortrag auf der Jahrestagung des Vereins im Jahre 2003 zum Thema: „Der Zweite Weltkrieg und die schlesische Kirche“ gehalten. Die hochinteressanten Tagebücher von Oberkonsistorialrat Schwarz, damals Theologischer Dirigent im Konsistorium, sind eine vorzügliche Quelle über die Tätigkeit des Konsistoriums während des Zweiten Weltkriegs. Neß gibt einen ersten Einblick mit Kostproben aus dem Tagebuch. Eine Gesamtpublikation der Eintragungen ist geplant, doch bedarf eine solche Edition einer sorgfältigen Kommentierung, um Anspielungen und zeitgeschichtliche Hintergründe heute zu verstehen. In die Zeit des „Dritten Reiches“ führt uns auch der Aufsatz von Reinhard Leue über „Preisgegebene Menschen“, womit die Behinderten und Juden gemeint sind, die in den 1940er Jahren auf den Martinshof/Zoar in Rothenburg verbracht wurden und von dort zu einem großen Teil ihrer Vernichtung in den Konzentrationslagern entgegengingen. Der Beitrag zeigt sowohl die Hilflosigkeit der Kirche gegenüber den staatlichen Maßnahmen wie ihre Hilfeleistung bis zuletzt unter äußerst erschwerten Bedingungen.

Der Aufsatz von Pfarrer Peter Merx über die kirchliche Konfirmationshandlung in der Oberlausitz führt uns ins 18. Jahrhundert, in die Zeit der Auseinandersetzung von lutherischer Orthodoxie und Pietismus. Damals wurden die Entscheidungen für unser Verständnis von Konfirmation heute getroffen und diese bestimmen unsere Debatten über den Sinn von Konfirmation der Gegenwart. Den umfangreichen und sehr verdienstvollen Beitrag von Heinz Quester über alle Kirchengemeinden des Kirchenkreises Ohlau können wir leider auch diesmal nicht zu Ende führen, wenn-

gleich der größte Teil hier abgedruckt wird. Der Schluß folgt im neuen Jahrbuch in Kürze.

Es ist uns eine besondere Freude, daß wir auch in diesem Jahr einen Beitrag eines polnischen Autors abdrucken dürfen, und zwar einen Beitrag zur Kirchengemeinde Rösnitz/OS, aus der die Mutter des Verfassers stammt. Krzysztof Gładkowski will nicht eine Geschichte von Rösnitz schreiben, er erläutert in seinem Beitrag seine Fragestellung und Methode, die er in einer größeren Darstellung des Protestantismus in Oberschlesien vorführen wird.

Mit Genuß liest sich der Beitrag des bekannten Heidelberger Kirchenhistorikers Heinrich Bornkamm über seine Heimatstadt Görlitz, den uns seine Tochter, Professorin Dr. Karin Bornkamm, zur Verfügung gestellt hat. Er führt uns in die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg und den Bau der Kreuzkirche, an der sein Vater Georg Bornkamm Pfarrer, später Superintendent war, und skizziert das Leben der Honoratioren der Stadt, der Lehrer und Pfarrerkollegen und vor allem der Mitschüler und Altersgenossen des Verfassers.

Das 50jährige Bestehen des Jahrbuchs des Vereins für Schlesische Kirchengeschichte gibt den Anlaß zu einem kurzen Rückblick durch das Beiratsmitglied des Vereins, Ulrich Schmilewski. Othmar Karzel stellt anläßlich einer Exkursion des Vereins nach Trebnitz eine bedenkenswerte Deutung des Tympanonreliefs in dem freigelegten romanischen Torbogen von Kloster Trebnitz an, die die Forschung zu einer Überprüfung der bisherigen Sicht anregen möge.

Herrnhut, Mai 2005

Dietrich Meyer

Kerndaten der evangelischen Kirchengeschichte Schlesiens¹

VON CHRISTIAN-ERDMANN SCHOTT

Neben² Quelleneditionen und -sammlungen, Biographien und Spezialuntersuchungen, Forschungsberichten und Gesamtdarstellungen braucht historische Forschung auch Überblicke. Überblicke zielen darauf ab, einem mehr allgemein interessierten Publikum oder auch Anfängern eine grobe Orientierung in einem wenig bekannten Terrain zu ermöglichen. Sie wollen, wie ich es hier genannt habe, „Kerndaten“ der Geschichte kenntlich machen, Eckdaten, um die man nicht herumkommt, ganz gleich, ob man gute oder problematische Assoziationen mit ihnen verbindet. Sie sind eine Art Knochengestüt, das sich, je nach Einsatz und Gelegenheit, zu einem wohlproportionierten ansehnlichen Ganzen mit vielen Zusätzen, Linien und Details anreichern lässt. Dieses Letztere wollen wir heute hier nicht. Heute geht es um einen Überblick über die wichtigsten Daten der rund fünfhundertjährigen evangelischen Kirchengeschichte in Schlesien. Die Daten, mit denen wir dabei beginnen, sind die Jahre

1522 und 1523.

Mit dem Jahr 1523 begann für Breslau die von der Reformation geprägte neue Zeit. Damals wurde Johann Heß (1490-1547), ein gebürtiger Nürnberger, Schüler Luthers und Melanchthons, Humanist aus dem Kreis um den Breslauer Bischof Johannes V. Turzo (reg. 1506-1520) zum Prediger an die Stadtkirche St. Maria-Magdalena berufen. Diese Berufung hat der Rat der Stadt eigenmächtig vorgenommen. Bischof Jakob von Salza (1481-1539) hat sie aber bestätigt; wie auch die bald folgenden Besetzungen der

1 Vortrag zur Eröffnung der Tagung „Schlesien. Evangelische Kirchengeschichte im Herzen Europas. Forschungs- und Gestaltungsmöglichkeiten für die Zukunft“, veranstaltet vom „Verein für Schlesische Kirchengeschichte e.V.“ in Zusammenarbeit mit der Ev. Akademie Görlitz in der Ev. Tagungsstätte Kreuzbergbaude Jauernick-Buschbach vom 26.-28. März 2004.

2 Der Vortrag ist angelehnt an ein Referat vor der „Arbeitsgemeinschaft ostdeutscher Familienforscher“ (AGoFF) am 13. April 2002 in Görlitz. In: Ostdeutsche Familienkunde.. Zeitschrift für Familiengeschichtsforschung, Bd. XVI, 50. Jg., Heft 3, 2002, S. 225-240.

Pfarrstellen an St. Elisabeth durch Ambrosius Moibanus (1494-1554)³ und Heilig Geist durch Petrus Fontinus (ca. 1490 - nach 1535). Damit begann die Reformation in Breslau, durchaus behutsam, in geordneten Bahnen, gefördert vom Rat der Stadt, ab 1526 in deutlicher Abgrenzung gegen den „schwärmerischen“ Kaspar von Schwenckfeld (1489-1561) aus Ossig im Herzogtum Liegnitz, der sich in seiner Heimat nicht halten und Schlesien 1529 schließlich verlassen musste⁴.

In den übrigen Landesteilen waren es die Fürsten und Standesherrn, die die Reformation in ihren Territorien einleiteten: 1522 Herzog Friedrich II. in Liegnitz, ab 1523 auch in Brieg und Wohlau, 1537 Herzog Heinrich in Münsterberg, 1539 Herzog Johannes in Oels. Markgraf Georg von Brandenburg-Jägerndorf begann mit der Reformation 1523, wobei er auf seine Erfahrungen in Ansbach zurückgreifen konnte. Von Jägerndorf aus breitete sich die lutherische Bewegung dann in fast ganz Oberschlesien aus. In den Erbfürstentümern Glogau, Schweidnitz, Jauer, die 1526 kaiserlich-habsburgisch geworden waren, waren es die Landstände, also der Adel und die Magistrate, die die Reformation förderten.

Insgesamt wird man sagen können, dass Schlesien am Ende des 16. Jahrhunderts „nahezu protestantisch“ war⁵. Säkularisierungen von Klöstern und Stiften hat es jedoch hier nicht gegeben. Die Dominsel in Breslau mit dem Sitz des Bischofs und die Klöster und Stifte blieben in der Hand der katholischen Kirche und bildeten die geistliche und zum Teil auch strategische Ausgangsposition für die Rekatholisierungsbemühungen der Gegenreformation.

1622

Trotz der weiten Ausbreitung war die Situation des Protestantismus durch ein hohes Maß an Unsicherheit gekennzeichnet. Im Unterschied zu den Territorien im Reich besaßen die schlesischen Städte, Herzöge und Stan-

3 Christian-Erdmann Schott, Der erste evangelische Pfarrer an der St. Elisabeth-Kirche zu Breslau. D. Ambrosius Moibanus zum 500. Geburtstag. In: Schlesischer Gottesfreund, 45. Jg., 1994, Nr. 4, S. 18-20.

4 Paul Gerhard Eberlein, Ketzer oder Heiliger? Caspar von Schwenckfeld. Der schlesische Reformator und seine Botschaft, Düsseldorf 1999. Ders., Endzeitgedanken bei Caspar von Schwenckfeld. In: Erinnerunges Erbe. Festschrift für Christian-Erdmann Schott, Herrnhut 2002, S. 170-179.

5 Arno Herzog, Schlesien und die Grafschaft Glatz im Zeitalter des Konfessionalismus. In: Joachim Köhler, Rainer Bendel (Hg.), Geschichte des christlichen Lebens im schlesischen Raum. Teilband 1, Münster 2002, S. 493-510, hier S. 501.

desherrn das jus reformandi nicht. Dieses lag für ganz Schlesien und die Grafschaft Glatz beim böhmischen König, der seit 1526 zugleich habsburgischer Kaiser war. Die Kaiser – Ferdinand I. (reg. 1526-1564), Maximilian II. (reg. 1564-1576), Rudolf II. (reg. 1576-1612) – hatten die Protestanten, zum Teil auch durch Verwicklungen anderweitig gebunden, in ihrem Nebenland Schlesien weitgehend gewähren lassen. Erst in der zweiten Hälfte der Regierungszeit Rudolfs II. begannen sich die antiprotestantischen Kräfte und Maßnahmen deutlich zu verstärken. Der seit 1608 in Breslau regierende Bischof Karl von Österreich (reg. 1608-1624) untersagte in seinem Bischofsland Neisse den evangelischen Gottesdienst. An den von seinem Onkel gewährten Majestätsbrief von 1609, der den Protestanten die freie Religionsausübung zusicherte, wusste er sich nicht gebunden. Und niemand konnte ihn aufhalten⁶. Vielmehr wurde deutlich: Der schlesische Protestantismus bewegte sich in einem reichsrechtlich nicht abgesicherten Raum.

Hinzu kam, dass es den Protestanten an Geschlossenheit fehlte. Es gab keine evangelische schlesische Kirche, sondern eine Vielzahl von kirchlichen Organisationsformen; es gab kein einheitliches Bekenntnis, sondern verschiedene theologisch-kirchliche Richtungen wie Gnesiolutheraner und Philippisten, Calvinisten und Schwenckfeldianer, wenngleich die Lutheraner insgesamt eindeutig die Mehrheit stellten⁷; es gab keine anerkannte einigende Führungspersönlichkeit, weder im geistlich-theologischen noch im militärisch-politischen Bereich, die die Sache der Evangelischen wirkungsvoll in die Hand hätte nehmen können.

Das Jahr 1622 bedeutet nun insofern eine Zäsur, als die Staatsmacht unter Ferdinand II. (reg. 1619-1637) die Parteinahme der Stände in der Grafschaft Glatz für den so genannten Winterkönig benutzte, um die Grafschaft zu erobern und gewaltsam zu rekatholisieren. Die evangelischen Prediger wurden vertrieben, die evangelischen Bücher konfisziert, nichtkonversionswillige Adlige zur Auswanderung und die Bevölkerung zum Besuch der katholischen Gottesdienste gezwungen. Auf diese Weise ist es bis 1630 gelungen, die Grafschaft Glatz, jedenfalls äußerlich, vollständig in die katholische Kirche zurückzuführen⁸.

6 Usha Maria Govil, Landbevölkerung und Gegenreformation in den schlesischen Fürstentümern Neisse, Breslau und Brieg. In: JSKG 76/77, 1997/98, S. 63-97.

7 Anne Conrad, „Bald papistisch, bald lutherisch, bald schwenckfeldisch“. Konfessionalisierung und konfessioneller Eklektizismus. In: JSKG 76/77, 1997/98, S. 1-25.

8 Arno Herzig, Reformatorische Bewegungen und Konfessionalisierung. Die habsburgische Rekatholisierungspolitik in der Grafschaft Glatz, Hamburg 1996, S. 105ff. Ders., Geschich-

In der Folgezeit wurden Oberschlesien und die Erbfürstentümer Jauer, Glogau, Schweidnitz⁹ rekatholisiert. Ab 1660 gab es in Oberschlesien offiziell keinen evangelischen Gottesdienst mehr¹⁰. Die Maßnahmen steigerten sich bis zum Einsatz von Militär (Lichtensteiner Dragoner). Neben dem Austausch der Pfarrer ging es um die Beseitigung der protestantischen Schulen und ihre Übernahme durch die Jesuiten: 1625 Glogau, 1627 Tropau, 1629 Schweidnitz, Sagan und Hirschberg, 1649 Deutsch-Wartenberg.

Die Evangelischen haben sich dem Druck jedoch nur zum Teil gebeugt. Im Herzogtum Teschen sind breite Kreise der Bevölkerung in den Kryptoprotentantismus ausgewichen. In Niederschlesien haben sich die Evangelischen mit vertriebenen Pfarrern beholfen, die als „Buschprediger“ illegale Waldgottesdienste abhielten, oder sie haben sich an die Zufluchtskirchen gehalten, die gut erreichbar an den Grenzen der evangelischen Herzogtümer Liegnitz, Brieg, Wohlau, Oels, Münsterberg und Breslau ausgebaut wurden. Wieder eine andere Möglichkeit, dem staatlich-kirchlichen Druck auszuweichen, boten die Grenzkirchen, die entlang der Grenzen zu Polen, Brandenburg und Sachsen unterhalten wurden¹¹.

1648

Artikel V der Instrumenta Pacis Westfalicae hielt in den §§ 38-41 Sonderbedingungen fest, die im Bereich der Habsburger Monarchie so nur in Schlesien galten: Die Herzöge von Liegnitz, Brieg, Wohlau, Oels, Münsterberg und die Stadt Breslau haben das Recht der freien Religionsausübung. In den übrigen Gebieten soll niemand wegen seines Glaubens zur Auswanderung gezwungen werden, vielmehr hat die Bevölkerung das Recht, den Gottesdienst an benachbarten Orten außer Landes zu besuchen. In den Erbfürstentümern Jauer, Schweidnitz und Glogau darf je eine

te des Glatzer Landes vom Mittelalter bis zum Untergang des Alten Reiches 1806. Darstellung und Quellen. In: Arno Herzig (Hg.), *Glaciographia Nova*. Festschrift für Dieter Pohl, Hamburg 2004, S. 17-70, besonders S. 24-29.

9 Jörg Deventer, Die politische Führungsschicht der Stadt Schweidnitz in der Zeit der Gegenreformation. In: *JSKG 76/77, 1997/98*, S. 27-50. Ders., *Gegenreformation in Schlesien. Die habsburgische Rekatholisierungspolitik in Glogau und Schweidnitz 1626-1707*, Köln, Weimar, Wien 2003.

10 Arno Herzig (wie Anm. 5), S. 499.

11 Alfred Schirge, Grenz- und Zufluchtskirchen für evangelische Niederschlesier im 17. und 18. Jahrhundert. In: *JSKG 76/77, 1997/98*, S. 205-225. Ders., *Grenz- und Zufluchtskirchen des 17. und 18. Jahrhunderts in der Kurmark für Evangelische aus Schlesien*. In: *JBBKG 1999*, S. 77-81.

protestantische Kirche gebaut werden. Die evangelischen Reichsstände behalten sich das Recht der Interzession zugunsten ihrer Glaubensgenossen vor¹².

Während im Reich mit dem Westfälischen Frieden in der konfessionellen Frage eine allmähliche Beruhigung eingetreten war, kam es in Schlesien nach einer Stillhaltphase von Seiten des Staates in den Jahren 1653/54 zum Höhepunkt der Gegenreformation. Kaiserliche Reduktionskommissionen durchzogen das Land und nahmen den Evangelischen 656 Kirchen, die nun wieder katholisch wurden, ab. Die Pfarrer und ihre Familien wurden vertrieben.

In Umsetzung der Bestimmungen des Westfälischen Friedens bauten die Evangelischen unter erheblichen Opfern die drei zugestandenen Kirchen, die so genannten Friedenskirchen, vor den Stadtoren von Jauer, Schweidnitz und Glogau. Durch den Einbau mehrerer Emporen übereinander konnten in Schweidnitz 3.000 Sitz- und 4.500 Stehplätze gewonnen werden. Die Friedenskirche in Jauer bot 6.000 Kirchgängern Platz. Als Folge des Rechtes zum „Auslaufen“, also zum Besuch des Gottesdienstes an einem anderen Ort, wurden diese drei Kirchen neben den Zuflucht- und Grenzkirchen regelmäßig Sonntag für Sonntag von großen Menschengruppen besucht. In der Friedenskirche „Zur heiligen Dreifaltigkeit“ in Schweidnitz wurden allein im Jahr 1708 1.500 Kinder getauft. Für die evangelischen Schlesier sind die Friedenskirchen als Ausdruck protestantischen Selbstbehauptungswillens immer von besonderer Symbolkraft gewesen. Von der UNESCO werden sie inzwischen zum Weltkulturerbe gerechnet.

1675

Einen schweren Schlag für den schlesischen Protestantismus brachte das Jahr 1675. Am 21. November 1675 starb im Alter von 15 Jahren der bereits für mündig erklärte¹³ letzte Piast Georg Wilhelm von Liegnitz, Brieg und Wohlau. Damit fielen diese Herzogtümer an den Kaiser. Leopold I. (reg. 1657-1705) erklärte zwar seine Bereitschaft, die 1635 im Prager, 1648 im Westfälischen Frieden und 1654 und 1658 durch Kaiserliche Erklärungen

12 Christian-Erdmann Schott, Die Bedeutung des Westfälischen Friedens für die Evangelischen in Schlesien. In: Bernd Hey (Hg.), Der Westfälische Friede 1648 und der deutsche Protestantismus, Bielefeld 1998, S. 99-111.

13 Norbert Conrads, Der Huldigungsbesuch des letzten Piasten 1675 in Wien. In: Erinnerungtes Erbe. Festschrift (wie Anm. 4), S. 207-232.

gen bestätigte Religionsfreiheit zu achten¹⁴. Das hinderte ihn aber nicht, in der Folgezeit eine konsequente, wenn auch etwas behutsamere Rekatholisierungspolitik zu betreiben. Die Konsistorien der drei Herzogtümer wurden aufgelöst, die reformierten Gottesdienste verboten, die Schlosskapellen in Liegnitz, Brieg, Parchwitz und Lüben geschlossen. Die fürstlichen Patronatspfarrstellen und die Kirchen der Kammergüter mit katholischen Priestern besetzt. Von 241 evangelischen Kirchen sind so im Lauf von drei Jahrzehnten 109 rekatholisiert worden¹⁵. Gleichzeitig verschärfte sich der Druck gegen Breslau, wo 1702 gegen den Willen der Bürgerschaft die Jesuiten-Universität Leopoldina gegründet wurde, und gegen die einzigen noch evangelischen Herzogtümer Münsterberg und Oels. Nicht selten versuchten die kaiserlichen und kirchlichen Behörden durch Einschüchterungen und Schikanen die Bevölkerung vom Besuch evangelischer Gottesdienste außerhalb ihres Wohnbereiches abzuhalten. Besondere Wirkungen hat das aber nicht gehabt. Vielmehr zeigte sich, dass der Protestantismus in Mittel- und Niederschlesien ungebrochen weiterlebte und auch weiterleben konnte, weil er die wenigen Rechte, die ihm aus dem Westfälischen Frieden noch immer zustanden, in Anspruch nahm.

1707/1709

Im Unterschied zum westeuropäischen Protestantismus (Hugenotten, Puritaner, Niederländer), der den bewaffneten Kampf im eigenen Land nicht gescheut hat, haben die evangelischen Schlesier, wie auch die Böhmen, den Druck der Gegenreformation als Kreuz, das ihnen in der Nachfolge Jesu Christi auferlegt ist, in ausdauernder Geduld getragen. Militärisch-politische Hilfe erhielten sie nicht aus den eigenen Reihen oder aus dem eigenen Land. Sie kam von außen. Ohne die Erlaubnis des Kaisers einzuholen, war Karl XII. von Schweden im Verlauf seines Feldzuges gegen das vereinigte Königreich Sachsen-Polen im Jahr 1706 mit seinen Truppen durch Schlesien gezogen. Dabei hatten ihm die Evangelischen ihre Nöte vorgetragen. Karl machte sie zu seinem persönlichen Anliegen und forderte Joseph I. (reg. 1705-1711) auf, die Rechte der Evangelischen aus dem Westfälischen Frieden wieder in Kraft zu setzen.

14 Norbert Conrads, Religionspolitische Überlegungen in Wien nach Anheimfall der Fürstentümer Liegnitz, Brieg und Wohlau 1675. In: Schlesische Studien, hg. von Alfons Hayduck, München 1970, S. 49-56.

15 Dorothee von Velsen, Die Gegenreformation in den Fürstentümern Liegnitz-Brieg-Wohlau. Ihre Vorgeschichte und ihre staatsrechtlichen Grundlagen, Leipzig 1931.

Die folgenden Verhandlungen fanden im Hauptquartier Karls, in Altranstädt bei Leipzig, statt. Sie führten zur Konvention von Altranstädt vom 1. September 1707, in der, neben der Abschaffung von besonders bedrückenden Benachteiligungen für die Evangelischen im öffentlichen Leben, in den drei Herzogtümern Liegnitz, Brieg und Wohlau „das freye Religions-Exercitium“ wieder garantiert und die Rückgabe von 125 reduzierten Kirchen an die Evangelischen geregelt wurde¹⁶.

Mit dem Jubelvers „Heut schließt er wieder auf die Tür“ zogen die evangelischen Gemeinden in ihre Kirchen wieder ein. Die Konsistorien wurden wiederhergestellt¹⁷. Um sicher zu gehen, dass die Konvention auch in allen anderen Punkten erfüllt würde, schickte Karl den Freiherrn Henning von Stralenheim als Plenipontentiarius nach Wien und beauftragte ihn mit der Überwachung der Umsetzung. In zähen Nachverhandlungen gelang es Stralenheim, die Zustimmung zum Bau von sechs neuen Kirchen in den rekatholisierten Gebieten Schlesiens zu erhalten. Dieser Zusatzvertrag wurde am 8. Februar 1709 in Breslau unterschrieben. Da dieses Zugeständnis nicht zum Inhalt der Altranstädter Konvention gehörte, sondern als zusätzlicher Gnadenerweis Josephs I. kenntlich sein sollte, wurden diese Kirchen bald „Gnadenkirchen“ genannt.

Diese Gnade musste allerdings durch hohe Zahlungen an die Hofkasse erkaufte werden. Trotzdem beantragten die schlesischen Stände für zwölf Städte die Baugenehmigung. Den Zuschlag erhielten die niederschlesischen Städte Freystadt, Sagan, Hirschberg, Landeshut, Militsch und, als einzige Stadt Oberschlesiens, Teschen. Für die in evangelischen Gebieten lebenden Katholiken wurden 15 Pfarrstellen errichtet, die so genannten Josephinischen Kuratien.

Besonders bemerkenswert war die Situation in Teschen. Hier mussten fünf Pastoren angestellt werden, weil, ermutigt durch den Bau der Gnadenkirche, 40.000 Menschen aus dem Untergrund auftauchten und sich zu ihrem evangelischen Glauben bekannten. Teschen ist dann der Ausgangspunkt für den Ausbau von geordneten protestantischen Kirchenstrukturen in der österreichischen Monarchie geworden¹⁸.

16 Norbert Conrads, Die Durchführung der Altranstädter Konvention in Schlesien (1707-1709), Köln/Wien 1971, S. 322.

17 Hellmut Eberlein, Schlesische Kirchengeschichte, 4. Aufl., Ulm 1962, S. 90.

18 Oskar Wagner, Mutterkirche vieler Länder. Geschichte der evangelischen Kirche im Herzogtum Teschen 1545-1918/20, Wien 1978. Herbert Patzelt, Geschichte der evangelischen Kirche in Österreichisch-Schlesien, Dülmen 1989.

1740

Am 16. Dezember 1740 rückte Friedrich II. von Preußen (reg. 1740-1786) – von den evangelischen, nicht von den katholischen Schlesiern, bis heute in dankbarer Verehrung Friedrich der Große genannt – in Schlesien ein. Unbeschadet der Schwankungen des Kriegsglückes während der nun folgenden drei schlesischen Kriege beginnt damit für Schlesien die Preußische Zeit. Die für unseren Zusammenhang wichtigsten Veränderungen lassen sich so zusammenfassen:

1. Nach den Friedensschlüssen von Breslau und Berlin 1742, Dresden 1745 und Hubertusburg 1763 kamen 80 Prozent von Schlesien und die Grafschaft Glatz zu Preußen, während das Fürstentum Teschen, der Südteil des Fürstbistums Neisse, die Stadt Troppau und das Gebiet „jenseits der Oppa“ bei Österreich verblieben. Zugleich wurde vereinbart, dass der Status der Religion „unbeschadet der Gewissensfreiheit und der Rechte des Souveräns“ erhalten bleibt¹⁹. Es ist überliefert, dass Maria Theresia ihren Schmerz über diesen Verlust in die Klage gefasst haben soll: „Den Garten hat er sich genommen, den Zaun hat er mir gelassen.“²⁰

2. Mit dem Zugewinn des konfessionell nahezu halbierten Schlesien erhöhte sich die Zahl der Katholiken in Preußen von etwa 100.000 um eine halbe Million auf 600.000, die der Protestanten von 2,4 Millionen um ebenfalls eine halbe Million auf 2,9 Millionen. Insgesamt waren den Evangelischen in Schlesien während der Gegenreformation mehr als 1.200 Kirchen weggenommen worden. Wenn man alle Begräbnis-, Armen-, Spital- und die polnischen Kirchen mitrechnet, besaßen die Evangelischen 1740 248 Kirchen – und zwar in den Fürstentümern Breslau 15, Liegnitz 89, Brieg 121, Wohlau 50, Münsterberg 9, Oels 55. Dazu kamen die drei Friedens- und die fünf Gnadenkirchen im preußischen Teil²¹.

Nun hatten die Evangelischen gehofft, der König würde ihnen zumindest einen Teil der seit 1621 abgenommenen Kirchen und Schulen wiedergeben. Das hat Friedrich aber nicht getan. Sein Ziel war zwar, die Evangelischen zu fördern. Sein Ziel war aber gleichzeitig, die Katholiken durch

19 Ludwig Petry, Preußisch Schlesien. In: Geschichte Schlesiens, Bd. 3. Im Auftrag der Historischen Kommission für Schlesien in Verbindung mit Konrad Fuchs und Hubert Unverricht, hg. von Josef Joachim Menzel, Stuttgart 1999, S. 1-25, hier S. 2.

20 Walter Kuhn und Michael Rüdiger Gerber, Österreichisch-Schlesien. In: Geschichte Schlesiens, Bd. 3 (wie Anm. 19), S. 490-547, hier S. 490-505.

21 Christian-Erdmann Schott, Die evangelische Kirche unter Friedrich dem Großen und Friedrich Wilhelm II. (1740-1797). In: Geschichte Schlesiens, Bd. 3 (wie Anm. 19), S. 252-259.

strikte Wahrung ihrer bisherigen Rechte zu gewinnen. Darum hat er die Evangelischen in Schlesien auch erst 1758 von dem Zwang, die Stolgebühren an den katholischen Pfarrer zu zahlen, befreit. Gestattet hat er den Bau von Bethäusern. Die Baugenehmigung wurde in jedem einzelnen Fall vom König selbst erteilt, durchaus restriktiv gehandhabt und nur gegeben, wenn die Gemeinden nachweisen konnten, dass sie die Baulast, einen Prediger und einen Schulmeister bezahlen konnten²². Das heißt, dass die Evangelischen in den ersten achtzehn Jahren unter preußischer Herrschaft finanziell doppelt herangezogen wurden: Herkömmlich für den katholischen Pfarrer, außerdem nun auch für ihr eigenes Bethaus. Trotzdem sind nach 1741 in Schlesien 222 Bethäuser gebaut worden.

3. Während für den österreichischen Teil Schlesiens Teschen mit seiner Gnadenkirche samt der Lateinschule und die Stadt Bielitz das Zentrum des evangelischen Glaubenslebens bildeten²³, wurden für den preußischen Teil im Zuge der staatlichen Neuorganisation der Provinz 1742 zwei Oberamtsregierungen in Breslau und Glogau gebildet, 1744 auch eine in Oppeln, die 1756 nach Brieg kam, denen jeweils ein für die kirchlichen Sachen zuständiger Oberkonsistorialrat zugeordnet war. Die bisherigen Konsistorien in den Herzogtümern wurden aufgelöst. Als kirchliche Unterbehörden blieben nur die Konsistorien in Oels und Breslau-Stadt erhalten²⁴. Diese Behörden waren jedoch nur für Routineangelegenheiten zuständig. Entscheidungen von weittragender Bedeutung fällte der König, der das Recht eines protestantischen *summus episcopus* voll in Anspruch nahm, selbst. Diese Neuorganisation bedeutet faktisch das Ende der selbstständigen ständisch-fürstlichen Landeskirchen, damit auch das Ende der Zersplitterung des Protestantismus in Schlesien. Ab jetzt gibt es die Kirchenprovinz Schlesien, die im Rahmen und als Teil der preußischen Landeskirche von Berlin aus verwaltet wird.

4. Während die Habsburger das Privileg auf freie Religionsausübung nur für die Glaubensgenossen der Augsburgischen Konfession gelten lassen wollten, wusste sich Friedrich an derartige Begrenzungen der Toleranz nicht mehr gebunden. Mit Generalkonzession vom 25. Dezember 1742 gestattete er der Herrnhuter Brüdergemeine, dass sie „in allen Königlichen Landen, also auch insbesondere in Schlesien, sich etablieren“ möge. Bei

22 Dietmar Neß, „... ob er's habe hinauszuführen?“. Vom Geld beim Bethaus-Bauen. In: JSKG 76/77, 1997/98, S. 253-282.

23 Herbert Patzelt, Die evangelische Kirche Österreichisch-Schlesiens. In: Geschichte Schlesiens, Bd. 3 (wie Anm. 19), S. 548-567, hier S. 548-555.

24 C.-E. Schott (wie Anm. 21).

freier Pfarrerwahl wurden sie nicht den Oberkonsistorien, sondern dem König direkt und ihren eigenen Bischöfen unterstellt²⁵. Die Brüdergemeinde²⁶ hat denn auch in Schlesien bedeutende Niederlassungen gegründet: 1742 Gnadenfrei und Niesky, 1743 Gnadenberg und Neusalz²⁷, 1781 Gnadenfeld. Reformierte Gemeinden durften in Breslau, Glogau²⁸, Anhalt Kreis Pleß (1770)²⁹ und Plümkenau Kreis Oppeln (1786) gegründet werden. Am 8. Mai 1741 erging ein Edikt zum Schutz der Schwenckfelder, die bis dahin verfolgt und bis auf geringe Reste zur Auswanderung gezwungen worden waren. Es folgte eine, allerdings vergebliche Einladung an sie, nach Schlesien zurückzukehren³⁰. Den Griechisch-Orthodoxen gestand der König in Breslau eine Kirche zu, den Unitariern freie Entfaltungsmöglichkeiten.

5. Zu den besonderen Anliegen des Königs gehörte die „Peuplirung“ des Landes. Auch hier griffen staats-, wirtschafts- und religionspolitische Zielsetzungen ineinander. Den Zuwanderern wurde das Recht zur freien Religionsausübung und eine zehnjährige Befreiung von der doppelten Stolgebühr zugesichert. Insgesamt sind mehr als 60.000 Kolonisten, vor allem aus Böhmen, Mähren, Sachsen und Polen angesiedelt worden. Exulantengemeinden in Hussinetz Kreis Strehlen, Groß Friedrichstabor Kreis Groß Wartenberg, Sacken und Friedrichsgrätz Kreis Oppeln sind solche Gründungen³¹. Ihre Namen verweisen auf ihre Herkunft und auf die Ver-

25 Quellenbuch der evangelischen Kirche Schlesiens, hg. von G. A. Benrath u.a., München 1992, S. 196f.

26 Dietrich Meyer, Zinzendorf und die Herrnhuter Brüdergemeine 1700-2000, Göttingen 2000.

27 Margrit Kessler-Lehmann, Gnadenberg – eine Herrnhuter Brüdergemeine in Schlesien 1743-1947, Herrnhut 2002. Dies., Neusalz/ Oder – eine Herrnhuter Brüdergemeine in Schlesien (1744-1946), Herrnhut 2003.

28 Ulrich Hutter-Wolandt, Geschichte der reformierten Gemeinde zu Glogau (1742-1945). In: Ders., Die Evangelische Kirche in Schlesien im Wandel der Zeiten, Dortmund 1991, S. 86-128.

29 Andreas Wackwitz, Urbanus 1770-1970. Gründung, Entwicklung, Zerstreuung der oberschlesischen Gemeinde Anhalt. In: JSKG 49, 1970, S. 118-191.

30 Horst Weigelt, Friedrich II. von Preußen und die Schwenckfelder in Schlesien. Ein Beitrag zum Toleranz-Verständnis Friedrichs II. In: Zeitschrift für Religion und Geistesgeschichte 22, 1970, S. 230-243. Ders., Die Emigration der Schwenckfelder aus Schlesien nach Pennsylvanien – Gründe, Verlauf, Bedeutung. In: JSKG 64, 1985, S. 108-126.

31 Gerhard Hultsch, Die Bedeutung des Hussitentums im Leben der schlesischen Kirche. In: Im Dienst der Schlesischen Kirche. Festschrift für Gerhard Hultsch, hg. von D. Meyer und U. Hutter, Lübeck 1986, S. 1-14. Ders., Aus der Geschichte der böhmischen Gemeinden innerhalb der schlesischen evangelischen Kirche. In: JSKG 33, 1954, S. 84-90.- Günter

bindung zu Friedrich dem Großen, der ihnen Land und Kirchen auf Staatskosten zur Verfügung stellte. Fast ausnahmslos evangelisch haben sie auch die konfessionelle Bevölkerungsstruktur in Oberschlesien verändert³².

1816

Am 11. Juni 1816 wurde den Oberlausitzern durch Proklamation von allen Kanzeln bekannt gegeben, dass – in Umsetzung der Beschlüsse des Wiener Kongresses – das Markgraftum Oberlausitz geteilt wird: Der kleinere Teil von 39 Quadratmeilen um Bautzen, Kamenz, Löbau und Zittau verblieb beim Königreich Sachsen, der größere, nördliche und östliche Teil von 60 Quadratmeilen mit den Städten Görlitz und Lauban, aber auch Seidenberg, Schönberg, Marklissa, Reichenbach OL, Rothenburg, Muskau, Wittichenau und Ruhland kam zur preußischen Provinz Schlesien. Später kamen Hoyerswerda und Spremberg dazu. Für Schlesien bedeutete das einen Gewinn von 94 Kirchen. Die Eingliederung hatte der Saganer Superintendent Johann Gottlob Worbs (1760-1833), der auch als schlesischer Kirchenhistoriker hervorgetreten ist, durchzuführen³³.

Dieser Herrschaftswechsel fiel mit einem Systemwechsel in der preußischen Landeskirche zusammen. An die Stelle der friderizianischen Kirchenorganisation traten 1815 die Königlichen Provinzialkonsistorien, die den Oberpräsidenten der Provinzen unterstellt waren. Damals wurde auch das Konsistorium für Schlesien eingerichtet, das dann seinen Sitz von 1816 bis 1945 in Breslau gehabt hat. Gleichzeitig wurden – in Parallele zu den Landräten in den Landkreisen – Kirchenkreise geschaffen, an deren Spitze Königliche Superintendenten berufen wurden³⁴. Die neu hinzugekommene östliche Oberlausitz wurde in acht Kirchenkreise eingeteilt und dem Konsistorium in Breslau unterstellt.

Machert, Andreas Macher aus Bielitz und die böhmischen Exulanten. In: JSKG 50, 1971, S. 60-124. – Gerhard Hultsch, Über die Siedlungen Friedrichs des Großen im Kreise Brieg. In: JSKG 66, 1986, S. 84-97.

32 Gerhard Hultsch, Die kolonisatorische Tätigkeit Friedrich des Großen in Schlesien und ihre konfessionelle Bedeutung. In: JSKG 53, 1973, S. 95-120.

33 Christian-Erdmann Schott, Die Eingliederung der östlichen Oberlausitz in die evangelische Kirche der Provinz Schlesien. In: Wegmarken der Oberlausitzer Kirchengeschichte (Studien zur Oberlausitzer Kirchengeschichte 1), Düsseldorf und Görlitz 1994, S. 37-50.

34 Dietrich Meyer, Die evangelische Kirche 1797-1932. In: Geschichte Schlesiens, Bd. 3 (wie Anm. 19), S. 271-273.

1923

Aufgrund des Entscheides der Botschafterkonferenz der Siegermächte des Ersten Weltkrieges vom 20. Oktober 1921 waren mit der Teilung des oberschlesischen Abstimmungsgebietes der Kirchenkreis Pleß und Teile des Kirchenkreises Beuthen-Gleiwitz an Polen gefallen. Insgesamt waren das 19 Kirchengemeinden mit rund 60.000 Evangelischen. In der Kattowitzer Synode vom 6. Juni 1923 schlossen sie sich zur selbstständigen „Unierten Evangelischen Kirche in Polnisch-Oberschlesien“ mit eigener Synode und einem Kirchenrat als oberster Behörde zusammen. Kirchenpräsident wurde der Superintendent in Kattowitz, D. Hermann Voß (1872-1938)³⁵.

Durch Abwanderung sank die Zahl der Kirchenmitglieder zwischen 1922 und 1939 auf rund 30.000. Gleichzeitig versuchte das Konsistorium in Warschau unter Leitung von Generalsuperintendent D. Julius Bursche (1862-1942) in Zusammenarbeit mit dem Schlesischen Sejm die Selbstständigkeit dieser Kirche aufzuheben, um sie der polnischen Kirchenleitung in Warschau zu unterstellen. Am 16. Juli 1937 erklärte der Schlesische Sejm die Existenz der „Unierten evangelischen Kirche in Polnisch-Oberschlesien“ für illegal. In dem nun folgenden Kirchenkampf – Juli 1937 bis August 1939 – wurden Kirchenpräsident Voß und 15 Pfarrer zum Teil mit Polizeigewalt ihrer Ämter enthoben, mit Amtsverbot belegt, verhaftet oder ausgewiesen. Ihre Pfarrstellen wurden mit polnischen Pfarrern besetzt. Mit dem Beginn des Zweiten Weltkrieges endete der ostoberschlesische Kirchenkampf. Am 1. November 1939 sind die abgetrennten Gemeinden wieder mit der schlesischen Kirche vereinigt worden. Die landeskirchlichen Pfarrer kehrten in ihre Gemeinden zurück.

1945/46

Ende des Zweiten Weltkrieges. Flucht und Vertreibung der deutschen Bevölkerung. Nur Reste können sich halten, in besonderer Konzentration im Waldenburger Bergland³⁶ und in Oberschlesien. Wir stehen vor der tiefsten Zäsur der Geschichte Schlesiens.

Hier die Zahlen: Umgekommen waren etwa 550.000 Schlesier. In Schlesien zurückgeblieben sind etwa 700.000 Menschen. Von den

35 Oskar Wagner, Die Unierte evangelische Kirche in Polnisch-Ostoberschlesien. In: Geschichte Schlesiens, Bd. 3 (wie Anm. 19), S. 329-332.

36 Jozef Pospiech, Mein kirchlicher Dienst als Seelsorger deutscher Gemeinden in Niederschlesien. In: JSKG 76/77, 1997/98, S. 299-331.

3.150.000 Geflohenen oder Vertriebenen sind 2 Millionen in den westlichen Besatzungszonen, 1,15 Millionen in der sowjetischen Besatzungszone und späteren DDR untergekommen³⁷.

Und doch geht die Geschichte des schlesischen Protestantismus weiter – ab jetzt dreizügig:

1. Im polnischen Schlesien. Im katholischen Polen war die „Evangelisch-Augsburgische Kirche in Polen“ (EAKwP) seit Jahrhunderten eine Diasporakirche. Am Ende des Zweiten Weltkrieges waren nur noch geringe Reste dieser Kirche vorhanden. Am 19. September 1946 wurden durch ein Regierungsdekret die deutschen evangelischen Gemeinden³⁸ oder das, was von ihnen noch vorhanden war, aufgelöst und in die EAKwP eingegliedert. Als Gottesdienstsprache wurde polnisch vorgeschrieben. Die nach Schlesien umgesiedelten, vertriebenen polnischen Protestanten verbanden sich mit den verstreut zurückgebliebenen deutschen Protestanten zu einer Kirche, so weit diese bereit waren, ihr Deutschtum abzulegen³⁹.

Die einzige Ausnahme in Niederschlesien bildete die St. Christophorgemeinde in Breslau⁴⁰ mit ihren Predigtstationen in Liegnitz, Waldenburg, Greulich-Gremsdorf, Lauban, Bad Warmbrunn, Langenbielau und Schweidnitz, in der immer deutscher Gottesdienst gehalten werden konnte. Diese polnische Gemeinde deutscher Zunge hatte zunächst einen Sonderstatus im Rahmen der EAKwP. Am 28. Januar 1993 wurde sie den polnischen evangelischen Gemeinden gleichgestellt. Sie hat heute 230 Gemeindeglieder, aber noch immer ihren eigenen Pastor. Daneben gibt es seit einigen Jahren während der Sommermonate deutsche evangelische Gottesdienste für Urlauber in der Kirche Wang/Riesengebirge. Die Verantwortung dafür liegt bei der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD).

Insgesamt gehören zur EAKwP heute etwa 100.000 Evangelische (das sind 0,2 % der Gesamtbevölkerung), von denen etwa 60.000 in Schlesien und davon wieder 40.000 im polnischen Teil des Teschener Gebietes leben. Die EAKwP bildet eine Landeskirche mit einem Landesbischof und

37 Konrad Fuchs, Politische Geschichte 1918-1945. In: Geschichte Schlesiens, Bd. 3 (wie Anm. 19), S. 103.

38 Dietmar Neß, Evangelisch-kirchliches Leben in Schlesien nach 1945. In: JSKG 73, 1994, S. 51-108.

39 Gerlinde Viertel, Evangelisch in Polen. Staat, Kirche und Diakonie 1945-1995, Erlangen 1997, S. 103.

40 Ryszard Borski, Die aktuelle Lage der deutschen Pfarrei in Niederschlesien. In: Ryszard Borski – Norbert Ernst – Christian-Erdmann Schott, 3 x Evangelisches Schlesien 1994, hg. von der Gemeinschaft evangelischer Schlesier, Württembergische Arbeitsgemeinschaft, Schwäbisch Gmünd 1994, S. 3-12.

einem Konsistorium an der Spitze, beide in Warschau. Auch die zentrale theologische Ausbildungsstätte ist in Warschau. Um in der katholischen Bevölkerung eine größere Akzeptanz zu erhalten, sind im Jahr 1990 durch Synodenbeschluss die sechs Senioren, vergleichbar Superintendenten oder Dekanen, in den Rang von Diözesanbischöfen erhoben worden⁴¹. Diese Diözesen sind: Breslau, Kattowitz, Teschen, Masuren, Pommerellen-Großpolen, Warschau, das heißt, die Hälfte von ihnen liegt in Schlesien. Die am weitesten westlich gelegene Diözese Breslau reicht dabei von Stettin bis ins Riesengebirge. Zu ihr gehören etwa 3.600 Diözesanen.

2. In der „Evangelischen Kirche der schlesischen Oberlausitz“ (so seit 1992)⁴². In den westlich der Neiße gelegenen fünf (ab 1973 sechs, seit 1998 vier) Kirchenkreisen kam es nach einer schwierigen Übergangsphase auf der Bezirkssynode vom 24. Februar 1947 in Görlitz zur Konstituierung einer eigenen (restschlesischen) Landeskirche mit einer Kirchenleitung unter Bischof Ernst Hornig (1894-1976)⁴³. Die heftig umkämpften Fragen, ob Görlitz eine kirchenregimentliche Zuständigkeit für die vertriebenen evangelischen Schlesier in Deutschland und die evangelischen Deutschen in Polen beanspruchen soll, wurden auf der Görlitzer Synode vom 8.-13. Mai 1950 entschieden: Es soll eine Gemeinschaft im Geist, im Glauben und in der Liebe, aber nicht im Sinn des Kirchenrechts aufrechterhalten werden.

Als Folge der Deutschen Teilung geriet die Görlitzer Kirche zunehmend in die Isolation. Sie war vom Westen, durch die DDR-Ost-Grenze, aber auch weitgehend vom polnischen Schlesien abgeschnitten. Gleichzeitig war das DDR-Regime bemüht, in der Bevölkerung die Erinnerung an die schlesischen Wurzeln und das Bewusstsein einer Zusammengehörigkeit mit Schlesien unter Revanchismus-Verdacht zu stellen, zu tabuisieren und auf diese Weise auszulöschen. Sehr weitgehend ist das auch gelungen. Nach der Wende 1989/90 konnten die Kontakte zum Westen wie nach Polen, die bis dahin weitgehend nur illegal und konspirativ gepflegt werden konnten, offiziell aufgenommen werden. Mit der „Gemeinschaft evangelischer Schlesier (Hilfskomitee) e.V.“ und dem „Verein für Schlesische Kir-

41 Gerlinde Viertel (wie Anm. 39), S. 103-109.

42 Christian-Erdmann Schott, Von der Kirchenprovinz Schlesien zur Evangelischen Kirche der schlesischen Oberlausitz. In: JSKG 74, 1995, S. 73-92.

43 Dietmar Neß, Die Neuordnung der schlesischen Kirche in der Oberlausitz 1945-1951. In: Wegmarken (wie Anm. 33), S. 63-98. Ders. (Hg.), Die ev. Kirche im Görlitzer Kirchengebiet im SED-Staat. Beobachtungen, Analysen, Dokumente, Folge 2, Herrnhut 2004. J. Jürgen Seidel, Die Görlitzer Kirche und ihre Anfänge 1945. In: JSKG 73, 1994, S. 125- 145.

chengeschichte e.V.“ als der Vertretung der evangelischen Schlesier in der Bundesrepublik kam es am 26. August 1992 in Görlitz zu einer „Gemeinsamen Erklärung“ über die zukünftige vertrauensvolle Zusammenarbeit⁴⁴; mit der Diözese Breslau/Wroclaw der EAKwP am 16. März 1997 zu einem Partnerschaftsvertrag⁴⁵, dem so genannten Schweidnitzer Vertrag, der auch mit Leben erfüllt wird.

Auf Beschluss der restschlesischen Synode, gefasst am 15. November 2003 in der Kreuzbergbaude Jauernick-Buschbach, ist die Evangelische Kirche der schlesischen Oberlausitz ab 1. Januar 2004 mit der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg zusammengeschlossen. Erfreulich ist, dass die Erinnerung an Schlesien im Namen der neuen Kirche erhalten blieb. Sie heißt: Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz.

3. In der Bundesrepublik Deutschland. Während in der DDR jede Art der kirchlichen Vertriebenenarbeit verboten war, konnte in der (westdeutschen) Bundesrepublik am 22./23. März 1950 in Darmstadt die „Gemeinschaft evangelischer Schlesier (Hilfskomitee) e.V.“ gegründet werden⁴⁶. Ziel dieser Gründung war die geistliche Betreuung der Vertriebenen und die Bewahrung des geistlichen Erbes der schlesischen Kirche. Den Vorsitz übernahm der schlesische Altbischof D. Otto Zänker (1876-1960). Verbandsorgan ist bis heute die Kirchenzeitung „Schlesischer Gottesfreund“. In den aufnehmenden Landeskirchen wurden Landesarbeitsgemeinschaften gegründet, die mit dem seit 1953 wiederbegründeten „Verein für Schlesische Kirchengeschichte e.V.“ vielfältig zusammenarbeiten. Seit 1976 werden im Rahmen der „Schlesienhilfe“ in enger Zusammenarbeit mit der Schlesischen Genossenschaft des Johanniterordens bedürftige evangelische Einzelpersonen und Kirchengemeinden in Schlesien unterstützt⁴⁷. Nach

44 Christian-Erdmann Schott (Hg.), Spuren und Wirkungen der schlesischen evangelischen Kirche im Nachkriegsdeutschland, hg. im Auftrag der Gemeinschaft evangelischer Schlesier, Würzburg 2000, S. 207f.

45 Partnerschaftsvertrag, JSKG 80, 2001, S. 30-32.

46 Christian-Erdmann Schott, Unterschiede und Gemeinsamkeiten der katholischen und evangelischen Heimatvertriebenenarbeit unter den Schlesiern ab 1945. In: Joachim Köhler, Rainer Bendel (Hg.), Geschichte des christlichen Lebens im schlesischen Raum, Teilband 2, Münster 2002, S. 823-842.

47 Reinhard Hausmann und Niklas von Selchow. In: C.-E. Schott (Hg.), Spuren und Wirkungen (wie Anm. 44), S. 209-214, 215-219. Niklas v. Selchow, 26 Jahre Schlesienhilfe der Schlesischen Genossenschaft des Johanniterordens (1977-2002). In: Christian-Erdmann Schott (Hg.), Festschrift zum 150jährigen Jubiläum der Schlesischen Genossenschaft des Johanniterordens, Würzburg 2003, S. 104-111.

der Wende konnten bisher vier Sozial-⁴⁸ und sechs Verleihstationen⁴⁹ in Schlesien eingerichtet werden.

Auf diese Weise sind in dem Zeitraum zwischen 1980 und 1995 Hilfsmittel, Medikamente, Geldmittel und Sachwerte in einem Umfang von über 78 Millionen DM nach Schlesien verbracht worden⁵⁰. Das hat zur Vertrauensbildung wesentlich beigetragen. Im Jahr 2000 konnte der „Verein für Schlesische Kirchengeschichte e.V.“ im Rahmen des Jubiläums Tausend Jahre Bistum Breslau, eingeladen von der Diözese Wroclaw der EAKwP, gefördert durch die „Stiftung für deutsch-polnische Zusammenarbeit“ zum ersten Mal nach sechzig Jahren wieder eine Arbeitstagung in Breslau abhalten. Sie stand unter dem Motto: „Fünfhundert Jahre Protestantismus in Schlesien“. Wegen ihres großen Erfolges fanden auch die Tagungen 2001 und 2004 wieder in Breslau statt. Inzwischen sind dem Verein zahlreiche Polen beigetreten.

Verglichen mit der geistigen, geistlichen und zahlenmäßigen Stärke, die den schlesischen Protestantismus durch Jahrhunderte bis 1945 ausgezeichnet hat, sind die Kirchen und Verbände, in denen er heute lebt, klein. Auch ist nicht zu übersehen, dass die Evangelischen in der schlesischen Oberlausitz ebenso wie in der Gemeinschaft evangelischer Schlesier überaltert sind. Das bedeutet aber nicht, dass sie tot sind. Es wäre auch bedauerlich, wenn man sie vorzeitig für tot erklären würde. Denn der schlesische Protestantismus beiderseits der Oder-Neiße-Grenze hat eine wichtige Aufgabe. Er wird gebraucht als Bindeglied und Brückenbauer unserer Kirchen und Völker für den Aufbau einer neuen, einer vom christlichen Geist bestimmten ökumenisch-europäischen Zukunft. Ein beredtes Zeugnis für diesen Willen ist die im vergangenen Jahr erschienene Dokumentation „Brücken nach Polen“, in der über 30 vertriebene evangelische Schlesierinnen und Schlesier über ihren, zum Teil jahrzehntelangen, Einsatz für die alte Heimat und die jetzt dort lebenden Menschen berichten⁵¹.

48 In Breslau, Groß Wartenberg, bei der Kirche Wang und in Waldenburg. Die Errichtung einer fünften Sozialstation in Grünberg ist für 2004 vorgesehen.

49 Zwei in Niederschlesien: Breslau und Schweidnitz, vier in Oberschlesien: Oppeln, Ruppau bei Rybnik, Kattowitz, Hindenburg.

50 N. v. Selchow, Spuren und Wirkungen (wie Anm. 47), S. 219.

51 Christian-Erdmann Schott (Hg.), Brücken nach Polen. Berichte aus der Gemeinschaft evangelischer Schlesier, Würzburg 2003, 222 Seiten.

ABSCHLIESSEND: EINIGE HINWEISE FÜR ANFÄNGER

1. In diesem Überblick ist die nördlich der alten deutschen schlesischen Grenze gelegene Kreisstadt Fraustadt, heute Wschowa, nicht erwähnt worden. Der Grund dafür ist: Fraustadt war ursprünglich Teil des Herzogtums Glogau, gehörte aber seit 1343, also seit Kasimir III., dem Großen (reg. 1333-1370), zu Polen und später zur preußischen Provinz Posen. Erst 1938 ist es zur Provinz und 1939 zur Kirchenprovinz Schlesien gekommen. Diese kurze, späte Zugehörigkeit hätte hier eine Erwähnung nicht gerechtfertigt, wenn nicht daran erinnert werden müsste, dass das so genannte „Fraustädter Ländchen“ kulturell und von der gesprochenen Mundart her immer zu Schlesien gehört hat. Bei dem größten Sohn der Stadt, dem zu seiner Zeit deutschlandweit bekannten Prediger und Kirchenliederdichter Valerius Herberger (1562-1627) kann man die geistige Nähe zum evangelischen Schlesien noch heute deutlich erkennen⁵².

2. Bei der Arbeit mit Kirchenbüchern aus Schlesien dürfte wichtig sein, sich den Typ von Kirche klarzumachen, dem diese Verzeichnisse zuzuordnen sind. Wie in kaum einer anderen Region Europas sind sehr viele Kirchen der schlesischen Protestanten aus klar erkennbarer historischer Veranlassung gebaut oder ausgebaut worden. Darum lohnt es, zur Erhellung des geschichtlichen Umfeldes im Einzelfall die Frage zu stellen, ob es sich um eine Grenz-, Zufluchts-, Friedens-, Gnaden- oder Bethauskirche handelt.

3. Durch Kriege, Brände, Plünderungen, Unachtsamkeit, vor allem aber durch die Ereignisse ab 1945 sind viele Kirchenbücher verloren gegangen. Im Grunde ist es erstaunlich, dass überhaupt noch so viel erhalten blieb, wie tatsächlich da ist. Dafür verweise ich auf die im Folgenden angegebene Literatur.

4. Das Erzbischöfliche Diözesanarchiv in Breslau hat keine Verluste erlitten und verfügt auch über zahlreiche Kirchenbücher von rekatholisierten Gemeinden. In der Regel haben die katholischen Geistlichen bei Übernahme der Kirche und des Kirchengutes auch die Kirchenbücher erhalten und weitergeführt. Auch haben die katholischen Ortspfarrer die Kasualien eingetragen, die, mit ihrer Erlaubnis, an anderen Orten stattgefunden ha-

52 Christian-Erdmann Schott, Fraustadts Bedeutung für die Kirchengeschichte. In: JSKG 75, 1996, S. 23-44.

ben. Das heißt, die katholischen Pfarrer haben auch die evangelischen Kasualien eingetragen⁵³.

5. Schon 1919 hat der damalige Vorsitzende des „Vereins für Schlesische Kirchengeschichte“, Gerhard Eberlein, beklagt, dass es für die evangelische Pfarrerschaft Schlesiens kein Pfarrerbuch gibt. Diese Klage muss auch ich erheben. Wir haben zwar für die meisten Kirchenkreise Prediger-geschichten, die aber ergänzungsbedürftig sind. Es ist zu bedauern, dass wir dieses Problem bisher keiner befriedigenden Lösung zuführen konnten. Unser verstorbene Ehrenmitglied, Pfarrer Johannes Grünewald, hat an der Erstellung einer Presbyteriologie fast sein ganzes Leben lang gearbeitet. Zahlreiche Vorveröffentlichungen sind bereits im „Jahrbuch für Schlesische Kirchengeschichte“ erschienen. Darauf kann hier hingewiesen werden. Im Übrigen behält der Vorstand das Projekt im Auge.

LITERATUR

I. Quellen und Gesamtdarstellungen

- Benrath, Gustav Adolf u.a. (Hg.), Quellenbuch zur Geschichte der evangelischen Kirche in Schlesien. (Schriften des Bundesinstituts für ostdeutsche Kultur und Geschichte, Bd. 1), München 1992
- Conrads, Norbert (Hg.), Deutsche Geschichte im Osten Europas: Schlesien. Berlin 1994
- Eberlein, Hellmut, Schlesische Kirchengeschichte, 4. Aufl., Ulm 1962
- Erbe und Auftrag der schlesischen Kirche. 1000 Jahre Bistum Breslau, hg. von Winfried König – Dziedzietwo poslannictwo slaskiego Kosciola; 1000 lat diecezji wroclawskiej, wydwa Winfried König, Dülmen 2001
- Geschichte Schlesiens, Bd. II: Die Habsburger Zeit 1526-1740. Im Auftrag der Historischen Kommission für Schlesien, hg. von Ludwig Petry und Josef Joachim Menzel, 2. Aufl., Sigmaringen 1988
- Geschichte Schlesiens, Bd. III: Preußisch- und Österreichisch Schlesien 1740-1945. Im Auftrag der Historischen Kommission für Schlesien in Verbindung mit Konrad Fuchs und Hubert Unverricht, hg. von Josef Joachim Menzel, Stuttgart 1999, 2. Aufl. in Vorbereitung
- Die Geschichte der Evangelischen Kirche der Union. Ein Handbuch, 3 Bde., hg. im Auftrag der Evangelischen Kirche der Union von J. F. Gerhard Goeters und Joachim Rogge, Leipzig 1992-1999

⁵³ Johannes Grünewald, Die noch vorhandenen Kirchenbücher Schlesiens und ihre derzeitigen Lagerorte. In: Schlesisches Geschlechterbuch, Bd. 178 (4. schlesischer), Limburg 1978, S. XIV-LVI, hier S. XVI-XVII.

- Köhler, Joachim/Bendel, Rainer (Hg.), Geschichte des christlichen Lebens im schlesischen Raum. (Religions- und Kulturgeschichte in Ostmittel- und Südosteuropa, Bd. 1), 2 Teilbände, Münster 2002
- Marschall, Werner, Geschichte des Bistums Breslau, Stuttgart 1980
- Schlesische Lebensbilder, Bd. I-VIII, hg. von der Historischen Kommission für Schlesien, verschiedene Orte, 1922 - 2004

II. Periodika

- Archiv für Schlesische Kirchengeschichte (kath.), Bd. 1, 1936 - Bd. 6, 1941; Bd. 7, 1949ff.
- Beiträge zur ostdeutschen Kirchengeschichte (ev.), Bd. 1, 1996ff.
- Jahrbuch der schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau, Bd. 1, 1955 - Bd. 18, 1973; Bd. 19, 1978ff.
- Jahrbuch für Schlesische (Kirche und) Kirchengeschichte (ev.), Bd. 1, 1882 - Bd. 31, 1941; NF 32, 1953ff.
- Oberschlesisches Jahrbuch, Bd. 1, 1985ff.

III. Kurzgefasste Überblicke

- Schott, Christian-Erdmann, Schlesiens Bedeutung für den europäischen Protestantismus. In: JSKG 80/2001, S. 51-64.
- Viertel, Gerlinde, 500 Jahre Diakonie in Schlesien – ein Abriss. In: JSKG 80/2001, S. 65-84.
- Meyer, Dietrich, Schlesiens Beitrag zum evangelischen Kirchenlied. In: JSKG 80/2001, S. 85-96.
- Rogge, Joachim, Der Weg einer Kirche. Die Evangelische Kirche der Union zwischen 1817 und 1995. In: JSKG 75/1996, S. 227-244.
- Schott, Christian-Erdmann, Die evangelische Kirche und das geistig-geistliche Erbe der Vertriebenen. In: JSKG 82/2003, S. 1-18.
- Schott, Christian-Erdmann, Schlesische Kirchengeschichte. In: www.theologie-online.uni-goettingen.de – Kirchengeschichte – speziell.
- Gemeinschaft evangelischer Schlesier (Hilfskomitee) e. V.: www.gesev.de.

Christian-Erdmann Schott, Podstawowe daty w historii kościoła ewangelickiego na Śląsku.

Wykład ten został wygłoszony w czasie sesji naukowej w Ewangelickiej Akademii w Görlitz, mając na celu udzielenie młodemu pokoleniu wprowadzenia do historii śląskiego kościoła. Autor koncentruje się przy tym na kilku wybranych datach zwrotnych, które wywarły największy wpływ na losy śląskiego protestantyzmu, i wyjaśnia pokrótce znaczenie lat 1522/3 dla zaprowadzenia reformacji we Wrocławiu, 1622 r., gdy zapoczątkowano kontrreformację w Hrabstwie Kłodzkim po przegranej bitwie pod Białą Górą w 1620 r., pokoju westfalskiego 1648 r., śmierci ostatniego śląskiego Piasta, księcia legnickiego Jerzego Wilhelma w 1675 r., konwencji w Altranstädt w 1707/9 r., zdobycia Śląska przez króla Prus Fryderyka II w 1740 r., przyłączenia części Górnych Łużyc do Śląska w 1816 r., powstania „Unickiego kościoła ewangelickiego na polskim Górnym Śląsku” w 1923 r. na obszarach Górnego Śląska, które przypadły w udziale Polsce, trójpodziału śląskiego kościoła ewangelickiego na 1. diecezję Kościoła Ewangelicko-Augsburskiego w Polsce, 2. Ewangelickiego Kościoła Śląskich Górnych Łużyc, 3. Wspólnoty Ślązaków wyznania ewangelickiego w Republice Federalnej Niemiec. Już z tego przeglądu wynika, że autor kładzie szczególny nacisk na najnowszą historię XX wieku i chciał zapoznać młode pokolenie, zarówno po polskiej, jak i po niemieckiej stronie ze skomplikowanymi stosunkami panującymi przed i po drugiej wojnie światowej.

Aus den Tagebüchern von Oberkonsistorialrat Walter Schwarz 1941-1945

VON DIETMAR NESS

Vorgestellt wird in diesem Beitrag eine Quelle zur schlesischen Kirchengeschichte des Zweiten Weltkrieges, deren Existenz seit langem bekannt ist, die auch auszugsweise¹ in wenigen Exemplaren kopiert, aber bisher nicht gedruckt wurde. Es wird hier also Walter Schwarz zu Wort kommen, unter weitgehendem Verzicht des Bearbeiters auf kommentierende Zusätze. Der Charakter des Vortrages² bleibt dabei gewahrt, Zitate sind (mit Datumsangabe) kursiv gesetzt.

DER AUTOR

Zum Autor so wenig wie möglich, so viel wie nötig: Walter Schwarz³, geboren 1886 in Hirschberg, ordiniert 1912 in Breslau, 1913 Pfarrer in Charlottenbrunn, 1916 als Jugendpfarrer in die Provinz Posen berufen, wo ihm zusätzlich die Leitung der Pressearbeit übertragen wurde. Als nach dem Weltkrieg Posen an Polen fällt, kehrt er nach Schlesien zurück und wird zum Direktor des „Evangelischen Preßverbandes für Schlesien“ berufen. In diesem über Pressearbeit im heutigen Sinne weit hinausgehenden Arbeitsgebiet erwirbt er sich gründlichste Personal-, Orts- und Sachkenntnis über die Kirchenprovinz Schlesien; es wird nicht zuletzt dieses dazu geführt haben, daß er durch den Preußischen Landeskirchenausschuß zum theologischen Oberkonsistorialrat berufen wird, vorerst kommissarisch, mit Wirkung vom 1. Juli 1936. Die Berufung wird begrüßt, gestützt, wohl auch gefördert durch den schlesischen Provinzialkirchenausschuß. Es ist eine Personalentscheidung im Zusammenhang mit dem Versuch, nach dem völligen Scheitern der ersten Phase nationalsozialistischer Kirchenpolitik, durch die DC die Kirche zu beherrschen, zu einem vermittelnden und kirchlichen Weg zurückzufinden. Und wie der Provinzialkirchenausschuß

1 Tagebuchnotizen. Oberkonsistorialrat Walter Schwarz 1941-1945 in Auszügen, die von ihm selbst bestimmt worden sind. Archiv GeS E 16, 138 Bl.

2 Er wurde gehalten auf der Jahrestagung *Die schlesische evangelische Kirche im zweiten Weltkrieg* des Vereins für schlesische Kirchengeschichte vom 18.-20. Oktober 2002 in Eisenach. Eine vollständige kommentierte Edition der Tagebücher wird vorbereitet.

3 Vgl. ausführlich: Eberhard Schwarz, *Pro Ecclesia – jenseits der Fronten. Zum Gedenken an Oberkonsistorialrat D. Walter Schwarz 1886-1957*. In: JSKG 65, 1986, S. 7-53.

als damalige Leitungsspitze von Anfang an energisch die Entfernung der 1933 zur Leitung eingesetzten Männer fordert, so erklärt auch Walter Schwarz, das Amt nur annehmen zu wollen, wenn Dr. Fürle, Kirchenrat Griesdorf und Propst Jenetzky aus der Behörde abberufen werden⁴. Konsistorialpräsident wird, drei Monate nach der Berufung von Schwarz, der Kirchenjurist Johannes Hosemann, ein Mann „mit kirchlichem Verständnis“⁵ und ohne jede Affinität zu NS und DC. Schwarz ist als geistlicher Oberkirchenrat Stellvertreter von Bischof Zänker⁶ in all dessen geistlichen Funktionen; er ist es umso mehr, als und weil ja Zänker 1939 zwangsbeurlaubt und dann zum 1.12.1941 zwangspensioniert wurde. Dieses Fehlen einer bischöflichen Spitze führte zu der Hilfskonstruktion eines „Geistlichen Dirigenten“; nachdrücklich hatte schon Anfang 1940 Hosemann beim Evangelischen Oberkirchenrat gefordert, daß Schwarz – stellvertretend, so lange Zänker beurlaubt sei – dessen Funktionen vollständig ausfüllen müsse, und „spätestens mit der Pensionierung Zänkers sollten wir Schwarz den Titel des „Geistlichen Dirigenten“ nicht mehr vorenthalten, wie es prinzipiell und absichtsvoll die Naumburger BK getan hat“. Schwarz hat sich – ohne den Titel – sachlich in der bischöflichen, geistlichen Leitung der schlesischen Kirche gesehen und ist außer von den Naumburgern und den (inzwischen in sich gespaltenen) DC von allen anderen auch so gesehen worden.

DIE QUELLE

Es handelt sich um fünf einfache Schreibkladden, der erste Eintrag datiert vom 25. August 1941, der letzte vom 23. Dezember 1945; von vorlaufenden Notizen, die es gegeben haben dürfte, ist nichts bekannt. Geschrieben sind sie mit Tinte oder Bleistift, in inzwischen leider so verblaßter Schrift, daß vieles nicht mehr entzifferbar ist und wohl verloren wäre, hätte nicht er selbst seine Mitarbeiterin, Frau Dr. Lindner, Auszüge fertigen lassen. Eine vollständige Abschrift existiert in der Familie; sie konnte eingesehen und verwertet werden.

Was bieten die Aufzeichnungen? Es ist einfacher zu sagen, was sie nicht bieten: einen fortlaufenden, in sich geschlossenen Text. Keine Geschichte

4 Staatsarchiv Breslau, Bestand II, 52 Różne Zespoły Ewangelickie 6/63, Protokollabschriften des Provinzialkirchenausschusses, Prot. vom 10.3. und 3.4.1936; cf. auch Prot. vom 19.2.36.

5 Tagebuch Walter Schwarz, Eintrag vom 11.5.1943.

6 Wilhelm Rahe (Hg.), Bischof Otto Zänker (1876-1960). Ein Beitrag zur jüngsten Kirchengeschichte Schlesiens und Rheinland-Westfalens, Ulm 1967.

der schlesischen Kirche im Krieg, beschreibend oder reflektierend. Sie bieten ein Itinerar, aber kein lückenloses. Es scheint sehr zufällig, was ihm notierenswert ist, was nicht. Knappe Hinweise, knappe Urteile über Personen und Ereignisse; vieles ist nur angedeutet und bedarf der Erläuterung und Ergänzung durch andere Quellen. Zusammenhänge ergeben sich allenfalls im Versuch thematischer Ordnung und Zusammenfassung; und in dieser Weise wird hier auch vorgegangen, wenn ich versuche, in einer Reihe relativ lose aneinandergereihter Stichworte einen Einblick zu geben.

I. DIE NEGATIVEN RAHMENBEDINGUNGEN

Die ersten beiden Sätze, vom 24.8.1941: *Nach 4wöchentlichem Urlaub Dienstantritt. Man spürt, wieviel schmaler wieder die Basis der Kirche geworden ist. Man könnte diese Aussage über weite Teile der Aufzeichnungen stellen und entfalten.*

STICHWORT: BOLSCHEWISIERUNG

Was Walter Schwarz sehr zu schaffen macht, ist die Beobachtung eines inneren Verfalls des Volkes, von Sitte, Moral, Recht und Religion, und er hat dafür wiederholt ein Wort: „Bolschewismus“. 8.3.43: *Die Lage des Vaterlandes lastet schwer auf uns. Immer deutlicher zeigt sich, dass die Arbeitsverpflichtung, die die Menschen aus ihren Betrieben in die Munitionsfabriken reißt, eine Proletarisierung ohne gleichen mit sich bringt. Wir gleiten, nein stürzen in den Bolschewismus hinein, und keiner sieht, weder militärisch noch innenpolitisch, den Ansatz zu einer wirklichen Wendung.* 11.8.44: *Sehr bemerkenswert das Bild, das die Superintendenten entwerfen: die Jahrgänge 1928/29 sind zum Schippen eingezogen; in Trebnitz haben die Jungen den ganzen Tag Dienst, Beerensuchen, Kartoffelschälen etc. Ähnlich in Glogau: Altpapier sammeln usw. Wann soll noch kirchliche Unterweisung statthaben? Die Kantoren sind zum Schippen eingezogen, sicher auch viele Vorleser [...] ich fürchte für unsere Gemeindebelferinnen. Eine ungeheure Belastung der Versorgung der Gemeinden. Und im ganzen ein Stoß in den Bolschewismus hinein.* Am 7.12.44: *Die Hitler-Jugend vom Bartholdunternehmen kommt zurück, in Goldberg aber nicht die Jugend der höheren Schulen. Diese 14 Jungen kommen wohl nie mehr in die höhere Schule. Auch ein Stück Bolschewisierung. Seit 1933 marschieren die Jungen und lernen nicht mehr. Daher der Abstieg auch in den technischen Wissenschaften, der sich jetzt bitter rächt.* 22.2.43: *Das Internat in Glatz hat keinen Geistlichen mehr, sondern einen Studienrat als Regens. Kruzifixe und Tischgebet abgeschafft. Was unterscheidet uns vom Bolschewismus?* 11.11.44: *Die Schulkinder, die heute im Kriegseinsatz sind, 14- und 15jährige, werden wohl kaum noch in die Schule zurückkehren. Auf allen Seiten geht*

die Proletarisierung des deutschen Volkes im Sturmschritt voran. Man hört, dass die zu Ostern zur Entlassung kommende Schuljugend bereits im Dezember 1944 entlassen wird und zwar zum Schanzdienst!, dass die Schulen in Breslau vom 2.12.1944 bis Ende Januar 1945 Ferien (Koblemangel) machen. Das wäre das Ende der Schule und – – der endgültige Sieg der Hitler-Jugend (von der Schwarz an anderer Stelle sagt, in ihr sammle sich alles an kommunistischen Elementen/8.4.43). Es scheint in Niederschlesien besonders schlimm zu sein [...] die Lehrerbildungsanstalten, die Napola und die Heimschulen sind weiter in Betrieb, also die Förderung der Parteiauslese. Alles andere wird hinabgestoßen in die ungelernete Masse – – auch unsere Kinder, soweit sie nicht im Alter schon darüber hinaus sind. Und er erinnert an Edzard Schapers Buch „Sterbende Kirche“ und darin den erschütternden Traum der Ljusja von der antlitzlosen Menschheit im bolschewistischen Rußland.

Und hier sieht er weite Zusammenhänge, wenn er am 30.1.1943 notiert: *Zehn Jahre! Eine kurze Zeit. Es ist zuviel verlangt, die Reden im Rundfunk zu hören. Eine andere Welt! Wenngleich schon klar ist, dass wir zusammenstehen müssen zum Äußersten gegen die Flut im Osten, vor der wir alle anderen Dämme zerbrochen haben. Die Einführung der Arbeitspflicht bedeutet, dass Deutschland immer mehr zu russischen Methoden greift und greifen muss. Es ist ein Gesetz der Geschichte, dass der am weitesten fortgeschrittene Gegner dem anderen seine Gesetze auflegt. Also hinein in die totale Kriegswirtschaft, d.i. Proletarisierung.* Und am 7. Oktober: *Es wird einmal unverständlich sein, dass England und Deutschland sich nicht in der Abwehr des Bolschewismus gefunden haben; es bleibt eine Schuld Deutschlands, dass es mit Rußland in einer Sicht gesehen wird.*

Äußerer und innerer Verfall Deutschlands entsprechen sich, ja bedingen einander. Und mitten darin Kirche, Gemeinde. Sie muß lernen, mit kriegsbedingten Einschränkungen zu leben, und mit ideologie-bedingten Einschränkungen. Ich liste auszugsweise auf, was das Tagebuch über die schmaler werdende Basis der Kirche notiert. Am 25.8.1941: *Was zum 1. Juli [1941] noch aufgehalten werden konnte, ist geschehen: die christlichen Kindergärten sind verboten [...] sie werden von der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt „übernommen“, obgleich in kirchlichen Gebäuden. Sollen die Kirchengemeinden sie schließen und mit Vertrag Inventar und Raum mietsweise übergeben, oder, um allen Schein einer Billigung zu vermeiden, alles nehmen lassen? Vor meiner Rückkehr hat sich Innere Mission und Konsistorium für das erste, die katholische Kirche für das zweite entschieden. Dies führt zu größerer Erregung des Volkes, jenes hat den einzelnen Pastor nicht vor dem Vorwurf der Sabotage geschützt; so ist Sup. [Hellmuth] Bunzel in Reichenbach u.E. in öffentlichen Plakaten deswegen beschimpft worden.*

26.8.41: *Ich schlage vor, auf den üblichen Bescheid der Konventsreferate 1939 „die Aufgaben der Seelsorge im Krieg“ zu verzichten. Ganze Teile sind durch Verbot stillgelegt. Kein Pastor darf religiöse Schriften an die im Feld stehenden Gemeindeglieder*

schicken, keine Schriften in der Gemeinde verteilen. Und warum soll coram publico gesagt werden, was der Geistliche noch tun kann! Um auch dafür ein Verbot heraufzubeschwören?

29.8.41: *Nach den Kindergärten werden die kirchlichen Gemeindepflegestationen an die Reihe kommen [...].*

26.10.41: *Gestern im Abendblatt steht die Nachricht »Mit Rücksicht auf die besonderen Erfordernisse in der Kriegswirtschaft werden das Reformationsfest auf den nachfolgenden und der Buß- und Betttag auf den vorübergehenden Sonntag verlegt«. – Also wie Himmelfahrt, nur dass damals noch Strafen in unbeschränkter Höhe angedroht wurden für den Fall, dass ein Pastor Gottesdienst halten würde. Tatsächlich ist [deshalb] Pastor Hein in Heinzendorf zu 300 M Geldstrafe verurteilt worden.*

13.12.41: *Eine Verordnung verbietet bei Gemeinschaftsfeiern das Lichtbrennen auf den Weihnachtsbäumen. Ich wollte annehmen, dass Christfeiern in der Kirche keine Gemeinschaftsfeiern sind; Konsistorialrat Scherrer ging aber im Oberpräsidium fragen und bekam natürlich die zu erwartende Antwort. Dabei werden die Parteiformationen sicher ihre Lichtabende erhalten, wie sie auch am 9.11. die Namen aller Gefallenen verlesen haben, was in der Kirche ebenfalls verboten war.*

30.4.42: *Heute erst [nach 2 Wochen ohne Einträge] konnte ich ein Heft zur Fortsetzung der Aufzeichnungen erhalten. Im selben Laden fragten die Leute vergeblich nach Briefpapier. In der ev. Buchhandlung fragte eine Mutter vergeblich nach einem Neuen Testament für ihre Tochter: keine Bibel, kein Gesangbuch mehr zu haben. Sie werden teuer werden und wieder geschätzt werden.*

23.2.43: *Erlaß von Lammers [...], der alle Kinderheime der SS bzw. der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt ausliefert. Dies zu unserer Zeit. Das würde für den Friedensort 200 Diakonissen in der Kinderarbeit betreffen! Und wenn sie gar zur Tätigkeit unter NS-Leitung gezwungen werden?*

14.10.43: *Nachmittags in Buchhandlungen, um Schriften fürs Feld zu suchen. Es wird gerade noch einmal möglich sein, den Geistlichen eine Schrift zu senden; Weibachten werden wir mit leeren Händen dastehen.*

29.1.44 in Mechtal: *Durch das Morgengeläut geweckt. Sie wissen noch nichts von der Verordnung Ende des Jahres, dass zwischen 18 und 8 Uhr das Geläut zu schweigen hat. Luftschutzmaßnahmen. Weiss man, ob es notwendig ist? Aber schwer lastet das Schweigen der Glocken über dem Lande.*

16./17.3.44 *Besuch von Pfr. Büchsel, Bethanien, der mir den Stoß gegen die konfessionellen Krankenanstalten berichtete und um Direktion bat. [...] Information bestätigt; erste Aufgabe: Evakuierung von Breslau, zunächst die Krankenanstalten im Inneren [...] Nicht zu bezweifeln die Absicht, bei dieser Gelegenheit die konfessionellen Krankenanstalten zu erledigen: Mittel: Sprengung der Gemeinschaft der Schwestern durch Versetzung der Diakonissen nach Allerheiligen, der Ärzte durch Verlagerung der einzelnen Abteilungen, der Kranken durch Evakuierung und Betreuung durch*

weltliche Schwestern. Kaum die Möglichkeit sich zu wehren, da Sabotage und Absetzung der Vorstände die Folge. Partei befiehlt dem Staat und der Stadt. Offenes Ende der Selbstverwaltung.

16.8.44 in Anhalt/OS: Die Gemeinde muss schippen. Sonnabend Nachmittag und den ganzen Sonntag. Ich riet dem Pastor früh 6 Uhr eine Andacht in der Kirche zu halten; er muss mit schanzen, wie auch der katholische Pfarrer.

30.10.44: Der neue Wehrmachtsdekan stellt sich vor. Seine bisherige Stelle aus grundsätzlichen Erwägungen abgebaut. „Wir befinden uns in Liquidation“ sagt er. – Die gleichen Erfahrungen machen wir auf dem Gebiet der Seelsorge bei den Strafanstalten. Der Generalstaatsanwalt Breslau schrieb uns kurz: wegen des Kriegseinsatzes finden Gottesdienste nicht mehr statt; Seelsorge bleibe bestehen. Der Kattowitzer begründete ausführlicher: Sonntag vormittag müssen die Gefangenen arbeiten; im übrigen fehle das Aufsichtspersonal. – Auf dem Wege völliger Trennung von Kirche und Staat, ohne dass die Kirche deswegen frei würde. Es wollen sich Anzeichen bemerkbar machen, dass die Partei die Lösung der Kirchenfrage vordringlich halte; das heisst Bormann!

28.11.44: Kirchen und Vortragssäle dürfen nicht mehr geheizt werden. Etwa angefabrene Kohlen sind beschlagnahmt. Ein schwerer Schlag für die Gottesdienste; zunächst in Breslau. Ich habe Abendwache von 19 bis 22 Uhr.

10.11.44: Man kann die Kirche so fein still ausschalten, ohne grosse Gegnerschaft zu dokumentieren. Die Dienstverpflichtung der Mädchen ist eine bequeme Gelegenheit, und die Arbeitsämter, die den Ortsgruppen und Kreisleitern gegenüber kein Rückgrat haben, leisten willige Hilfe. Wird den Pfarrfrauen mit 3, ja 4 Kindern das Hausmädchen genommen, dann können sie nicht mehr in der Gemeinde helfen, müssen vielleicht gar zu ihren Eltern ziehen. Es ist erreicht, was man wollte: Stilllegung des Pfarrhauses.

STICHWORT: PFARRERSCHAFT

Kriegseinsatz und Kriegsverlust⁷ der Pfarrer: wiederholt stehen hier nüchterne Zahlen. 17.10.43: Bisber in Schlesien 77 Pfarrer und Vikare gefallen, 13 Pfarrer, 9 Pfarrvikare und 1 Vikar vermisst. Und mehr als ein Jahr vorher schon (24.6.42): Neue Einziehungen. Wir sind am Ende unserer Hilfe; wir haben auch keinen Pastor mehr, den wir kommissarisch verschicken könnten. Es ist erreicht, was die Partei will: Pastoren werden eingezogen, fallen, die Gemeinden verwaisen. Dazu Zahlen vom 30.6.42 (Tgb. 14.7.): Es sind 424 Pastoren und ordinierte Vikare in Schlesien eingezogen, 52 nicht ordinierte, 20 [sind] Kriegspfarrrer, dazu noch 5, insgesamt 501. Wiederholt wird, mit Orten und Namen, die übermäßige Belastung der zuhause Gebliebenen durch die Vertretung der eingezogenen Amtsbrüder thematisiert.

⁷ Vgl. JSKG 32, 1953, S. 182-190: Das Opfer der schlesischen evangelischen Pfarrer 1939-1946; JSKG 51, 1972, S. 136-142.

Und die Frage des theologischen Nachwuchses, auch mehrfach variiert: 1.9.41: *Kriegsexamen, eine Not für beide Teile: der eine weiss nicht, was er sagen, der andere, was er prüfen soll. Vikar Heinze, der ein besonders gutes 1. Examen gemacht hatte, bestand diesmal. Wie konnte man einen Soldaten, der vom Balkan kam und mit Tropenausrüstung für neue Order bereit stand, durchfallen lassen! Bei aller nüchternen Einschätzung des wissenschaftlichen Rüstzeugs – es wird einst fehlen, wie es noch heute den Weltkriegsexaminanden fehlt, zum Schaden der Gemeinden.*

Und wenig später, 8.11.41: *Ordination. 8 Ordinanden, 6 von ihnen Soldaten. 22 waren geladen; also fast 2/3 hatten vom Militär keinen Urlaub erhalten. Und am 16.7.42: Heute macht Leutnant Richter seine zweite theologische Prüfung, nachdem er vorgestern sein Rigorosum bestanden hat – ohne je im Vikariat gewesen zu sein. Ich setze mich über die Bestimmung, dass 9 Monate Vikariat verlangt werden, hinweg. Er geht wieder an die Front; erhält erst nach 1 Jahr wieder Urlaub. Das Examen besteht er dann nicht besser. Praktische Ausbildung kann man ihm später auferlegen; die Last des Examens muss man ihm abnehmen. Aber für beide Teile ist so eine Prüfung nicht angenehm.*

STICHWORT: KONSISTORIUM

Die schmale Basis: manches, was keine Kirchengeschichte für erwähnenswert hält und doch auch ein Schlaglicht auf den kirchlichen Alltag wirft, notiert das Tagebuch, etwa die Einschränkungen in der Behörde selber, dem Konsistorium: Reduzierung durch Einziehungen, Reduzierung durch Kriegs- und Schanzeinsätze, Stromsperrern, Kohlenmangel, befohlene Nachtwachen (Feuerwachen) im Bürogebäude. *Scherrer muss nachts patrouillieren, um kommunistische Flugblattverteiler zu fassen. Soweit sind wir im deutschen Reich. (27.9.44). Und weder der Dirigent noch der Präsident bleiben verschont. Hier muß ich nun doch zitieren, was heute schier außerhalb unseres Vorstellungsvermögens ist: als ob der Geistliche Dirigent nicht anderes zu tun habe, notiert Schwarz zum Sonntag, 17.10.44. (Es ist nicht die einzige derartige Notiz): 5 Uhr 10 Sammeln bei der Ortsgruppe Charlottenstraße 62, wo der Schanzerzug zusammengestellt wurde. 5 Uhr 30 mit der Elektrischen zum Bahnhof. Auf seiner Südseite standen wir bis 7 Uhr 40, auf dem Bahnsteig noch eine halbe Stunde, fuhren im Güterwagen nach Domschau. Ich hatte meinen Spaten mit, erhielt dazu noch eine Hacke [...] 10 Uhr 15 Anfang der Arbeit, 13 Uhr Mittag, 14-15 Uhr noch einmal Arbeit. Dann Abrücken wieder nach Domschau [...] mit Sonderzug wieder nach Hause. Ich stieg mit Dr. von Bergmann-Korn aus [...]; der Volkswitz sagt: „V.S.B. / Verein für sinnlose Bodenbewegung [...] ohne Rücksicht auf die Ernte, die Felder, Zeit- und Arbeitsverlust“ (27.9.44).*

II. DIE AUFBAUENDEN BEMÜHUNGEN

Das klingt alles sehr bedrückend und war sicher auch sehr bedrückend und belastend – und ist doch nur gleichsam der Hintergrund für die eigentliche Arbeit „pro ecclesia“. Von der ist im zweiten Teil zu berichten, wieder so fragmentarisch wie nun einmal die Tagebuchnotizen sind. Aber doch zeigen sich Linien, Schwerpunkte. Und sie lassen sich eigentlich alle *einem* Begriff zuordnen: „geistliche Leitung“.

Schwarz nimmt sie in Anspruch. Er übt sie, bewährt sie, setzt sie in konkretes Handeln um und setzt sie in kleinen Schritten durch, so weit es trotz Behinderungen durch den Krieg, durch den NS, durch die BK möglich ist.

An die formale Ausgangslage muß kurz erinnert werden: einmal, daß die preußische Landeskirche und entsprechend also die Provinzialkirche eine weltliche, juristische Spitze hatte, im Präsidenten des Evangelischen Oberkirchenrates, im Präsidenten des Evangelischen Kirchenrates; zum anderen, daß Schwarz eben nicht (Provinzial-) Bischof war, sondern nur gleichsam Vakanzvertreter. Allerdings, und das ist gewiß nicht unwichtig, war es der Konsistorialpräsident Hosemann, der im Zusammenhang mit der Zwangspensionierung Zänkers im Herbst 1941 ausdrücklich gefordert hat, daß Schwarz bischöfliche Vollmachten bekommen müsse; und ohne daß es ausgesprochen wäre, ist doch aus dem gesamten Tagebuch deutlich herauszulesen, daß Oberkirchenrat Schwarz und Konsistorialpräsident Hosemann einträchtig miteinander gearbeitet haben, weil sie in Grundsatz und Ziel einig waren: *Wenn nicht der Präsident kirchlichen Sinn hätte*, formuliert Schwarz einmal ausdrücklich (11.5.43).

Und Schwarz arbeitet zielstrebig; das „Schlüsselwort“ dazu notiert er am 11.10.1941: *Das Kirchenregiment muss die Sache in die Hand nehmen*. Die „Sache“ ist nicht nur die „Ordnung der Ämter“, auf die sich dieser Satz unmittelbar bezieht; die „Sache“ ist die „Ordnung“ der Kirche, und jedenfalls auf der Ebene der Provinzialkirche sah Schwarz sich hier in der durch sein Amt gegebenen Pflicht. Die „Unordnung“, die von außen, durch staatliche Eingriffe entstand, kann ich ja hier ebensowenig darstellen wie die neben- und vor allem auch gegeneinander arbeitenden Kräfte innerhalb der Kirche: die beiden Gruppen der schlesischen BK, die beiden Gruppen der DC, „Einheit und Aufbau“, irgendwo dazwischen das Konsistorium – dazwischen, sagte ich, nicht auf der Seite des Regimes – keine Ordnung, keine Einheit innerhalb der Kirche, und das angesichts dieses Gegners!

STICHWORT: SYNODALER AUFBAU

Das Kirchenregiment muss die Sache in die Hand nehmen – die Wiederherstellung einer geistlich-kirchlich geprägten Ordnung der Kirche in allen Bereichen. Schwarz hatte schon längst damit angefangen: mit der „Konventsordnung“, 1939/40 bereits, die im Tagebuch deshalb nur noch ganz am Rande erwähnt wird⁸. Aber dann ist er gleich bei einem neuen Vorhaben, anfangs wechseln noch die Begriffe: „synodaler Plan“ heißt es, „synodale Ordnung“, „synodaler Aufbau“, „provinzialkirchliches Gremium“, schließlich – und dabei bleibt es dann – „provinzialkirchlicher Beirat“. Ich bin hier in Verlegenheit: nirgendwo fand ich bisher eine hinreichend präzise Information oder Beschreibung dessen, was Schwarz hier eigentlich vorschwebte. Sicher ist, daß von den genannten Begriffen „synodaler Aufbau“ der weiteste ist, ein Fernziel, und daß der „provinzialkirchliche Beirat“, zu dem es dann kam, nur ein Schritt zu diesem Ziel hin sein sollte.

Und nun gebe ich wieder ein paar Zitate: das erste vom 12. Januar 1942: *Mit Bellardi⁹ den synodalen Plan besprochen*; 14. Januar: *Am 13.1. habe ich vormittags im Plenum des Konsistoriums den Entwurf des synodalen Aufbaus vorgetragen und durchgebracht [...] heute nachmittag diesen mit Bellardi besprochen.* [Nochmals also, was die auch durch anderweitige Äußerungen belegbare Vermutung nahelegt, daß er mit Bellardi überhaupt manch Vertrauliches voraus besprochen hat.] Dann, in dichter Folge, einmal angestoßen, ist es, als wolle Schwarz geradezu drängend vorankommen: am 17.1.1942: *Vormittags mit Sup. [Werner] Eberlein den Entwurf betr. synodaler Aufbau [...] vertraulich besprochen. Er steckt noch ganz in synodalen Gedanken, ganz der Sohn des Vaters, voll Mißtrauen gegen das Konsistorium, das er auf seinen Reisen zu den Kreis Pfarrvereinen schürt*; dann, 28.1.42: *Nach Görlitz zum Superintendenten-Konvent, dem ersten, der der synodalen Ordnung zustimmen sollte. Es gelang ohne Schwierigkeit.* Am 18. Februar beim Superintendentenkonvent Liegnitz: *Auch hier wurde der Entwurf des synodalen Aufbaus angenommen*; ähnlich in Breslau am 4. März mit *leichten Änderungen.*

Aber inzwischen waren schon die Bedenkenträger da: Sup. Eberlein kommt namens des Pfarrervereins mit Forderungen; am gleichen Tage „zufällig“, wie Schwarz ausdrücklich vermerkt, auch eine Abordnung der BK. Aus beiden Besprechungen kristallisiert Schwarz stichwortartig folgende Probleme: 1. Vorsitz soll nicht beim Präsident sein; Schwarz dagegen: das sei *politisch einfach notwendig*; 2. Vorschlagsliste solle in den Pfarr-

8 Der Text im Kirchlichen Amtsblatt der Kirchenprovinz Schlesien, Jg. 1941, S. 75-78.

9 Lic. Werner Bellardi (1904-1993), damals Pastor in Klein Tschirne, Kreis Glogau.

konventen bestätigt werden; Schwarz will das *von Fall zu Fall zulassen*. 3. Die BK ist gegen die Zugehörigkeit der Vorsitzenden der Superintendentenkonvente; Schwarz: *Hier blieb ich fest*; 4. BK stellt „Bekennnisfrage“; Schwarz dazu: *Ich lehnte eine Art Pariser Basis wie in der Geschichte des CVJM ab als lutherisch kirchlich nicht tragbar*.

Ich muß straffen: am 26. Mai tritt dieser provinzialkirchliche Beirat, vielmehr erst einmal das „kleine Gremium“, ein erstes Mal zusammen; das Tagebuch nennt die neun Namen¹⁰ (einer fehlt) und notiert dann: *Eingehend zuerst schleppende, dann lebhaft Besprechung. Sie bissen an und gingen einigen von uns schon zu energisch vor. Dabei müssen wir aus der Isolation hinaus auf das offene Meer. Zwei Ausschüsse für kirchliche Lebensordnung und für Fragen des Pfarrernachwuchses wurden gebildet. Danach mit einigen Kollegen beim Glase Rotwein im Monopol.* (Ich lese auch diesen Nachsatz bewußt vor; er wie noch manch anderer geben dem Tagebuch oft eine menschliche Note.) Aus weiteren zahlreichen Notizen gehen nicht nur weitere Treffen des kleinen und eines „vorläufigen“ großen Gremiums des provinzialkirchlichen Beirats hervor, mit Namen der Beteiligten, sondern doch auch etwas davon, was Schwarz wünscht: keine fruchtlosen Diskussionen, sondern für Kirche und Gemeinde fruchtbare Arbeit: in den genannten Ausschüssen für kirchliche Lebensordnung, auch einmal „Christenordnung“ genannt und also ein Pendant für die parallel erarbeitete „Geistliche Ordnung des Pfarrernachwuchses“ und den Ausschuß für Pfarrernachwuchs, zwei weitere, die leider nicht näher bezeichnet sind; jedenfalls ist unter dem 15. November 1943 zu lesen: *Es zeigt sich, wie fest die Mitglieder, sowohl der BK, als auch vom Pfarrerverein, mit der Arbeit verwachsen sind.*

Sicher ist auch: es sollte eine „Synodale Ordnung“ sein, in der nicht mehr die „Gruppen“ bestimmen sollten, weder Gruppen ähnlich denen, wie sie die Provinzialsynoden bis 1932 prägten, noch Gruppen wie sie derzeit bestanden: BK und DC, Einheit und Aufbau und „Neutrale“.

STICHWORT: KIRCHENPOLITISCHE GRUPPEN

Womit wir bei meinem fragmentarischen Überblick über das Tagebuch bei den „Gruppen“ wären. Da sei zum Versuch des synodalen Aufbaus resp. des provinzialkirchlichen Beirats noch unmittelbar nachgetragen ein wichtiger Eintrag zu einer Sitzung am 20. Januar 1943, in der *nicht zur Sprache*

10 Sup. Gerhard Loheyde, Glatz; Sup. Paul Zahradnik, Teschen; Sup. Walter Buntzel, Brieg; Sup. Werner Eberlein, Glogau; P. Alfred Schicha, Habelschwerdt; Herrn von Schönberg, Schönwasser; Schlossermeister Staude, Goldberg; Stocke, Waldenburg; Stadtbaurat Küster, Görlitz; Landgerichtsdirektor Springer, Breslau; Direktor Knodt, Vosswalde.

kam der tags zuvor eingegangene Brief der Pastoren Klein, König, Schmauch¹¹, die eine Mitarbeit absagten und damit das Nein der Naumburger BK besiegelten; und auch, daß dieses Nein dann auch dazu führt, wie Schwarz am 15.8.44 notiert, dass der Bruderrat P. [Arno] Büchner in ein Zuchtverfahren genommen habe, weil er mit dem provinzialkirchlichen Beirat des Konsistoriums zusammenarbeitet.

Das Nein der Naumburger ist radikal und grundsätzlich. Gleich auf den ersten Blättern stehen zwei deutliche Formulierungen. Am 13.9.1941: *Eine scharfe Erklärung des Bruderrates der Naumburger BK gegen die schlesische Konventsordnung: [das] Konsistorium überschreite seine Befugnisse, sei nur Verwaltungsbehörde und vermische nun auch in der Ordnung Polizeiliches und Geistliches.* Und am Tage vorher: *Das Evangelische Konsistorium gab die Parole, in den Kirchenkreisen die Gemeindeältesten zu Konferenzen zu versammeln. Das ist notwendig, weil bei dem Ausfallen der Kreissynoden und der kirchlichen Blätter die Isolierung der Gemeinden und auch der Pfarrer in der Gemeinde zu gefährlich wird. Es gelingt, wo der Versuch gemacht wird, überraschend gut, auch an Wochentagen; in 13 Kirchenkreisen ist der Anfang gemacht. Im Kirchenkreis Trebnitz erklären die der Bekennenden Kirche angehörenden Geistlichen sich nicht beteiligen zu können, da ein Vertreter des Konsistoriums dabei sein werde. Es könnte so aussehen, als sei die Kirche einig und in Ordnung; sie wollten sich daran nicht schuldig machen, ein falsches Bild von dem Zustand der Kirche zu geben. Der Teufel heißt nicht von ungefähr diabolus.*

Dies sind scharfe Formulierungen; und kein Zweifel, daß Schwarz die BK als sektiererisch und separatistisch ansah, als seine wirklichen und einzigen innerkirchlichen Widersacher. Weil aber die bisherigen großen Publikationen von Ehrenforth und gewiß Hornig noch recht nahe an den „Kirchenkampflegenden“¹² sind, muß Schwarz gehört werden; es ist ja keine Identifikation mit ihm gefordert. Ich biete noch mehr Zitate: 17.12.1941: *Pfarrer Hornig und Pfarrer Schmauch, die Führer der radikalen BK besuchen mich, um wegen der Legalisierung der radikalen Kandidaten zu verhandeln, sie hätten noch 6 im Lande. Einer von ihnen, [Gerhard] Sims, hat sich zum Examen beim Konsistorium gemeldet. Die Naumburger sind im Innern doch verbogen durch alle Winkelzüge und nicht frei, im übrigen von ihren historischen Verdiensten so überzeugt, dass sie nicht mehr die kirchlichen Aufgaben der Gegenwart sehen.* – 27.11.42: *Besuch von BK-Vikar [Kurt] Vogelweider, der eingezogen werden soll; BK fordert uk-Antrag vom Konsistorium; dies kann ihn nicht stellen, da der Kandidat ihm nicht untersteht. Nun stellt er Antrag auf Prüfung; wir gewähren Kriegsprüfung, damit wir reklamieren können. Erst wenn ein solcher Kandidat sieht, dass der Bruderrat keine Befugnisse hat,*

¹¹ Johannes Klein, Hochkirch; Helmut König, Bunzlau; Lic. Werner Schmauch, Groß Weigelsdorf.

¹² Vgl. Friedrich Baumgärtel: *Wider die Kirchenkampf-Legenden*, Neuendettelsau 1958.

öffnen sich die Augen für den privatisierenden Ausgang des Weges der BK. – Nach einer Besprechung (auch) mit BK-Leuten am 11.2.43: im übrigen politische Gesichtspunkte, wie sie auch sonst bei den Naumburgern mir entgegentreten: „morgen sind wir am Ruder“; Eindrücke, die zwei Tage später Sup. Eberlein teilt; und dessen Bruder Lic. Helmut Eberlein äußert auf einem Superintendentenkonvent bei einem Gespräch über die Naumburger Synodalbeschlüsse vom August 1943: die Plätze im Konsistorium seien bereits verteilt (20.10.43). Ich bin überzeugt, dass die BK schon lange aus solchen Gedanken heraus nicht zur Einung kommen will mit uns. Sie meint für später: umso besser, je ferner von uns (1.7.43).

Überhaupt die „Gruppen“: ich deutete schon an, daß Schwarz eine Kirche jenseits der Gruppen anstrebte. Notiz vom 1.4.43: *Die Gruppen wollen wieder herrschen, möchten am liebsten den Provinzialkirchlichen Beirat autorisieren [...] zu töricht! Dabei geht das ganze kirchliche Leben an den Gruppen vorbei. Die Initiative liegt ganz beim Konsistorium.* Und wenige Tage später nach einem Gespräch mit Loheyde: *Er hat wenig Einfluß auf seine Gruppe: Einheit und Aufbau. Keiner der wirklich arbeitenden Geistlichen beschäftigt sich mehr mit den kirchenpolitischen Gruppen. Aber daher haben diese Gruppenhengste noch freien Auslauf.* So wird es ihm eine tröstliche Feststellung gewesen sein, ganz spät, November 1944, Pfarrkonvent in Jordansmühl: *Alle Pfarrer – der DC [Gustav] Thiemann und der BK [Walter] Friedrich – vereint mit ihren Frauen zum Abendmahl.*

STICHWORT: AKTIVIERUNG DER LAIEN

Die erstrebte „synodale Ordnung“ mit ihrem Anfang im provinzialkirchlichen Beirat ist nicht der einzige Beleg für das Wirken des Geistlichen Dirigenten „pro ecclesia – jenseits der Fronten“.

a) Da gibt es, vom Konsistorium angeregt, die Konferenzen von Gemeindeältesten, die ich schon im Zusammenhang mit dem „diabolo“-Zitat nannte; drei der weiteren Tagebuchnotizen seien noch gegeben: in Neusalz, 19.10.41: *nicht stark besucht, aber doch innerliche Beteiligung und Aufgeschlossenheit; sogar Bauern sprachen ganz deutlich und klar über die Lage. Die Gemeinden wachen doch allmählich auf.* 19.11.41 in Haynau: *mit guter ländlicher Beteiligung, doch auch mancher Ängstlichkeit, sich kirchlich nicht hervorzuwagen. Kann mir die Behörde die Sicherheit geben, dass ich bei der Partei keine Schwierigkeiten habe, wenn ich Lektor im Gottesdienst bin? Aber auch manches tapfere Bekenntnis: ich wage es.* Am 14.12.41 in Frankenstein: *Die Konferenz zeigt wieder, dass die Männer da sind, wenn die Kirche ruft.*

b) Vorleser und Vorleser-Konvente: seit August 1940 gibt das Konsistorium Lesepredigten¹³ für Vorleser heraus; die Arbeit weitet sich so aus, daß sie ab Anfang 1942 straffer organisiert werden muß: Vorleserkonvente mit Vorsitzenden, dann noch, gesondert, Männer mit dem Recht der freien Wortverkündigung, all das ist hier nicht näher darzustellen. Am 24.9.43 wird bei einer Besprechung der Konventsältesten der Vorleserkonvente eine Gesamtzahl von 218 Lektoren genannt; und nach einem Vorleserkonvent im Mutterhaus Breslau-Bethanien notiert Schwarz: *tröstlich war es, diese etwa 30 Menschen sich bemühen zu sehen um den Dienst in der Gemeinde.* Aber auch, am 24.6.1943: *Jetzt machen auch die Naumburger BK Lektorenversammlungen und hetzen gegen das Konsistorium und reden davon ab, eine Beauftragung durch das Konsistorium anzunehmen.*

c) Am 14. Januar 1942 wird in einer Konferenz der Schlesischen Mutterhäuser der „Entwurf der Ordnung des Amtes der Gemeindehelferin“ besprochen und

d) am 16.11.1942 die „Prüfungsordnung für den einfachen katechetischen Dienst“; *wir wagen es nicht, sie im Amtsblatt zu veröffentlichen, um die gesegnete Arbeit nicht zu gefährden.*

e) Auch erarbeitet Schwarz einen Vertragsentwurf über „Gemeindehelferinnendiakonissen“ und schreibt in diesem Zusammenhang von *viele(n) Schwierigkeiten bei meinem Streben nach stärkerer kirchlicher Führung*, aber ein Jahr später gibt es eine erste Prüfung und dabei die Feststellung: *So sehr sich die Diakonissenhäuser sträuben, sie können sich nicht mehr entziehen der kirchlichen Leitung; die kirchenregimentale Linie hat sich durchgesetzt* (14.6.44; 2.8.1944).

Dieses und manch anderes noch steht unter der Überschrift „Neuordnung der kirchlichen Werke“ (27.4.43). Als Schwarz beim Vorsitzenden der Schlesischen Frauenhilfe, das ist noch Bischof Zänker, in diesem Sinne vorführt, notiert er als Ergebnis, *wie nicht anders zu erwarten: ablehnend [...] Der Verein geht über alles* (27.4.43).

Unverdrossen arbeitet Schwarz an dieser Aufgabe: *Dringend not tut eine Ordnung der Ämter in der Kirche. Die Innere Mission, der Verband der weiblichen Jugend, die Frauenhilfe – alle stürzen sich auf dieselben Gemeindehelferinnen und Pfarrgehilfinnen [...] Das Kirchenregiment muss die Sache in die Hand nehmen* (11.10.41).

13 Vgl. dazu den auf der gleichen Arbeitstagung 2002 von Christian-Erdmann Schott gehaltenen Vortrag: Die schlesische Kirche im Zweiten Weltkrieg. Betreuung und Zurüstung der Gemeinden. In: JSKG 82, 2003, S. 31ff., besonders S. 32-34.

STICHWORT: SUPERINTENDENTENKONVENTE

Wichtig für die Arbeit und Ziele von Schwarz, wichtig auch ganz einfach unter den Beschwerden und Hemmnissen der Kriegszeit, unter der scharfen Beobachtung durch die Gestapo – Stichwort: Post- und Telefonüberwachung – sind die Zusammenkünfte in den sechs „Konventsbezirken“, zu denen regelmäßig die je dazugehörenden Superintendenten zusammengerufen werden: 54 solcher Zusammenkünfte, in der Regel ein Abend und der darauf folgende Tag, nennt das Tagebuch, es nennt nicht alle; auf ihnen wird theologisch gearbeitet; auf ihnen wird all das besprochen, geregelt, was besser nicht in das Amtsblatt kommen sollte, *bleiben oder gehen und all die schwerwiegenden Fragen* (31.7.44); und wie gefährlich das werden konnte, belegt ein Eintrag vom 30.8.44, daß einmal Konsistorialrat [Oskar] Scherrer *sehr aufgeregt war über einen Anruf des Hauptsicherungsdienstes: auf Veranlassung von Oberkirchenrat Schwarz finden Pfarrerversammlungen statt mit dem Thema: was tun, wenn die Russen kommen. Man würde unerbittlich durchgreifen* (31.8.44). Die letzten zwei Superintendentenkonferenzen fanden noch im Januar 1945 statt.

STICHWORT: TESCHENER KIRCHE

Über die Probleme mit diesem, als Kirchenkreis 1941 der schlesischen Provinzialkirche zugeordneten Gebiet wird wiederholt und verhältnismäßig ausführlich berichtet¹⁴; das Zeitlimit des Vortrages erlaubt nur eine Problemanzeige in Form eines Eintrags vom 9.3.44: *Nachmittags besuchte mich [Pfarrer Adolf] Jesch, mit dem ich die Not der Teschener Gemeinden und die von Sup. [Paul] Zabradnik gemachten Schwierigkeiten besprach. Er meinte, in den vergangenen Monaten hätten sich die Wogen geglättet; man sei nüchterner geworden und der Ruf: los von Breslau sei verhallt. Zugrunde liege 1) die politische Enttäuschung, 2) die Enttäuschung, dass das Konsistorium und (der) Evangelische Oberkirchenrat die Teschener Kirche nicht besser hätten schützen können.* Und hier die bittere Not der Sprachenfrage, angedeutet mit einem Tagebucheintrag vom 22.9.1941: *Ein Verbot der schlonsakischen Sprache im Gottesdienst wurde allerdings nicht gegeben, dieses odium schent man. Aber man macht die Position sturmreif auf andere Weise. Die Pastoren wurden zum Ortsleiter oder zum Kommissar bestellt, und es wurde ihnen gesagt: wer noch nicht deutsch gelernt hat in der Zeit seit 1939, ist Staatsfeind. Stellt die schlonsakischen Gottesdienste ein, sie sind staatsgefährlich [...] Ein Pastor erzählte,*

14 Auf der Basis dieser Notizen hat Eberhard Schwarz in der Zeitschrift *Schlesien*, Jg. 15, 1970, S. 133-135, einen kurzen Beitrag *Die Teschener Kirche im Schnittpunkt der Spannungen 1939-1945* geschrieben.

dass er einen Gottesdienst zu halten hatte für einen im Osten gefallenen Sohn eines Vaters, der sein Anwesen verliert und dessen Mutter kein Wort deutsch versteht. Sollte dieser Gedächtnisgottesdienst wirklich in deutscher Sprache gehalten werden? Man schämt sich ein Deutscher zu sein, sagte mir dieser Pfarrer. Und ein anderer: Es ist tragisch: die Leute, die in schlonsakischer Sprache für Deutschland und den Führer beten, sollen es nicht, und es lachen, die schlonsakisch fluchen.

STICHWORT: PREUSSISCHE LANDESKIRCHE

Auch die Zentralbehörde der Preussischen Landeskirche, also der Evangelische Oberkirchenrat (EOK) mit den vielen Konferenzen dort, wird ausgiebig besprochen, mit dem Grundtenor, daß Schwarz an ihm und den Männern dort mit ihrer Arbeit kaum ein gutes Haar läßt: der EOK befinde sich in *vollkommener Lethargie*, schreibt er am 27.12.1943, und im Mai 1944 kennzeichnet Schwarz die Leitung der preussischen Landeskirche mit der Formel *von der Lethargie zur Agonie*.

Dann sind dies die Jahre der 200-jährigen Bethaus-Jubiläen – sie sind Walter Schwarz Festtage der Ermutigung in der sonst so trüben Zeit.

Es gibt die Rüstzeiten für Ordinanden, für Vikarinnen.

Der Griff des Staates nach dem Freiburger Fürsorgeheim, überhaupt nach den Krankenhäusern und Pflegestationen wird immer wieder einmal in kurzen Sätzen thematisiert.

Über die „Geistliche Ordnung des Pfarrerberlebens“¹⁵ wird in vertrautem kleinen Kreis wie auf Pfarrer- und Superintendentenkonventen immer wieder gesprochen; zahlreich sind die Tagebucheinträge bis hin zu der erleichterten Notiz vom 19.8.1944: *Eine ganz große Freude: [Lic. Dr. Gerhard] Hulsch bringt von Krakau 4000 Stück der Geistlichen Ordnung, in den letztmöglichen Tagen in Tarnow gedruckt. Nachdem alle Bemühungen in Wien, in Holland, in Breslau die Ordnung zu drucken, gescheitert sind, ist dies eine Fügung, die ich dankbar empfinde.*

STICHWORT: WISSENSCHAFTLICHE ARBEIT

Eines noch: seine wissenschaftliche Arbeit; auch dafür findet er irgendwie noch Zeit. Weihnachten 1941: *Die Besuche lassen nach vor dem Fest. Ich komme zu weiter schauenden Arbeiten. Wie notwendig ist es, dass man nicht durch Tagesarbeit erdrückt wird [...] ich muss mir den Kopf freihalten.* (19.12.41) Und wenn sein

15 Dazu ein Überblick von Walter Schwarz selbst: Zur Geschichte der Geistlichen Ordnung des Pfarrerberlebens. In: JSKG 33, 1954, S. 107-112.

wichtigstes Arbeiten hier der „Geschichte der Pfarfkonvente“ gilt, über die er bis hin zur Notierung einer Gliederung des Stoffes immer wieder kurz schreibt, dann wird daraus vor allem auch ersichtlich, daß alles das, was wir aufgezählt haben zur Konventsordnung, zur geistlichen Gemeindeordnung und Pfarrerordnung, vom „synodalen Aufbau“, den er aus den geistlichen Wurzeln erstrebt, auch auf gründlicher historischer Forschung basiert.

PERSÖNLICHES

Und Menschlich-Persönliches: die Aufzeichnungen enthalten eine Fülle von Eintragungen. Sie zeigen einerseits, daß Walter Schwarz niemals mit dem Gedanken geschrieben hat, sie könnten „Geschichtsquelle“ sein oder werden; sie zeigen andererseits, daß er es verstand, in aller Anspannung seines dienstlichen Lebens sich Freiräume der Entspannung und Geselligkeit zu schaffen. 29.4.1942: *Kränzchen bei uns. Lektüre: „Das getilgte Antlitz“ von Reinhold Schneider.* Und ähnlich am 16.8.1943: *Kränzchen bei uns. Allmählich wird die Bewirtung ein Problem. Wir lasen eine kluge Abhandlung von Graf York über den abendländischen Staat, das Gespräch über Kirchenmusik in Serapionsbrüdern, die Reiseerzählung von Sup. Nagel-Hirschberg 1825 aus den Akten „Theologischer Verein“ im Sup-Archiv und Reinhold Schneiders neue Sonette, eindrucksvoll die auf Jochen Klepper.* Und sehr ausführlich notiert er 1943 Eindrücke von der *Sommerfrische auf der Bradlerbaude*; ähnlich schon 1942; aber 1944 heißt es dann auch: *Wir bereiten die Sommerfrische in der Bradlerbaude vor. Wir dürfen nur 14 Tage bleiben! Etwas wenig nach einem inhaltsschweren und arbeitsreichen Jahr. Aber zu viel bei der Unruhe, in der man das Haus verläßt.* Kaum zurück, die Meldungen über das Attentat auf Adolf Hitler. Hier mag ein letztes Thema angeschnitten sein:

DER KRIEG

Zum Kriegsverlauf gibt es je und dann eine aktuelle Bemerkung. 11.12.1941: *Kriegserklärung an Amerika. Die Ereignisse sind weit über die Macht der Menschen hinausgewachsen. Ich höre noch in Sapf im August die Spiesser reden: Amerika erklärt uns nie den Krieg; es wird sich seinen besten Kunden nicht schwächen. Diese Bierbankpolitiker. Nun müssen wir den Krieg erklären. – Offenbar ist die Niederlage bei Rostow doch arg und verlustreich.* Am 2.1.1942: *Die Sammlung der Pelz- und Wintersachen, die Verabschiedung der Generäle, beides miteinander kombiniert, in ihren Hintergründen dunkel und darum für alle Gerüchtemacherei offen, dazu die Heeresberichte, die von ständigen Angriffen der Russen melden, von Einbrüchen in unsere Front, Abriegelung, ja von der Landung auf der Krim – all das lastet wie ein*

schwerer Druck auf dem Volk. Und alles wäre halb so schlimm, wenn nicht im Oktober die Siegesfanfare geblasen worden wäre: wir sind fertig in der Hauptsache! Die Wahrheit spielt für die Propaganda eine viel grössere Rolle als man glaubt. 24.1.1943: Die Nachrichten aus dem Osten sind sehr ernst. Immer wieder liegt mir die Schimpfrede des Führers in den Ohren, auf die dummen Heerführer der Russen. Es ist, als erhalte jedes Wort der Hybris seine Strafe; nur dass es unser Volk, unsere Jungen sind, die es ausbaden müssen. 28.7.1944: Noch sind keine Nachrichten über Ausfälle unter den Pastoren während der letzten Vorgänge im Osten, deren Ausmass – trotz des ständigen Vorrückens der Russen – den wenigsten die Augen geöffnet hat. „Frontbeogradigung“, so heisst es, dabei sind Lemberg, Brest-Litowsk, Bialystock und Dunaburg geräumt. Dieser Vormarsch der Russen bleibt rätselhaft. Es ist, als hätten wir eine Schützenkette im Osten [...] Das Vertrauen zu der obersten Führung ist seit langem nicht mehr da. Und am 1. Januar 1945: Mit unbeimlicher Stille drückt die erwartete Russenoffensive auf uns.

Am Tage nach dem Attentat auf Adolf Hitler hatte Schwarz notiert: *Wie es in der Geschichte zu geben pflegt. Die Geschichte läßt sich nicht beschleunigen. Erst muss die Suppe ausgelöffelt werden, die uns eingebrockt ist.*

WAR DAS ALLES UMSONST?

Wenn Schwarz die Turbulenzen der Monate Januar und Februar 1945 beschreibt, die allgemeine Auflösung, den Weg von Breslau über Hirschberg und Görlitz nach Göttingen, dann mag man das mit guten Gründen so sehen und sagen. Wir tun aber Walter Schwarz sehr, sehr Unrecht, wenn wir das so sehen wollten. Ich will oder muß das hier alles weglassen, was über das Jahr 1945 notiert ist.

Nur dieses noch, Eintrag 17.-20. Februar: *Gegen 10 Uhr Ankunft in Göttingen. Wir waren am Ziel nach 3 Nächten, 5 Alarmen, aber doch: wieviel Ursache zum Dank. Wir waren gefahren, bebütet, und hatten unser Gepäck. Der Weg zum Friedländer Weg 22, zu Gabrieles¹⁶ Zimmer, wurde uns schwer durch die ganze Stadt. Dort war Gabriele ausgeflogen, das Zimmer kalt. Wir restaurierten uns notdürftig.*

Und ein weiterer Eintrag, genau acht Tage später: *Ich diktiere Frä. Lindner Briefe und beginne die Liste der schlesischen Pastoren und ihrer Familien. Nachmittags Gänge [in die Stadt], ich kaufe antiquarisch u.a. die Bekenntnisschriften, Alte Hannoverische Agenda und lutherische Väter (Thomasius und Hofmann, die mir immer fehlten). Ein Grundstock der neuen Bibliothek. Man fragt sich: hat es Sinn? Und doch: soll man die Gelegenheit versäumen und nicht Möglichkeiten wahrnehmen? Nimmt Gott sie wieder: ich will ihn dennoch fröhlich ehren.*

¹⁶ Gabriele Schwarz, älteste Tochter von Walter Schwarz, damals Studentin, später Professorin in Göttingen.

Dietmar Neß, Z pamiętników wyższego radcy konsystorza Waltera Schwarza z lat 1941-1945

Walter Schwarz (1886-1957) należy do najbardziej prominentnych postaci z kierownictwa Kościoła w okresie tzw. „walki o zachowanie niezależności Kościoła” (niem. *Kirchenkampf*). Po pierwszej wojnie światowej został on dyrektorem „Ewangelickiego Związku Prasowego dla terenów Śląska”, w 1936 r. wyższym radcą konsystorza i po przymusowym urlopowaniu biskupa Otto Zänkera w 1939 r., a następnie po jego przymusowym przejściu w stan spoczynku w 1941 r. został „duchownym dyrygentem”, a zatem praktycznie zastępcą biskupa Zänkera. Ukazywany tu przyczynek jest wprowadzeniem do jego wielce interesujących zapisków pamiętnikowych z okresu drugiej wojny światowej, które zawierają komentarz do ówczesnych wydarzeń toczących się w państwie i w łonie Kościoła. Neß dzieli je na dwie części: Pierwsza ukazuje krytyczną ocenę reżimu narodowo-socjalistycznego, moralny upadek Niemiec, antykościelne nastawienie państwa i stopniowe ograniczanie zakresu pracy kościelnej przez to państwo, likwidację stanu duchownych (501 śląskich pastorów zostało powołanych do służby wojskowej, do końca 1943 r. zginęło na wojnie 77 proboszczów i wikarych). Część druga informuje o pozytywnych staraniach Schwarza, zmierzających mimo wszelkich opresji do zaktywizowania i umocnienia życia religijnego w zborach. Miał nadzieję, iż nastąpi to poprzez wzmocnienie ustroju synodalnego i ustanowienie rady synodalnej, poprzez odwiedziny wspieranych przez niego konwentów superintendentów jak również przez aktywizację osób świeckich i ich uczestnictwa w życiu religijnym. W tym celu wprowadził on w życie liczne statuty, jak również porządek konwentu, duchowy porządek zborowy i duchowy porządek życia pastorskiego. Artykuł ten zamyka kilka osobistych notatek Schwarza dotyczących jego życia prywatnego, jego pracy naukowej, ostatnich wydarzeń wojny i jego wyjazdu z Wrocławia do Göttingen w lutym 1945 r.

„Entsaget Ihr daher dem Teufel?“ (I Beiträge zur Einführung der Konfirmation in der Oberlausitz

VON PETER MERX

Für Tanja

Mit der Einführung des Dresdner Kreuzkatechismus als sächsischem Landeskatechismus wurden den Pfarrern neben den Katechismuspredigten auch die Katechismusexamina besonders ans Herz gelegt:

„Da jene (sc. Predigten) als ein Platzregen überein schiessen, und bey vielen, sonderlich unter dem gemeinen Mann, wenig davon haftet, so dringet der absonderliche Unterricht, der durch freundliche Gespräche und Nachfragen geschieht, als ein sanffter Regen tiefer durch und schaffet also mehrere Frucht.“¹

Ganz neu war das alles nicht, denn schon die sächsische Kirchenordnung von 1580 hatte eine katechetische Unterweisung vorgesehen:

„Catechismusexamina in der Fastenzeit sind rechte christliche Confirmation oder Firmung, das ist die Bestätigung des Glaubens, so die Pathen anstatt des neugetauften Kindes bekant, darauf das Kindlein getauft worden; wann sie nämlich solches in diesem Examine erinnert und in demselben in ihrem ganzen Leben nachzukommen fleissig ermahnt werden ... Zum fünften sollen die Pfarrer, sonderlich die das erste Mal zu dem hochwürdigen Sacrament des Altars gehen, im Catechismo mit Fleiss examiniren, ob sie denselben gelernet haben, auch ob sie zu der Communion sonsten zugelassen eigentlich erkunden.“²

Auch die Ziele der Unterweisung waren dieselben geblieben: die Tauf-erinnerung, oder besser: der nachgeholte Taufunterricht, und die Feststellung einer Art geistlichen Reife zum Empfang des Heiligen Abendmahls, die in der Form des sog. „Beichtverhörs“ stattfand.³

1 Vgl. dazu D. Martin Luthers Kleiner Catechismus, Auf Churfl. Durchl. Zu Sachsen Gnädigsten Befehl, Vom Ministerio zum H. Creutz in Dresden, durch Frag und Antwort erläutert etc., Dresden und Leipzig 1688, Vor-Bericht, Blatt 4, § 3.

2 Zitat bei Paul Graff, Geschichte der Auflösung der gottesdienstlichen Formen in der ev. Kirche Deutschlands, Band 1, Göttingen 1937, S. 313-314.

3 Dem Kreuzkatechismus beigegeben waren u. a. „Nöthige Fragen, So zum Behuf des Buß- und Beicht-EXAMINIS aus dem Dreßdnischen Catechismo ausgezeichnet worden.“ Dabei handelte es sich um eine Auswahl von 49 Fragen betr. Buße, Beichte, sowie das

Im Laufe des 18. Jahrhunderts bürgerte es sich jedoch auch in Sachsen und der Oberlausitz mehr und mehr ein, dem Katechismusunterricht⁴ durch eine „Confirmations-Feyer“ einen würdigen Abschluss zu verleihen, an der auch die Kinder maßgeblich beteiligt waren.

Der bereits oben erwähnte Begriff „Konfirmation“ wandelte dabei seine Bedeutung: in der sächsischen KO synonym für die Katechismusexamina verwandt, wurde er nun zur Bezeichnung einer neuen Form kirchlichen Handelns.

Wir wollen dies in unserer Arbeit in der gebotenen Kürze nachzuzeichnen versuchen, bevor wir uns einzelnen Konfirmationsformularen zuwenden, wie sie im 18. Jahrhundert in der Oberlausitz entstanden sind.

I.

In der *katholischen Kirche* gehört die Konfirmation, oder besser: Firmung, als deren zweites zur Siebenzahl der dort geglaubten Sakramente. Sie hat die Kindertaufe zur Voraussetzung und wird an Kindern geübt, die in der Regel das zehnte Lebensjahr vollendet haben. Konfirmator ist der Weihbischof.

Der große Kirchenlehrer Thomas von Aquin lehrte,⁵ dass durch die Firmung das mit der Taufe begonnene geistliche Leben ein gewisses Wachstum erfahre, darum wurde sie in der Regel halberwachsenen Kindern erteilt. Sie bestand darin, dass der Bischof den Firmlingen die Stirn salbte, ihnen die Hand auflegte und sie im Namen des dreieinigen Gottes segnete.

Eine nähere Begründung dieses Sakraments erfolgte im Hochmittelalter durch Albertus Magnus, der den Ursprung der Firmung auf Dionysius von Areopagita, einen Märtyrer des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts zurückführte,⁶ während andere Theologen hier die Apostel angaben, die – gemäß Acta 8, 14ff. – im Auftrag ihres Herrn die Geistmitteilung durch Handauflegung weitergaben.

Hauptstück vom heiligen Abendmahl, die den Kommunikanten zur Beantwortung vorgelegt wurden.

4 Vgl. dazu Peter Merx, „Herr Gott, erhalt uns für und für die reine Katechismuslehr.“ – Beiträge zur Geschichte des Katechismusunterrichtes in der Oberlausitz. In: JSKG 81/2002, S. 89-110.

5 Vgl. Albert Hauck, Lehrbuch der Dogmengeschichte, Nördlingen 1887, S. 286, Anm. 3.

6 Ebd., S. 286, Anm. 1. Einen überzeugenden Schriftbeweis bleibt der große Scholastiker jedoch schuldig.

Der fehlende Nachweis der direkten Einsetzung durch Jesus Christus führte dann bei den Reformatoren zu einer generellen Ablehnung des Sakramentcharakters der Firmung. Man gestand ihr lediglich den Rang eines „ritus ecclesiasticus“, einer kirchlichen Handlung, zu. Besonders *Martin Luther* wandte sich scharf gegen die Sakramentalisierung der Firmung: die Einsetzung dieses Sakraments durch Christus sei nirgends im Neuen Testament erwähnt, auch eine Geistverleihung finde bereits in der Heiligen Taufe statt. Also:

„... meide das Affenspiel der Firmelung, welches ein rechter Lügentang ist. Ich lasse zu, dass man firmele, so ferne, dass man wisse, dass GOtt nicht davon gesagt hat, auch nichts darum wisse, und dass es erlogen sey, was die Bischöfe darinnen vorgegeben. Sie spotten unseres Gottes, sagen, es sey ein Sacrament Gottes, und ist doch ein Menschenfündlein ... Sonderlich aber ist zu meiden der Bischofsgötzen lügenhaftig Gauckelwerk, die Firmelung, welche keinen Grund in der Schrift hat, und die Bischöfe nur die Leute mit ihren Lügen betrügen, dass Gnade, Charakter, Maalzeichen drinnen gegeben werden. Es ist vielmehr der Bestien Charakter, Offenb. 13, 1ff.“⁷

Die bei der Firmung geübte Handauflegung fand ebenfalls keineswegs Luthers Billigung. In einer Predigt über die Epistel zum 2. Weihnachtstag im Jahre 1521 äußerte er sich dazu:

„Und hier ist zu mercken, dass der Apostel von dem Sacrament der Firmelung nichts weiss. Denn er lehret, der heilige Geist werde in der Taufe gegeben, wie auch Christus lehret; ja, in der Taufe werden wir aus dem heiligen Geist geboren. Wir lesen wohl in der Apostelgeschichte 8, 17, dass die Apostel ihre Hände legten auf die Häupter der Getauften, daß sie den heiligen Geist empfangen: welches sie (sc. die Katholischen) zu der Firmelung ziehen; so doch dasselbige darum geschah, dass dieselbigen den heiligen Geist in öffentlichen Zeichen empfangen, und mit viel Zeugen reden möchten, das Evangelium zu predigen. Aber dasselbe ist zeitlich abgegangen, und nicht mehr blieben ...“⁸

Beide Belegstellen bringen deutlich zum Ausdruck: wir haben die Taufe als Sakrament, von Christus selbst praktiziert und eingesetzt, und wir brauchen deshalb kein taufergänzendes Sakrament, das die Gabe der Taufe verdunkelt und herabwürdigt. In der Taufe erfolgt die Mitteilung der Gna-

⁷ Zitat bei W. Caspari, Die evangelische Konfirmation, vornämlich in der ev.-luth. Kirche, Erlangen und Leipzig 1890, S. 1, Anm. 1.

⁸ Ebd., S. 1, Anm. 1. Vgl. auch Apologie Art. VII., die die Konfirmation nicht zu den Sakramenten, sondern zu den Zeremonien zählt, die nicht heilnotwendig sind. In: Concordia oder Die Bekenntnisschriften der ev.-luth. Kirche, Zwickau, o. J., S. 158-159.

dengaben durch den Heiligen Geist, eine weitere Geistmitteilung zu einem späteren Zeitpunkt ist daher unnötig.

Nötig ist allerdings, das war Luthers innerste Überzeugung, eine Unterweisung der Getauften in der christlichen Lehre, zur Übung ihres Glaubens und zur Erinnerung an die in der Taufe empfangene Gabe. Zu diesem Ziel entstanden Luthers beide Katechismen, wurden Katechismuspredigten gehalten und anhand des Kleinen Katechismus die Examina durchgeführt.

Der Zeremonie der Konfirmation oder Firmung stand der Reformator jedoch wohlwollend gegenüber: schon 1520 in „De captivitate Babylonica ecclesiae“ hatte er geschrieben: „Wollte Gott aber, daß in unseren Kirchen eine solche Handauflegung in Gebrauch wäre, als zu der Apostel Zeiten gewesen, es wäre gleich viel ob man dieselbe eine Confirmation oder Curation nennen wollte.“ Doch es gibt aus seiner Feder kein verbindliches Formular zu einer solchen kirchlichen Handlung.

Elemente des späteren Ritus der Konfirmation finden wir vielmehr vorgebildet in der Vorrede zur Paraphrase des Matthäusevangeliums des Humanisten *Erasmus von Rotterdam* (1465-1536) aus dem Jahre 1522. Diese Schrift enthält folgenden Vorschlag: In der Fastenzeit vor Ostern sollen dem Volk die Hauptwahrheiten des Christentums in Predigten erläutert werden. Diese Lehrvorträge können auch ältere männliche Jugendliche besuchen. Sie werden hier besonders angesprochen im Hinblick auf die Bedeutung ihres Taufbekenntnisses. Danach sollen sie sich einzeln einer Prüfung durch im Glauben bewährte Männer unterziehen. Haben diese bei der Prüfung den Eindruck, dass die Probanden das Taufbekenntnis nicht nur rein intellektuell verstanden, sollen diese öffentlich neu versprechen, was bei ihrer Taufe die Paten für sie versprochen hatten. Solche öffentliche Erneuerung des Taufbekenntnisses möchte Erasmus mit feierlichen Zeremonien ausgestattet wissen, damit den Probanden das ganze Gewicht einer solchen kirchlichen Handlung bewusst werde.

Nichts weniger als eine Erneuerung der Kirche verspricht sich Erasmus von einer solchen Handlung, denn auch ihm war wohlbekannt, wie sehr zu seiner Zeit die katechetische Unterweisung der Jugend reformbedürftig war. Aber auch mancher Erwachsene – so Erasmus – könne bei einer solchen feierlichen Tauferneuerung wieder an seine eigene Taufe erinnert werden, und ihn zu neuem Eifer im Glauben reizen.⁹

Dieser Vorschlag enthält fast alles, was zur späteren Konfirmationsfeier dazugehörte: Unterweisung, Prüfung, selbstständiges Ablegen des Taufbe-

⁹ Die lateinischen Belegstellen bei W. Caspari (wie Anm. 7), S. 20, Anm. 22.

kennnisses, feierliche Zeremonien, die ein tiefgehendes emotionales Erlebnis bei den Probanden hervorrufen sollten. Dies war wohl der Hauptzweck der ganzen Überlegung, um eine Reinigung kirchlicher Lehre von späteren Zusätzen ging es Erasmus wohl kaum.

Ab etwa 1530 wurden dann von einigen *Reformatoren* Konfirmationen als Abschluss des Katechismusunterrichts vorgenommen, so z. B. von *Martin Butzer* (1491-1551) in Straßburg. Er stellte 1534 die Segnung durch Handauflegung in den Mittelpunkt der Handlung, um die Konfirmanden der Erneuerung der schon in der Taufe empfangenen Gnade zu versichern. Dadurch geschieht das Ganze unter zwei Aspekten: einem objektiven: der Bestätigung der Taufgnade, sowie einem subjektiven: der Erneuerung des Glaubensbekenntnisses, das die Paten seinerzeit für die Täuflinge abgelegt hatten. Butzer verband mit der Konfirmation zugleich die Aufnahme in die Abendmahlsgemeinschaft, d. h. der Konfirmand „ergibt sich Christo dem Herrn und seiner Kirche.“¹⁰

Zu einer allgemeinen Einführung der Konfirmation in den *lutherischen* Gebieten kam es jedoch nicht, wohl deshalb, weil der Reformator kein verbindliches Formular hinterlassen hatte und die Ungunst der Zeiten kein geschlossenes Handeln der lutherischen Fürsten zuließ.¹¹

Im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts fasste *Martin Chemnitz* (1525-1587) die Position der Lutheraner noch einmal zusammen:

„Nostrī saepe ostenderunt, ritum confirmationis, remotis inutilibus superstitionis et cum scriptura pugnantis traditionibus, pie et ad ecclesiae aedificationem hoc modo posse usurpari, ut scil. illi, qui in infansio baptizati sunt, cum ad annos discretionis pervenissent, diligenter in certa et simplici catechesi doctrinae ecclesiae instituerentur, et cum initia mediocriter percipisse viderentur, postea episcopo et ecclesiae offerrentur.“¹²

Das heißt im Klartext: die Konfirmation als kirchliche Handlung wird empfohlen; die Kinder sollen während der Pubertät einen sorgfältigen kirchlichen Unterricht genießen, um dann nach einer gewissen Zeit dem Bischof und der Gemeinde vorgestellt zu werden. Mit „episcopus“ ist hier wohl eher der Ortspfarrer gemeint, der nach folgender Liturgie verfahren soll:

„*primo* brevi et simplici commonefactione admoneretur de suo baptismo, *secundo* puer ipse coram ecclesia ederet propriam et publicam professionem huius

10 Vgl. W. Caspari (wie Anm. 7), S. 11-18.

11 Ebd., S. 28-40.

12 Zitat bei H. Schmid, Die Dogmatik der ev.-luth. Kirche, Gütersloh 1893, S. 405.

doctrinae et fidei; *tertio* interrogaretur de praecipuis christianae religionis capitibus; *quarto* admoneretur et hac professione ostenderet, se dissentire ab omnibus ethnicis opinionibus; *quinto* adderetur gravis et seria exhortatio ...; *sexto* fieret publica praecatio pro illis pueris ..., ad quem praecationem sine superstitione adhiberi posset impositio manuum. Nec inanis esset ea praecatio, nititur enim promissionibus de dono perseverantiae et gratia confirmationis.“¹³

Da sind sie wieder: eine kurze, mahnende Rede zur Tauferinnerung, öffentliches Bekenntnis des Einzelnen(!) vor der Gemeinde, wobei unklar bleibt, ob dies mit eigenen Worten oder im Rezitieren des Apostolicums geschehen soll, die Prüfung auf der Grundlage des Katechismus, Behandlung der Unterscheidungslehren, eindringliche Ermahnung an die Gemeinde, Gebet für die Konfirmierten, dann Handauflegung und Einsegnung – alles wohlbekannte Versatzstücke der späteren kirchlichen Konfirmationspraxis. Doch einen Schritt geht „der andere Martin“ darüber hinaus: er warnt vor abergläubischen Vorstellungen, indem er auf den Sakramentscharakter der katholischen Firmung anspielt. Darum soll im letzten Gebet besonders um die Beständigkeit im Glauben und die Gnade der Confirmation gefleht werden.

In *Kursachsen* und der *Oberlausitz* hielt man jedoch deutlichen Abstand von solchen Sachen, ein feierlicher Abschluss des Katechismusunterrichts kam hier nicht in Frage. Sehr zögerlich öffnete man sich hier am Anfang des 18. Jahrhunderts dem Ritus der „privaten“ Konfirmation, die entweder im Pfarrhaus oder dem Elternhaus vorgenommen wurde – aber wir greifen vor.

Von 1686 bis 1690 war *Philipp Jakob Spener* (1635-1705) sächsischer Oberhofprediger in Dresden. Er brachte Bewegung in die festgefahrene Front der Konfirmationsgegner, indem er sich zunächst für die Wiederaufnahme der Katechismusexamina einsetzte, die durch den großen Krieg in vielen Städten und Dörfern in Vergessenheit geraten waren. Darüber hinaus sorgte er durch Erteilen von Katechismusunterricht und Veröffentlichung pädagogischen Schrifttums für eine bessere Akzeptanz dieses Unterrichtszweiges bei der Pfarrerschaft.

Seine Unterrichtsmethode unterschied sich jedoch wesentlich von der seiner Vorgänger und Zeitgenossen, da er weniger Wert auf das kognitive Erfassen des Lernstoffes legte, sondern die Lehre „vom Kopf ins Herz“¹⁴ bringen wollte, mithin auch das emotionale Empfinden der Katechumenen

13 Ebd., S. 405-406.

14 Diese Wendung wird oft Spener zugeschrieben, doch zu Unrecht, wie W. Caspari, S. 85, Anm. 18, nachweist.

fördern wollte. Im Mittelpunkt seiner Unterweisung stand die Vorbereitung auf den ersten Gang zum Tisch des Herrn, das zeigt deutlich die Bezeichnung der Katechismusschüler als „Candidaten des Sacraments“. Hierzu bedarf es – so Spener – einer besonderen seelsorglichen Behandlung der Kinder, damit es zu keinem unwürdigen Sakramentsgenuss kommt, wie es in der Vergangenheit häufig geschehen ist:

„Es ist viel daran gelegen, dass die kinder, die das erste mal zu dem heiligen Sacrament gehen, solches würdig empfangen und nicht so bald mit dem ersten mal ihnen ein Gericht zuziehen: dann ob wol sorglich die meiste, die ietzt in dem wahren Christenthum stehen, bekennen werden, dass sie bey dem ersten empfang in schlechter tüchtigkeit gestanden, jedoch Gott ihnen die barmherzigkeit erzeigt, dass der vorige mangel ... nochmal erst durch allerhand gelegenheit ersetzt worden ...“¹⁵

Die Unterweisung in Kleingruppen, wie sie Spener vornahm, ist solch seelsorglicher Behandlung sehr günstig, da der Seelsorger sich hier jedem „Candidaten“ persönlich zuwenden kann. Zu einer Didaktik äußert sich Spener wie folgt:

„... Daher müssen neben den theoretischen materien sonderlich auch die practischen von der sündlichen verderbnuss, von der Erbsunde, von der sunden greuel und straffe, von der buss, vom glauben, von heiligung und dergleichen getrieben werden, als daran ihnen das meiste gelegen, und leider von so vielen in den catechisationen am wenigsten auf solches gesehen wird. 8. aus dieser information sind die kinder nicht so bald zu lassen, sondern alles lang mit ihnen zu treiben, bis es fest eingedruckt werde und man sehe, dass sie nicht auswendig gelernte wort wider hersagen, sondern mit verstand nach ihrer maaß davon reden können. 9. Da ist aber alsdann sehr dienlich, dass wo es nun allgemach zu dem gebrauch näher kommt, man auch mit singulis oder aber wenigen absonderlich handle, sie nicht allein zu eigner Prüfung anweise, sondern sie selbs prüffe, ob ihre verderbnuss und Erbsunde recht erkennen, die man ihnen ... deutlich zu zeigen hat, ... bis man sihet, dass das hertz zu einer rechtschaffenen reue und angst vor Gottes gericht gebracht wird (...), da-rum ists gut, sie eine weil zu lassen, dass der heilige Geist in ihnen wircke, und daher so viel inniglicheres verlangen nach der Gnade Gottes erweckt werde, die man ihnen danach mit nutzen verkündiget. Dieses alles lässt sich mit gantz wenigen auf einmal am besten, schwerer aber mit mehrern zugleich practisiren ...“¹⁶

Aus pädagogisch-seelsorglichen Gründen trat Spener auch für die Konfirmation ein:

15 Ebd., S. 85, Anm. 19, wir zitieren auszugsweise.

16 Ebd., S. 86-87, Anm. 20, wir zitieren auszugsweise.

„... Dieses wäre die art, die ich vorzuschlagen hätte, dazu ferner sehr dienlich ist, wo die kinder öffentlich vor der gemeinde, nach gethaner bekänntnuss und neuem gelübde unter dem gebet der gemeinde durch handauflegung der ältesten und mit sprechung des segens confirmiret werden. Welcher actus, worin sie auf ihre tauff sonderlich geführt werden, wo er mit hertzlicher andacht verrichtet wird, durch Gottes gnade einen starcken eindruck in die seelen thut ...“¹⁷

Es entspricht Speners Gemeindebewusstsein, hier die Handauflegung durch Älteste zu empfehlen, was sich unseres Wissens jedoch bis heute in lutherischen Gemeinden nie ereignet hat.

Hauptsache dabei bleibt, dass die Kinder durch die Zeremonie der Konfirmationsfeier emotional berührt werden:

„Ich weiss, dass es bei den meisten nicht ohne grosse bewegung abgegangen, wenn ihnen hertzlich zugesprochen, das gelöbnis von ihnen abgenommen und der Segen des Herrn mit Gebet auf sie geleyet worden; sonderlich gieng es ihnen zu hertzen, da sie ihres in der tauff durch die pathen abgelegten verspruchs beweglich erinnert, und dass sie nunmehr selbs mündlich sich dazu bekennen sollten, gefordert, des taufbunds pflichten aber auch erkläret worden.“¹⁸

Wo eine solche Konfirmation nicht öffentlich durchgeführt werden kann, reicht – so Spener – auch eine private im Pfarrhaus oder im Elternhaus, da in jedem Fall eine gründliche Unterweisung vorausgegangen ist.

Obgleich Speners Dresdner Wirksamkeit relativ kurz war, wirkten seine Anregungen doch auf viele Seelsorger positiv, und es kam während des 18. Jahrhunderts in Sachsen und der Oberlausitz zu einer schrittweisen Einführung der Konfirmation, was sich jedoch bis ins folgende Jahrhundert hinzog, wie wir noch zeigen werden.

Viele sächsische Pfarrer empfangen ihr theologisches Rüstzeug auf den Universitäten Leipzig und Halle; dort kamen sie mit pietistischem Gedankengut in Berührung, wenn sie Vorlesungen und Übungen bestimmter Dozenten besuchten.¹⁹ Das dort Erworbene wurde später in die Praxis umgesetzt.

Damit können wir zum zweiten Teil unserer Arbeit übergehen, in dem wir einzelne Konfirmationsformulare vorstellen, wie sie unter dem Einfluss des Pietismus in der Oberlausitz entstanden sind.

¹⁷ Ebd., S. 90, Anm. 23.

¹⁸ Ebd., S. 90.

¹⁹ Vgl. Otto Kirn, *Die Leipziger theol. Fakultät in fünf Jahrhunderten*, Leipzig 1909, S. 134-151; und Werner Schmidt, *Ein vergessener Rebell, Leben und Wirken des Christian Thomasius*, München 1995, S. 171-198.

II. DIE EINFÜHRUNG DER KONFIRMATION IN DEN SECHSSTÄDTEN

1. LÖBAU

Hier kam es 1712 zur Einrichtung einer besonderen Katechetenstelle, die mit Johann Christian Usäus (1666-1729)²⁰ besetzt wurde. Dieser führte fortan einmal jährlich eine „öffentliche, gemeinschaftliche Confirmation“ durch, unter dem Namen „Lossprechung der Katechismuskinder“.

Aus deren Zusammenkunft wurde etwa ein bis zwei Wochen vor dem Konfirmationstermin eine Anzahl von etwa 80 Jungen und Mädchen ausgewählt, diese hatten sich, nach vormittäglicher Abkündigung im Gottesdienst der Hauptkirche, um 14 Uhr in der „Katechismuskirche“ (Kirche zum Heiligen Geist) einzufinden.

Dort verlief die Konfirmation nach folgender Ordnung:²¹ Eingangslied: Komm, Heiliger Geist (Löbauisches Gesangbuch Nr. 220), Katechet: Katechismusexamen, Konfirmanden: Erneuerung des Taufbundes („welches von den meisten mit Thränen verrichtet wird“).

Katechet: Und damit ich endlich auch wisse, wessen ich mich, meine lieben Kinder, zu euch versehen habe, und diese ganze christliche Versammlung dermaleinst am Jüngsten Tage zeugen möge, wo eines oder das andere, da GOtt vor sey, seinem GOtt untreu und bundbrüchig werden oder gar abfallen möchte, so saget mir: Wollt ihr auch bey der erkannten und bekanten Wahrheit und dem anjetzo mit GOtt erneuerten Taufbunde bis an euer Ende beharren?

Konfirmanden: Ja, durch GOTTes Gnade.

Katechet: Ihr thut wohl, daß ihr es nicht euch, sondern der Gnade GOTTes zuschreibet; ja der GOtt, der euch das Wollen gegeben, der wird auch in euch würken das Thun und Vollbringen nach seinem Wohlgefallen. Philip. 2, 13. Aber wie? wenn euch der Satan darüber auf mancherley Weise sollte anfechten und Kampf anbieten?

Konfirmanden: Wir wollen ihm widerstehen im Glauben, auch mit dem Worte GOTTes und gläubigem Gebeth tapfer Widerstand thun, daß wir doch endlich gewinnen und den Sieg behalten durch unsern HErrn JEsum CHRISTUM.

²⁰ Die Einführung des Usäus fand am 26.8.1712 statt, anlässlich der Einweihung der wiederaufgebauten Hospitalkirche zum Heiligen Geist.

²¹ Mitgeteilt nach dem Abdruck in der „Nachlese Oberlausitzischer Nachrichten, ... Drittes Stück, den 14. Febr. 1767“, S. 33-37.

Katechet: Nun, GOtt ist getreu, der euch nicht wird lassen versuchen über euer Vermögen, sondern machen, daß die Versuchung so ein Ende gewinne, daß ihr es könnet ertragen, 1. Cor. 10, 13. Doch, meine lieben Kinder, ihr kennet die Welt, die jetzo ganz im Argen liegt, noch nicht. Wie, wenn sie euch mit Augenzust, Fleischeslust und hoffärtigem Leben locket, oder sonst mit List und Gewalt zusetzet, ja gar Gut und Blut und euer Leben nehmen wollte, ach wollet ihr euch sodann abwendig machen lassen?

Konfirmanden: Nein! da wird uns GOtt in Gnaden für behüten.

Katechet: Ey, da behüte euch auch euer und mein GOtt dafür. Und ich bin desselben in guter Zuversicht, daß der in euch angefangen hat das gute Werk, der wird's auch vollführen bis an den Tag JESu Christi, Phil. 1, 6. Denn GOtt ist getreu, durch welchen ihr berufen seyd zur Gemeinschaft seines Sohnes JESu Christi, unseres HERren, der wird's euch thun und euch durch seine Macht bewahren zur Seligkeit, und wird euch vest behalten bis ans Ende, daß ihr unsträflich seyd, auf den Tag unseres HERren JESu Christi, 1. Cor. 1, 8.9. Amen. So seyd nun wacker allezeit und bethet, Luc. 21, 36. Wachet und bethet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet, Matth. 26.

Nun bethet auch jetzo im Geist und in der Wahrheit: *(Dieses Gebeth sprechen die Konfirmanden nach.)*

Katechet: Wir danken GOtt von Herzen, daß er uns zur wahren Erkänntniß seines eingeborenen Sohnes JESu Christi berufen, und zu Gliedern seiner heiligen Kirche gemacht hat, welche er erhören und selig machen will, und bitten ihn, er wolle uns seinen heiligen Geist gnädiglich verleihen, daß wir in rechtem Glauben und wahrer Furcht GOttes täglich zunehmen und beständig bleiben mögen. Wir versprechen auch und geloben mit Ernst, daß wir durch seyne Hülfe und Beystand in diesem wahren christlichen Glauben, den wir jetzo mit Herz und Mund öffentlich bekannt haben, allezeit bis an unser Ende verharren wollen, durch JESum CHRISTUM, Amen.

Katechet (zur Gemeinde): Ihr höret, meine Lieben, dieser lieben Kinder guten Vorsatz und andächtiges Seufzen zu GOtt; wir sollten ihnen helfen, können es aber nicht besser thun, als mit einem andächtigen Gebethe, darum laßt uns auch unsere Herten und Hände zu GOtt erheben und also bethen: *(NB: Hierbey knien die Kinder vor dem Altar.)* HERr, allmächtiger GOtt, himmlischer Vater! der du allein alles Gute in uns anfähest und vollendest, wir bitten dich für deine Kinder, die du deiner Kirchen geschenket und durch die heilige Taufe wiedergeboren, auch sie soweit erleuchtet hast, daß sie diese deine Gnade und Güte und ihre Erlösung in Christo JESu, deinem lieben Sohn, unsern HERren, auch selbst erkennen und vor deiner Gemeinde bekannt haben. Stärke dieses dein Werk, das du in ihnen angefangen hast, vermehre in ihnen die Gabe des heiligen Geistes, auf daß sie ja in deiner Kirche und Gemeine stets bleiben, im wahren Glauben und Gehorsam deines Evangelii zunehmen und bis ans Ende verharren mögen, und daß die Bosheit ihren Verstand nicht

verkehre noch falsche Lehre ihre Seelen betrüge. Steure allen bösen Exempeln und Aergernissen der argen Welt, daß sie ihnen das Gute nicht verderbe. Wehre der reizenden Lust, daß sie die unschuldigen Hertzen nicht verkehre. Gieb ihnen, daß sie in allem deinen Gefallen an JESum CHristum, deinem Sohn, als unserem gemeinsamen Haupte immer wachsen, bis sie ein vollkommenes Alter erreichen in aller Weisheit, Heiligkeit und Gerechtigkeit, damit sie dich, lieber Vater, und deinen lieben Sohn JESum CHristum, unsern HErrn, samt dem heiligen Geiste, einigen wahren GOtt, immer vollkommener erkennen, hertzlicher lieben und gegen den Nächsten und männiglich mit heiligen Worten, Werken und Weisheit tapfer und fruchtbarlich bekennen, preisen und deinen Namen je mehr und mehr ausbreiten mögen. Und wie du uns zugesaget hast, was wir dich im Namen deines Sohnes bitten, das wollest du uns geben, so verleihe ihnen nun, da wir jetzt in deinem Namen ihnen die Hand auflegen und sie damit deiner gnädigen Hand und deines heiligen Geistes, des Geistes aller Stärke und Hülfe, zum christlichen Leben vertrösten, daß sie dies im rechten Glauben aufnehmen und nicht zweifeln, du wollest allezeit mit deiner göttlichen Hand über ihnen halten, sie schützen vor allem Argen, leiten und führen in allem Guten, und deinen heiligen Geist nimmer von ihnen nehmen, sondern allezeit bey ihnen stärken und vermehren, auf daß sie sich diesem Führer und Meister gänzlich ergeben, und durch ihn in deiner Gemeinschaft mit allen Gläubigen im rechten Gehorsam des Evangelii vest halten, und endlich in aller Wahrheit der vollkommenen Frömmigkeit und Seligkeit geführet werden, damit also in ihrem ganzen Leben dein göttlicher Name immer mehr und mehr geheiligt werde, dein Reich erweitert, und einmal alles bey uns auf Erden mit solcher Lust und Liebe nach deinem Willen geschehe, wie es im Himmel geschieht. Solches verleihe uns die heilige hochgelobte Dreyeinigkeit, GOtt Vater, Sohn und heiliger Geist, hochgelobt und geliebet in alle Ewigkeit. Amen.

Laßt uns ferner bethen: (Einsegnung) O HErr JESu CHriste, heiliger Gottes Sohn, der du gesprochen hast: So wir, die wir doch arg sind, können unsern Kindern gute Gaben geben, etc. denen, so ihn darum bitten. und wo zween auf Erden eines werden, worum zu bitten, das wird ihnen von meinem himmlischen Vater gegeben werden. Wir bitten dich hertzlich, stärke diese(n) N. N. (NB. Hier wird jedem Catechumenen die Hand aufgelegt und sein Tauf- und Geschlechtsname genennet) mit deinem heiligen Geist, daß sie allerseits im Gehorsam deines heiligen Evangelii beständig bleiben, und wider den Teufel und eigene Schwachheit stets streiten mögen, auch den heiligen Geist nicht betrüben, ja deine heilige Kirche mit keinem Aergerniß verletzen, sondern daß ihr Leben in deinem Lobe ihnen zur Seeligkeit und andern zur Besserung diene, wie du geboten und zugesaget hast. Amen, in deinem Namen, mein JESu, Amen.

Nun kniet der Priester mit den Kindern vor dem Altar nieder und bethet: HErr, höre mein Wort, etc. Vater unser, etc. HErr Gott, Vater im Himmel, etc. Der Friede Gottes beilige euch durch, etc.

Gemeinde: Laß uns in deiner Liebe (Löbauer GB, Nr. 134,3)

Katechet: Schlußkollekte und Segen

Gemeinde: Sey Lob und Preis mit Ehren (Löbauer GB, Nr. 549,5)

Diese Ordnung, gänzlich dem Pietismus Spenerscher Prägung verpflichtet, enthält dreierlei: Bestätigung des Taufbundes,²² Glaubensbekenntnis der Konfirmanden in katechetischer Form, sowie Einsegnung und Handauflegung nach vorheriger Vermahnung an die Gemeinde und ausführlicher Fürbitte, die alle Anliegen aufnimmt. Dies Fürbittengebet beeindruckt durch seine seelsorgliche und würdevolle, schriftorientierte Sprache – wie überhaupt die ganze Ordnung viele Kernsprüche des Neuen Testaments aufnimmt und verarbeitet, ohne dass es den Eindruck erdrückender Fülle erweckt.

Auf den ersten Abendmahlsgang unmittelbar nach der Einsegnung wird verzichtet, gemäß der Spenerschen Anregung, damit nicht zu früh zu beginnen, um einem unwürdigen Genuss entgegenzuwirken. Form und Inhalt des Gottesdienstes dürften bei Konfirmanden und Gemeinde die erwünschte „größere Bewegung“ hervorgerufen haben. Diese Löbauer „formula confirmandi“ diene anderen Gemeinden als Vorbild, wie wir noch zeigen werden.

Bei den drei letzten, nur mit Textmarke angegebenen Gebeten handelt es sich um agendarische. Die Einordnung des Schlussliedes „Sei Lob und Preis mit Ehren“ bereitet einige Schwierigkeiten. In dem Formular heißt es bekanntlich: „... wird mit denen zwey Versen beschlossen ... etc.“

Bei der dann angegebenen Strophe handelt es sich um die (5.) doxologische Zusatzstrophe des Liedes „Nun lob mein Seel den Herren“, weitere Strophen zu diesem Liede sind jedoch unseres Wissens nirgends belegt. Sollte hier an den Schluss des Liedes „Es ist das Heil uns kommen her“ (Löbauisches GB Nr. 362,13-14) gedacht sein, dessen vorletzte Strophe ähnlich beginnt „Sey Lob und Ehr mit hohem Preis“? Beide Strophen paraphrasieren das Vaterunser, das jedoch bereits nach der Einsegnung gebetet wurde. Hier lässt sich wohl keine endgültige Entscheidung mehr treffen.

²² Hier geht es um die „abrenuntiatio satanae“, die in Luthers Taufformular den Paten vorgelegt wird. Diese Fragen beantworten die Kinder nun selbst und bestätigen damit ihren Taufbund. Zum Wortlaut vgl. Concordia (s. Anm. 8), S. 308.

2. GÖRLITZ

In Görlitz wurde von zwei Pfarrern zunächst die private Konfirmation praktiziert: der Archidiakon Johann Adam Schön (1675-1730) und der Diakon M. Gottfried Geyser (1699-1763) konfirmierten die Kinder, die sie zuvor in der Dreifaltigkeitskirche bzw. der Georgenkapelle unter St. Peter-Paul unterrichtet hatten, privat im Pfarrhaus oder im Elternhaus der Konfirmanden; gelegentlich auch öffentlich auf Wunsch der Eltern.²³

Zu einer verbindlichen Einführung der öffentlichen Konfirmation kam es hier jedoch erst am 13. November 1764. Ein Jahr zuvor hatte eine vermögende Witwe, Frau Anna Rosine Hagedorn geb. Fröhlich, der Georgenkapelle 1.000 Taler zur Verbesserung der Katechisation und „Beförderung des Actus confirmationis“ testamentarisch vermacht. Die Erblasserin war ehemalige Konfirmandin des Archidiakons Schön, hatte dies in guter Erinnerung behalten und wollte durch ihr Vermächtnis die Einführung der öffentlichen Konfirmation befördern.²⁴

Über die erste öffentliche Konfirmation am 13. November 1764 berichtet Christian David Brückner:

„Am Confirmations-Tage versammeln sich diejenigen Catechumeni, welche confirmiret werden sollen, mit $\frac{1}{4}$ auf 8 Uhr in der S. S. Petri und Pauli-Kirche vor dem Altar; mit $\frac{3}{4}$ auf 8 Uhr (7.45) werden sie von dem Kirchen-Diener in die St. Georgen-Kapelle geführt, und ihnen die nächsten Stände ums Altar und die gesetzten Bäncke vorm Altar angewiesen. Um 8 Uhr beginnt der Gottesdienst.“

Dieser verlief nach folgender Ordnung:

Gemeinde: O süßes Lamm, Herr Jesu Christ (Görlitzer GB Nr. 860)

Konfirmator: Ansprache²⁵ (etwa 30 min.) über ein auf die Konfirmation zu beziehendes Bibelwort mit Gebet und Segen.

Gemeinde: Komm, Heiliger Geist (Görlitzer GB Nr. 159), während der letzten Strophe geht der Konfirmator vor den Altar.

Konfirmator: kurze Anrede an die Kinder (Katechismusexamen)

23 Die privaten Konfirmationen fanden entweder im Pfarrhaus oder im Elternhaus des Konfirmanden statt; eine Ordnung ist – außer in Lauban – nicht überliefert. Schön musste seine öffentlichen Konfirmationen nach dem Protest des Primarius aus der St. Peter-Paul Kirche in die Georgenkapelle verlegen.

24 Vgl. Christian David Brückner, Historische Nachricht, die öffentliche Catechismus-Uebung, wie selbige in der Churfl. Sächs. Sechs-Stadt Görlitz ... gehalten, betreffend, Görlitz 1764, S. 7.

25 Der Inhalt einer solchen Ansprache bei Brückner, Historische Nachricht, die Confirmations-Handlung ... in Görlitz, Görlitz 1765, S. 7.

Kinder: Erneuerung des Taufbundes

Konfirmator: Konfirmationsfragen

Kinder: Bekenntnis des Glaubens und Handschlag²⁶

Konfirmator: Einsegnung mit Handauflegung²⁷ und der Formel „Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi, die Liebe Gottes des Vaters, und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch, Amen.“ (2. Kor. 13, 13) Gebet und Segen.

Gemeinde: kurzes Lied²⁸

Die bei Brückner sehr summarisch mitgeteilte Gottesdienstordnung lässt leider kaum weitere Rückschlüsse zu. Bleibt noch zu ergänzen, dass der Unterricht von Ostern bis Martini (11.11.) dauerte und die Durchführung der Konfirmation den Diakonen überlassen blieb, Archidiakonen und Primarii waren davon ausgenommen.

3. LAUBAN

Hier bestand seit vielen Jahren die Einrichtung der Privatkommunion, die Vater und Sohn Gude einmal pro Jahr durchführten. Der Katechet Gottlob Friedrich Gude (1701-1756)²⁹ unterrichtete die Konfirmanden, während sein Vater, Pastor primarius Friedrich Gude (1669-1753), im Pfarrhause konfirmierte. Dies geschah in folgender Weise:

„M Gude verfuhr dabey so, daß, wenn die sämtlichen Katechumenen auf seiner Stube zusammen gekommen, er dieselbigen, nach einem vorgängigen Gebeth, über die Heilsordnung und über das, was sie zeithero von dem Christenthum gelernet, examiniret und geprüfet, worauf einer oder eine, im Namen

26 Der „Verspruch mit Handgeben“ wurde bei der Privatkonfirmation den Konfirmanden abgefordert und kam von dort in manche öffentliche Formulare. W. Caspari (wie Anm. 7), S. 89, Anm. 22.

27 Zur Handauflegung vgl. Spener, „Nun möchte die ceremonie des handaufflegens in zweiffel gezogen werden. Nachdem mans aber als eine bloße ceremonie gebraucht, und ihm an sich selbs keine Krafft zuschreibt, sehe ich doch auch nicht, daß dasselbige mit fug jemand irren könnte, massen wir nicht allein an vielen orten (...) bei der absolution die Hände aufflegen, dessen wir eben so wol keinen göttlichen Befehl aufweisen können, sondern auch sonst in der schrift finden, daß von alters her bey dem segnen das handaufflegen üblich gewesen sey. Daher es auch in diesem Actu keine andere absicht hat, als daß damit das Gebet und der Segen, welche man über die confirmandos spricht, gleichsam auf sie appliciret, und ihnen gemeynet zu seyn bezeuget wird.“ Zitat bei W. Caspari, S. 89, Anm. 22.

28 1765 wurde als Schlusslied die Nr. 888 des Görlitzer Gesangbuches gesungen: „Nun nimm, mein Herz etc.“ von J. Angelus, bei Brückner (s. Anm. 25), S. 9.

29 Über ihn Peter Merx (wie Anm. 4), S. 103-104.

aller,³⁰ eine angewiesene und aufgesetzte Prüfung nach den X. Geboten, wie auch eine Erneuerung des Taufbundes ablegen, um ihm ein jedes durch einen Handschlag³¹ die treuliche Beobachtung dessen angeloben müssen, darauf denn, nach einer von ihm geschehenen ernstlichen Vermahnung, dieses Angehörnisses stets eingedenk zu seyn, alle Katechumenen, und Er mit ihnen, niedergekniert, ein Gebeth über sie gethan und eingesegnet, worauf er sie von sich gelassen; diese Katechumenen aber alsdenn einige diesen, andere jenen Sonntag, oder auch in der Woche, nicht aber auf einmal, zum heiligen Abendmahle gegangen sind.“³²

Mit dem Amtsantritt Karl Gottlob Dietmanns (1721-1804) als Pfarrer an der Frauenkirche im Jahre 1756 sollte sich hier einiges ändern. Von Anfang an war er bestrebt, die bisherigen Privatkonfirmationen durch öffentliche zu ersetzen. Als Konfirmationstag hatte er den Gründonnerstag ausgesucht, und als dies 1756 noch nicht möglich war, bemerkte er bedauernd:

„In dem 1756. Jahre konnte solches an diesem Tage nicht geschehen, weil ich im Frühjahr (Dom. Oculi) mein Amt angetreten, und ich folglich nicht die Zeit gehabt, die Kinder zu unterrichten und zuzubereiten. Diese Zubereitung musste erst vorhergehen, und dann geschahe der Act. Confirm. am Schluß des Kirchenjahres, war damals der 23. p. Trin. öffentlich in der Kirche. Nachher ist solcher allemal am grünen Donnerstage geschehen.“³³

Und stolz bemerkte er im Rückblick:

„Seit jener Zeit, von anno 1756 bis mit anno 1765 habe ich diese feyerliche Handlung an 96 durch Gottes Gnade verrichtet, indem ich niemand unter 14 Jahren, und der nicht fertig (i. e. geläufig/d. Verf.) lesen kann, und auch schreiben, hinzulasse.“³⁴

Die Absicht des neuen Pfarrers war, bei den Konfirmanden einen „lebhaften und beständigen“ Eindruck bei dieser Veranstaltung zu erwecken, bei der Gemeinde jedoch eine „ausgebreitete“ Erbauung als sonst her vorzurufen. Wir gehen sicher nicht fehl, wenn wir hier einen besonderen pädagogischen Impetus konstatieren, wie er sich zur Zeit der Aufklärung noch viel stärker zeigen sollte.

30 Hierdurch wurden schwächere Konfirmanden nicht bloßgestellt.

31 S. Anm. 26.

32 Auch hier findet der erste Abendmahlsgang getrennt von der Konfirmation statt. Fundstelle des Zitates s. Anm. 33.

33 In: „Dreßdnische Gelehrte Anzeigen auf das Jahr 1765“, XLV. Stück, Sp. 545-552.

34 W. Caspari (wie Anm. 7), Sp. 547-548.

Den Gründonnerstag hatte Dietmann mit Bedacht ausgewählt, denn an diesem Tage werden bis heute in lutherischen Gemeinden Abendmahlsgottesdienste gefeiert, in denen der Einsetzung dieses Sakraments durch Jesus Christus gedacht wird. Von daher lässt sich als sicher annehmen, dass die Konfirmation mit dem ersten Gang zum Tisch des Herrn verbunden war. Neu jedoch ist, dass die Konfirmation in den Gottesdienst „eingebaut“ wird und im Sakramentsteil ihren Platz findet. An eine Aufwertung der Konfirmation als Sakrament dachte Dietmann dabei jedoch nicht.

Hören wir, wie er die Sache liturgisch gelöst hat:³⁵

„Nach geendigter Predigt, welche über die Lehre vom Heiligen Abendmahl entweder nach den zum Grund gelegten VI. Hauptstücken des Katechismus, oder nach dem letzten Theil der Fragstücke,³⁶ oder auch nach einem anderen erwählten schicklichen biblischen Spruch gehalten wird, wird

1. das Lied. Komm, heiliger Geist, HERre GOtt etc.³⁷ gesungen, unter dessen letzten Vers

2. gehe ich vor den Altar, und die mir nachfolgenden Katechumenen stellen sich um den selben herum, die Jünglinge auf der einen, die Jungfrauen auf der anderen Seite. Nachdem von mir eine kurze Rede so wol an die gesamte Gemeinde, als besonders an diejenigen Aeltern, deren Kinder jetzt das erstmal das heilige Abendmahl genießen sollen,³⁸ und auf die Confirmandos selbst, gehalten worden; So

3. wird ein kurzes Examen, nach Anleitung der von mir entworfenen Fragen und Antworten,³⁹ (wovon hernach) angestellt, und die Konfirmanden gefragt und geprüft, wie weit sie in der Kenntnis des Christenthums gekommen, und was für ein wichtiges Werk sie vor sich haben. Hierauf

4. geschieht von einem der Konfirmanden im Namen aller, die Abbitte, Erneuerung des Taufbundes, und feyerliche Angelobung des neuen Gehorsams, in einer von mir verfaßten, ihnen zuvor erklärten Formel,⁴⁰ die aus dem Gedächtniß hergesagt und kniend verrichtet wird, wobey alle übrigen mit niederknien. Dann

5. thun alle an mich den Handschlag, und ich ermahne sie nochmals ihres jetzund erneuerten Taufbundes und vor GOtt gethanen Angelöbnisses allezeit eingedenk zu seyn, und GOtt hertzlich anzurufen, daß er sie wie jetzund das

35 W. Caspari (wie Anm. 7), Sp. 548-550.

36 S. Anm. 3.

37 Laubanisches Gesangbuch Nr. 278.

38 Das waren die von Dietmanns Vorgänger privatim konfirmierten Kinder.

39 Dietmanns Unterrichtswerk erschien unter dem Titel: „Die von JESu ergriffene Jugend“, 1. Aufl. 1756, 2. erw. Aufl., 1760.

40 Leider haben wir diese nicht nachweisen können.

erstmal, so hernach allemal, würdige Communicanten wolle seyn lassen. Hier auf

6. knie ich und sämtliche Katechumenen nieder und thue über dieselbigen ein Gebeth, segne sie ein, und spreche über sie den Kirchensegen. Worauf alsdenn die heilige Handlung des heiligen Abendmahls und die Ausspendung desselbigen an sie geschieht.“

Bleibt noch nachzutragen, dass die Unterweisung zweimal wöchentlich im Pfarrhaus in der Zeit vom 1. Advent bis Gründonnerstag stattfand.

Im Jahre 1774 wurde am 23. Oktober (21. So. nach Trin.) auch in der Laubaner Hauptkirche zum Kreuz Christi⁴¹ zum ersten Mal die öffentliche Konfirmation gehalten. Inzwischen war Dietmann zum Pastor primarius aufgerückt, und Magistrat und Ministerium hatten auf seinen Wunsch in einem Regulativ vom 15. Oktober 1774 diese kirchliche Handlung für die Stadt Lauban vorgeschrieben.

Hier wich Dietmann von seiner bisherigen Gewohnheit ab: die Konfirmation fand im Vesperegottesdienst statt, das Abendmahl für die Konfirmierten lag eine Woche später, und die Ordnung des Gottesdienstes orientierte sich an der Löbauer „Formula confirmandi“. Im Lausitzischen Magazin⁴² ist der liturgische Ablauf mitgeteilt:

„Um 1 Uhr⁴³ nahm der Gottesdienst mit einem Tischliede seinen Anfang. Darauf wurde das Hauptlied: Schaff in mir, GOtt, ein reines Hertz etc.⁴⁴ gesungen, und der Primarius bestieg die Kanzel. Nach geendigter Predigt, die auf die vorhabende Sache eingerichtet war, versammelten sich die Katechumenen, an der Zahl etliche 60, vor den Schranken des Altars, und giengen alsdenn mit dem aus der Sacristey kommenden Confirmatore, dem Herrn Primario, inner die Schranken hinein, und formirten einen halben Zirkel um den Altar, während der Zeit das Lied: Komm, Heiliger Geist, HERre GOtt etc.⁴⁵ angestimmt wurde. Nach Endigung desselben hielt der Herr Primarius, als Confirimator, eine kurze Rede an die ganze Gemeinde, und besonders an die Katechumenen und ihre Aeltern. Hierauf erfolgte das Examen. Darauf geschahe ein Gebeth für die Katechumenen, und von diesen eine laute Beantwortung einiger vorgelegter Fragen, die das abzulegende Glaubensbekenntniß und versicherte Beharrung bey demselben, betrafen. Jetzt geschahe cum impositione manuum die Confirmation selbst; es wurde gebethet; einige Lieder-Verse gesungen, collecti-

41 Die 1706 erbaute Kreuzkirche trat 1760 an die Stelle der kriegszerstörten Laubaner Pfarrkirche. Seit 1945 ist auch sie Ruine und später eingestürzt.

42 21. Stück, vom 15. Nov. 1774, S. 333-334.

43 13 oder 14 Uhr war die gewöhnliche Zeit für das Katechismusexamen.

44 Laubanisches Gesangbuch Nr. 766.

45 S. Anm. 37.

ret,⁴⁶ der Segen gesprochen, und mit dem Liede: Nun GOtt Lob! es ist vollbracht etc.⁴⁷ beschlossen.“

Interessant ist, dass hier die Erneuerung des Taufbundes nicht mehr besonders erwähnt wird. Ist dies ein Indiz für die beginnende Aufklärung, die die altkirchliche Abrenuntiatio Satanae als nicht mehr zeitgemäß ablehnte?

4. BAUTZEN

Wenige Jahre später als in Lauban wurde hier am Palmsonntag 1778 in der „Katechismuskirche“⁴⁸ die erste öffentliche Konfirmation durchgeführt. Den Gottesdienst hielt der Katechet Christian Abraham Petri (1736-1818),⁴⁹ der zuvor vom Rat der Stadt und dem Stadtministerium dazu die Erlaubnis erhalten hatte.

Seit dem 1. Advent 1777 hatte⁵⁰ er die Konfirmanden unterrichtet, und sie gingen nun „zur Zeit des gewöhnlichen Sonntags-Examens“ zu ihrer Konfirmation, nachdem sie vorher examiniert worden waren. Der Bericht-erstatte des „Lausitzischen Magazins“⁵¹ fasst die Liturgie des Gottesdienstes wie folgt zusammen:

„Nach dem Liede „Komm, heiliger Geist etc.“⁵² trat Hr. Petri vorn Altar, und hielt eine auf diese Handlung abzielende Rede, darinnen er, zum voraus, von der Historie und Beschaffenheit dieser Handlung – weil solches das erstemal allhier verrichtet wurde – etwas beybrachte, und dann die Katechumenen zu erwecken suchte. Jetzt stellte er das Examen an; nach deßen Endigung und einer kurzen Anrede an die Catechumenen, einer von denselben auftrat, und im Namen aller, das Taufgelübde⁵³ laut hersagte; worauf alle Katechumenen, deren jetzt 35 waren, paar und paar herzutraten, den Handschlag gaben, ihre Zu-

46 D. h. die Schlusskollekte gesungen oder gesprochen.

47 Laubanisches Gesangbuch Nr. 10.

48 Gemeint ist hier die alte Marien-Marthen-Kirche in der Steinstraße, 1899 abgerissen.

49 Christian Abraham Petri ist auch der Verfasser des Lehrbuches „Vollständiger Auszug der christliche Lehren aus dem Dresdner Kreuzcatechimus, in tabellarischer Ordnung abgefasst“, das seinem Unterricht zugrunde lag.

50 Vgl. dazu Peter Merx (wie Anm. 4), S. 98.

51 9. Stück vom 16. Mai 1778, S. 136.

52 Bautzner Gesangbuch Nr. 414.

53 Gemeint ist der sog. „Taufbund“: „Ich entsage dem Teufel und allen seinen Werken und allem seinem Wesen, und ergebe mich dir, du dreieiniger Gott, Vater, Sohn und heiliger Geist, im rechten Glauben und Gehorsam dir treu zu sein bis an mein letztes Ende. Amen.“

sage thaten, und darauf eingesegnet wurden. Nach einem Gebeth für sie, ward gesungen aus „Geist des Höchsten etc.“ v. 7 bis zu Ende.⁵⁴ Die Collecte war „HErr, lehre mich thun nach etc.“ und nach dem Segen der Choralvers „Sey Lob und Preis mit Ehren etc.“⁵⁵ Diese ganze Handlung gieng – wie es allemal billig sein sollte – in Gegenwart einer zahlreichen Versammlung vor.“

Eine kritische Bemerkung folgt noch zum Schluss:

„Wir wünschen, daß dieselbe durchgängig, im ganzen Lande, in jeglichem Kirchspiel, in der Woche vor oder nach Ostern, und zwar alljährlich, möchte gehalten werden;⁵⁶ denn solches etwa alle halbe oder auch wohl alle Vierteljahre zu thun, würde um verschiedener Ursachen willen nicht thunlich seyn; und würden auch sonderlich die Katechumenen nicht in die gehörige Bereitschaft können gebracht werden; daher wir auch wünschen, auf öffentl. Obrigkeitl. Befehl, kein Jüngling oder Jungfrau unter 16, wenigstens 15 Jahre, zum erstmaligen Genuß sollte hinzugelassen werden.“⁵⁷

Diese Liturgie, die sich wieder formal an die Löbauer anlehnt, zeigt sich in einigen Punkten bereits der Aufklärung verpflichtet: Die Anrede an die Gemeinde am Anfang des Gottesdienstes, die eigentlich ein Vortrag über die Geschichte der Konfirmation ist, das „Taufgelübde“, das wohl kaum mit der Abrenuntiatio identisch sein dürfte, sowie das Lied nach der Einsegnung, das im geltenden Bautzner Gesangbuch noch nicht steht – das alles zeigt doch, dass hier eine neue Zeit angebrochen ist.

5. DIE AUSNAHMEN: KAMENZ UND ZITTAU

Seit Ende des 17. Jahrhunderts gab es in *Kamenz* Katechismusexamina, die seit 1717 von einem Katecheten durchgeführt wurden.⁵⁸ Da die Stadtpfarrer offenbar wenig Lust und Neigung zeigten, den entsprechenden Unterricht zu erteilen, schlug der Katechet nach einigen Jahren vor, dass er den Katechumenen den Konfirmandenunterricht privatim erteilte, um wenigstens in der inneren Stadt eine Konfirmation durchführen zu können. Doch es kam in dieser Angelegenheit zu keinem einhelligen Beschluss:

54 Dies Lied steht nicht im Bautzner „Geistreichen Gesang-Buch“ von 1734, das damals noch verwendet wurde. Erst dessen Nachfolger, die „Sammlung alter und neuer geistlicher Lieder“ von 1826 nahm es unter Nr. 240 auf. Es ist ein typisches Produkt der Aufklärung.

55 Bautzner Gesangbuch Nr. 656,5.

56 Das blieb ein frommer Wunsch des Korrespondenten. Noch die neue sächsische Agenda von 1812/13 bietet zwar ein solches Formular an, stellt die Benutzung jedoch den einzelnen Gemeinden frei.

57 Der erste Abendmahlsgang der Neukonfirmierten fand wohl am Gründonnerstag statt.

58 Peter Merx (wie Anm. 4), S. 103.

„Allein dieser wohlgemeinte Vorschlag wurde nicht mit gleichen Augen angesehen, ob man gleichwohl wußte, daß die in protestantischen Kirchen gebräuchliche Confirmation von der päpstlichen Firmung verschieden sey, auch selbiges bereits vor vielen Jahren, mit großer Erbauung und ohne allen Widerspruch, in einer namhaften Sechsstadt⁵⁹ sei eingeführet worden. Und dahero geschahe es nun, dass die mehrsten diese Sache, wo nicht vor verwerflich, jedoch für bedenklich hielten.“⁶⁰

In *Zittau* wurden die, welche das erste Mal zum Heiligen Abendmahl gingen, in der Sakristei und, nach Errichtung einer Katechetenstelle, vom Katecheten auf seiner Stube geprüft. Dieser hielt die sonntäglichen Examina, aber keinen besonderen „Konfirmandenunterricht“. Die von ihm geprüften Erstkommunikanten schickte er mit entsprechenden Zensuren zu ihren Beichtvätern ins Pfarrhaus; dort wurden sie vermahnt, bevor sie am Abendmahl teilnehmen durften. Diese umständliche Form wurde das ganze 18. Jahrhundert hindurch beibehalten.

Am 7. April 1802 brachte der Primarius Johann Heinrich Lachmann (1729-1808) im Pfarrkollegium den Vorschlag ein, künftig besonderen Konfirmandenunterricht erteilen zu lassen, gekrönt mit einer öffentlichen Konfirmationsfeier. Es kostete ihn lange und intensive Überzeugungsarbeit, bis 1805 der Katechet Christian Gotthelf Scheinert (1769-1807) den Auftrag erhielt, diesen Unterricht zu erteilen. Scheinert ließ sich jedoch wegen häufiger Krankheit durch einen Vikar vertreten.

Zu Michaelis 1806 war es dann soweit: die erste Konfirmation fand in der Klosterkirche statt, ebenso 1807. Nachdem man jedoch festgestellt hatte, dass diese Kirche einem solchen Anlass nicht entsprach, wählte man für 1808 die größere Kreuzkirche. Hier gab es zwar keine Orgel, aber dafür begleitete ein Bläserchor den Gemeindegesang mit Hörnern und Posauen. Sicherlich ein rührender und erhebender Gottesdienst – ganz im Sinne der Frühromantik!

Doch ganz konnte Harmoniemusik die Orgel nicht ersetzen: 1814 war Konfirmation in der Waisenkirche, 1833-1837 wieder in der Klosterkirche; ab 1838 dann endgültig in der neuen St. Johanniskirche, und zwar zweimal jährlich: zu Ostern und zu Michaelis. Die Durchführung der Konfirmation oblag jedoch den vier Pfarrstelleninhabern, nicht jedoch dem Katecheten, der den Unterricht erteilt hatte. Christian Adolph Pescheck (1787-1859), dem wir diese Nachrichten verdanken, bemerkt dazu mit Recht:

59 Gemeint ist Löbau.

60 Zitat bei Christian Adolph Pescheck, Einige Nachrichten über die Einführung der Confirmation in der Oberlausitz. In: NLM 22/1845, S. 390-403, hier 395.

„Auch ist es das Besondere, daß es, bei der Einsegnung der Kinder, nicht eben trifft, daß jedes von dem gewählten Beichtvater eingesegnet wird, indem die zwei ersten Geistlichen die Knaben, der dritte und vierte aber die Mädchen einsegnen.“⁶¹

Eine seelsorgliche Führung und Begleitung der heranwachsenden Jugend war auf solche Weise nahezu unmöglich. Die Konfirmation war also zum bloßen gesellschaftlichen Ereignis geworden – auch dies eine Frucht der Aufklärung!

DIE EINFÜHRUNG DER KONFIRMATION IN EINIGEN
DORFGEMEINDEN DER OBERLAUSITZ
1. LEUBA, ZWISCHEN GÖRLITZ UND ZITTAU

Als Gottfried Tollmann (1680-1766) zum Ende des Jahres 1711 sein Pfarramt in Leuba antrat, ließ er sich zunächst die Pflege der heranwachsenden Jugend besonders angelegen sein. Dazu gehörte vor allem ein gründlicher Katechismusunterricht für die Zulassung zum Heiligen Abendmahl. Zwei Jahre lang ließ er die Kinder während der Fastenzeit im Pfarrhaus antreten, um sie in der Glaubenslehre zu unterweisen, darüber hinaus hielt er sie an, auch nach der ersten Teilnahme am Abendmahl ins Pfarrhaus zu kommen und dort den Lernstoff zu wiederholen.

Nach ein paar Jahren – das genaue Datum ist nicht überliefert –⁶² führte Tollmann in Leuba die Konfirmation für diejenigen ein, die vor ihrem ersten Gang zum Tisch des Herrn standen.

Dazu mussten diese vor versammelter Gemeinde ihren Taufbund erneuern, indem sie die Fragen selbst beantworteten, die ihre Paten seinerzeit an ihrer Statt beantwortet hatten. Dabei hielt sich der Pfarrer eng an den Wortlaut der Fragen aus Luthers Taufbüchlein, nur an zwei Stellen änderte er ihn.

Das liturgische Formular findet sich in der Biographie Tollmanns von seinem Substituten und Amtsnachfolger Jakob Gottlieb Kloß (1730-1789):

„Nachdem die Kinder in der Fastenzeit 2 Jahr nacheinander, jede Woche 2 Tage, unterrichtet worden, werden sie am Sonntag Quasimodogeniti⁶³ Nach-

61 Ebd., S. 402-403.

62 Die Einführung dürfte um 1715/16 gelegen haben.

63 Dieser erste Sonntag nach Ostern galt schon in der Alten Kirche als Taufsonntag, an dem die Taufbewerber in weißen Gewändern ihre Taufe empfangen. Daher auch der Name „Dominica in albis“ für den Sonntag. Tollmann hat diesen also mit Bedacht für die Erneuerung des Taufbunds gewählt.

mittags, öffentlich, und in Anwesenheit der ganzen Gemeinde vorgestellt. Ehe die Handlung selber angehet, wird erst ein Tischlied,⁶⁴ nach demselben das Lied „In meinem Gott erfreu ich mich“⁶⁵ und sodann aus dem Liede „Komm, heiliger Geist, HERre GOtt“⁶⁶ die 2 ersten Verse gesungen. Unter dem andern gehet der Confirmator vor den Altar, und die Confirmandi treten vor denselben hin. Hierauf wird erst eine Aufmunterungsrede sowohl an die Kinder, als auch an die Gemeinde gehalten, und sodann werden die Confirmandi über die wichtigsten Glaubenspuncte, besonders aber von ihrem Taufbunde befraget. Nach dessen Endigung wird ein jedes Kind mit Namen vorgerufen, und es werden ihm folgende Fragen vorgeleget:

„N. N. Entsagest du dem Teufel?	A. Ja, ich entsage ihm.
und allem seinem Wesen?	A. Ja, ich entsage ihm.
Und allen seinen Werken?	A. Ja, ich entsage ihnen.
Glaubest du an Gott, den Vater,	
Sohn und Heiligen Geist?	A. Ja, ich glaube an ihn.
Willst du auch hinfort beständig	
an ihn glauben und ihm dienen?	A. Ja, ich will beständig an ihn glauben und ihm dienen.

So erneuerst du also hiermit deinen Taufbund? A. Ja.

Darauf gibt das Kind dem Confirmatori die Hand, und dieser thut ihm noch einen guten Wunsch mit Beyfügung des Kirchensegens.⁶⁷ Wenn sie alle fertig sind, wird noch eine kurze Anrede an die Gemeinde gehalten, und sodann mit einem Gebeth beschlossen. Hierauf wird der letzte Vers aus dem Liede „Komm, heiliger Geist, HERre GOtt“ gesungen: „Du heilige Brunst, süßer Trost etc.“⁶⁸ und alsdenn mit einer Collecte und dem Segen beschlossen.“

Und der Biograph fügt hinzu:

„Das ist die Einrichtung, die unser seliger Herr Vater zuerst gemacht, und dabey es auch bis jetzo geblieben ist. GOTT lasse sie ferner gesegnet seyn.“⁶⁹

64 Dies offenbar ein liturgischer Rest des normalerweise stattfindenden sonntäglichen Katechismusexamens.

65 Leubaer (Meffersdorfer) Gesangbuch Nr. 235.

66 Ebd., Nr. 144. Die unmittelbare Aufeinanderfolge dreier Lieder ist liturgisch unüblich. Man wird daher Eingangsvotum und -gebet dazwischen vermuten dürfen.

67 Der „gute Wunsch“ ist wohl ein passendes Bibelwort, wie in Anm. 87-91 einige Beispiele beigebracht werden, zum Segen trat die Handauflegung.

68 Leubaer Gesangbuch Nr. 144,3.

69 „Ausführliche Lebensbeschreibung eines alten und wohlverdienten Jubelpredigers ... Herrn Gottfried Tollmanns ... zu Leube in der Oberlausitz ..., Leuba 1766“, S. 36f.

2. BERZDORF AUF DEM EIGEN

Hier führte der damalige Ortspfarrer Johann Samuel Reichel (1695-1770) im Jahre 1733 die „so nöthige als erbauliche“ öffentliche Konfirmation ein. Der unbekannte Korrespondent der „Nachlese Oberlausitzischer Nachrichten“⁷⁰ aus dem Jahre 1766 berichtet zusammenfassend über die liturgische Form:

„Domin. Palmarum wurde Nachmittags öffentliche Bethstunde gehalten. Nach Endigung derselben traten die Catechumenen vor den Altar, und wurden von dem Pastor examiniret, welcher ihnen zugleich das Glaubensbekenntniß abforderte, über sie bethete, sie einsegnete, den grünen Donnerstag darauf vor der Predigt Beichte ablegen ließ, und nach der Predigt mit JEsu Leib und Blut speisete und tränkte.“⁷¹

In einer ganz schlichten, unpräntentiösen Form wird hier die Konfirmation im Anschluß an die sonntägliche Betstunde durchgeführt. Der erste Abendmahlsgang findet beziehungsreich am Gründonnerstag statt. Die Art der Zeremonie erinnert an diejenige in Leuba, als „Glaubensbekenntniß“ sind wohl die vierte und fünfte Frage der Taufbunderneuerung in Anlehnung an Luthers Taufbüchlein anzusehen, Gebet und Segen mit Handauflegung entsprechen der üblichen Form.

Damit war man in Berzdorf lange Zeit zufrieden, denn auch Reichels Nachfolger Christian Gottlieb Hoffmann (1700-1758) verfuhr in dieser Weise.

Doch als Johann Gottlob Mättig (1733-1797) im Jahre 1759 hier sein Pfarramt antrat, sollte sich bei der Konfirmation einiges ändern. Der neue Pfarrer behielt zwar den Palmsonntag als Einsegnungstag bei, verlegte die Konfirmation jedoch in den Hauptgottesdienst. Dieser verlief bis zur Predigt nach der üblichen Ordnung, erst die Predigt nahm Bezug auf die nun folgende Einsegnung. Nach dieser erfolgte im Liede die Bitte um den heiligen Geist: „Nun bitten wir den heiligen Geist“⁷², bevor beim Gesang der letzten Strophe die Konfirmanden vor den Altar traten, um einer Rede⁷³

70 „Nachlese Oberlausitzischer Nachrichten ... Siebentes Stück Nachtrag zum Monath Juny 1766“, S. 111-112.

71 Ebd., S. 111.

72 Bernstädter Gesangbuch Nr. 439.

73 Wie Anm. 70, S. 112 (Anm.), werden einige Titel dieser Reden mitgeteilt: 1759 eine Betrachtung über die Worte „Die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen“, 1762 „Von dem Bekenntniß Christi und seiner Lehre“, 1765 „Von den Bündnissen“.

ihrer Konfirmators zu lauschen. Danach kam das, was in Berzdorf bisher nicht üblich gewesen war:

„Hierauf legte er ihnen 37(!)⁷⁴ Fragen vor, die ein Glaubensbekenntniß in sich enthielten, von denen eine jegliche von allen überhaupt mit einem deutlichen Ja beantwortet wird. Bey der Bejahung der letzteren zwey Fragen: Wollet ihr also von nun an absagen dem Teufel, seinem bösen Wesen, Werken und Willen? Wollet ihr euch heute und künftighin GOtt und JESu übergeben, mit Leib und Seele, und ihm dienen? läßet er sich von einem jeglichen die Hand reichen. Darauf bethet er ein eigenes und sich schickliches Gebeth über sie, und ertheilet ihnen den Segen des HErrn, da sie denn von dem Altar unter Absingung des Verses „Wir sind die zarten Reben“⁷⁵ abtreten und das Haus des Herrn verlassen. Hier finden sie sich am grünen Donnerstag wieder ein, legen vor dem Gottesdienst ihre Beichte ab, und genießen nach der Predigt das H. Abendmahl.“⁷⁶

Mit Mättig war also ein betont pietistischer Pfarrer nach Berzdorf gekommen, der in jugendlichem Eifer die Kinder vor versammelter Gemeinde einem hochnotpeinlichen Glaubensverhör unterzog und ihnen dann noch abverlangte, sich „Gott und Jesum zu übergeben“, also ihnen ein Gelöbniß zumutete, dessen Tragweite sie sich in ihrem Alter gar nicht bewusst sein konnten.

Hier werden „zarte Reben“ manipuliert – ein Verstoß nicht nur gegen die Bekenntnisschriften der lutherischen Kirche, die jeglichen Gewissenszwang ablehnen, sondern auch gegen den guten Geschmack! Auch das „eigene“ Gebet ist kein dieser Handlung angemessenes agendarisches Gebet, sondern ein „aus vollem Herzen fließendes“, dessen Inhalt und Länge sich nach der meditativen Veranlagung des Beters richtet – für nüchterne Gottesdienstteilnehmer oft eine harte Geduldprobe und Zumutung!

Der Korrespondent ergänzt:

„Wir setzen noch hinzu, daß sie das ganze Jahr hindurch, doch jedes Geschlecht besonders, allen Sommerexaminibus beywohnen müssen, da sonst nur am ersten Sonntag die jungen Mannspersonen aus dem Oberdorfe mit denen dahin gehörigen Schulknaben; den 2ten Sonntag die jungen Weibspersonen aus dem Oberdorfe mit den dahingehörigen Schulmädglein; den 3ten die Jungesellen und Schulknaben aus dem Niederdorfe, und den 4ten Sonntag die

74 Mit der Anzahl seiner Fragen liegt Mättig durchaus noch in der Mitte: die Württembergische „Instruction, wie der Actus confirmationis zu veranstalten“ vom 11. Dezember 1722 verlangt von den Konfirmanden immerhin die Beantwortung von 73 Fragen!

75 Dies Lied konnten wir leider nicht nachweisen.

76 S. Anm. 70, S. 112.

Jungfern und Schulmägdelein aus dem Niederdorfe, über die Ordnung des Heils fragweise vernommen werden.“⁷⁷

3. TAUCHRITZ BEI GÖRLITZ

Bis 1754, dem Amtsantritt des Pfarrers Samuel Gottlob Donat (1723-1777),⁷⁸ wurden hier keine Konfirmationen durchgeführt, sondern gemäß der Sächs. Kirchenordnung von 1580 verfahren. Donat führte hier jedoch eine grundlegende Änderung ein, auf die er sehr stolz war:

„Allein, Ao. 1755 machte ich meiner Kirchfahrt ... bekannt, daß ich dieses Jahr nur die 6 Fastenwochen Kinder zum Heil. Abendmahle zubereiten würde, welche sodann am Grünen Donnerstage zum erstenmal zum Tische des HERRn gehen sollten. Dabey ist es bisher geblieben.

Dominica Palmarum Nachmittags stelle ich dann diese Kinder der Gemeine vor, gehe die ganze Lehre unserer Kirche so kurz als möglich durch, jedoch berühre ich wenigstens alle Artikel derselben; weise sie dann hierauf, daß dieses die Religion sey, so sie nicht nur bisher schon angenommen, sondern auch nun mit mehrerm Verstande würden zu bekennen haben: Sie wären auch bereits in diesem Glauben an JESum getauft, nun sollten sie vor dieser ganzen Kirchfahrt ihren Taufbund öffentlich erneuern, und sie würden dermaleinst, an jenem Tage, alle Zeugen seyn, die sie heute höreten, daß sie auf diese erkannte und bekannte Lehre hätten leben und sterben wollen, besonders wider die, welche ihren hier öffentlich bekannten Taufbund muthwillig brechen, und die Gnade GOTTes verläugnen und versäumen würden, daß sie derselben dann verlustig wären.“⁷⁹

In dieser kurzen „Ermahnung“ ist von seelsorglicher und verantwortungsvoller Begleitung nichts mehr zu spüren, hier überschreitet der Pfarrer die Grenze zur seelischen Nötigung Heranwachsender deutlich. Für uns ist dies ein krasses Beispiel, wie pietistisch geprägte Amtsträger die ihnen anvertraute Gemeinde psychisch unter Druck setzten und manipulierten. Leider steht dies Beispiel nicht allein, wie wir gleich noch sehen werden!

Doch hören wir weiter Donat:

„Nach dieser kurzen Ermahnung lasse ich zwey und zwey an dem Altar knien, welche dann mit lauter Stimme, jeder insonderheit, sagen müßen: „Ich N. N.

⁷⁷ Ebd.

⁷⁸ M. Samuel Gottlob Donat (1723-1777), Gymnasium Görlitz und 1742-1750 Universität Leipzig. 1744 daselbst Baccal. philosoph. und 1746 Magister, dann 4 Jahre Hauslehrer in Hirschberg, 1754-1777 Pfarrer in Tauchritz.

⁷⁹ Dies geht über Speners Anliegen, die Lehre „vom Kopf ins Herz“ zu bringen, weit hinaus.

entsage hiermit aufs neue zur Erneuerung des Bundes, den ich als kleines Kind durch meine Pathen in der Heil. Taufe gemacht, dem Satan und alle seinem Werk und Wesen, Fleisch und Welt, und glaube an dich, GOtt Vater, Sohn und Heiligen Geist, meinen Schöpfer, Erlöser und Heilmacher, und will in solchem Glauben durch deine Gnade, in Wohl und Wehe, bis an mein Ende ständig beharren, das helfe mir GOtt Vater, Sohn und Heiliger Geist. Amen.“⁸⁰

Warum Donat hier nicht den einfachen Taufbund rezitieren lässt, sondern den Kindern diese umständliche Formel zumutet, wird wohl ewig sein Geheimnis bleiben. Für minderbegabte Konfirmanden scheint es fast unmöglich, diese nicht nur fehlerfrei wiederzugeben, sondern auch geistig nachzuvollziehen, noch dazu in kniender Haltung! Wer das jedoch fehlerfrei überstanden hatte, dem wurden zur Einsegnung die Hände aufgelegt, und er bekam zu hören:

„In solchem Glauben stärke und erhalte euch die Allerheiligste Dreifaltigkeit GOtt Vater, Sohn und Heiliger Geist. Amen.“⁸¹

Fast zynisch wirkt in diesem Zusammenhang die anschließende Bemerkung des selbstbewussten Pfarrherrn:

„Ich habe gefunden, daß es mit viel Rührung sowohl der Kinder selbst, als der erwachsenen Zuhörer geschieht, und ohnstreitig seinen großen Nutzen an vieler Hertzen haben wird, sintemal ich zu der Zeit viele in meinem Gottes-hause sehe, die auch eben nicht dahin gehören, und es sich auch gefallen lassen, wenn sie gleich eine Stunde länger als sonst aufgehalten werden.“⁸²

Und voll trotzigem Sendungsbewusstseins beschließt er seinen Bericht:

„Indeß werde ich dabey bleiben, so lange der HErr will, und eine hohe Landesobrigkeit nicht eine Aenderung in etlichen Stücken verordnen sollte, dadurch etwa eine allgemeine Gleichheit eingeführet werde.“⁸³

4. EBERSBACH BEI GÖRLITZ

In Ebersbach und den umliegenden Orten, wie Ludwigsdorf⁸⁴ und Zodel,⁸⁵ waren bis um 1740 keine Konfirmationen üblich. Erst als dort junge

80 Paraphrasen des Taufbundes sind eigentlich erst für die Zeit der Aufklärung in großer Fülle nachweisbar.

81 Wie Anm. 70, hier S. 111.

82 Ebd.

83 Ebd.

Pfarrer ihr Amt antraten, die in Leipzig oder Halle studiert und dort pietistisches Gedankengut aufgenommen hatten, kam es auch hier zur Einführung der Konfirmation.

Gerade in Ebersbach bedurfte es großer Geduld und Überzeugungsarbeit, eine solche Neuerung durchzusetzen und einzuführen.

Johann Günzel (1719-1784), seit 1748 Hilfsprediger und 1765 endlich Inhaber der Pfarrstelle, berichtet darüber:

„Schon im Jahr 1748, da ich allhier Past. Substit. wurde, ging ich damit um, dieselbe auch hier einzuführen; allein es äußerten sich gewisse Bedenklichkeiten, eine solche Neuerung, wie man es nennet, zu unternehmen. Ao 1761 aber wagte ich es mit GOtt, brach durch, und der HErr ließ es gelingen.“⁸⁶

Seine Sprache verrät ihn, auch Günzel gehörte zu den Pietisten, wie wir gleich noch sehen werden.

Zuvor pflegte er die Katechumenen eine „gute Zeit“ im Pfarrhaus zu unterrichten. Dieser Unterweisung lag „des seligen D. Günthers Unterricht vor die, so zum erstenmal zum heiligen Abendmahle gehen wollen“⁸⁷ zugrunde.

An den beiden letzten Passionssonntagen, Judica und Palmarum, erfolgte die Vorstellung vor der Gemeinde:

„Nach geendigtem Examine knien am letzten Sonntage 2 und 2 vor dem Altar, deren Namen deutlich genennet werden, drauf werden an selbige folgende Fragen gethan:

1. Glaubet ihr von Hertzen, daß ihr von Natur Kinder des Zorns und verdammungswürdige Sünder seydt?
2. Gestehet ihr, daß ihr den Taufbund übertreten habt durch Ungehorsam gegen GOttes Gnade?
3. Und deshalb durch GOttes Zorn des ewigen Todes schuldig seydt?
4. Wollet ihr den Taufbund wieder erneuern?
5. Entsaget ihr dahero dem Teufel?
6. Und allem seinem Werk und Wesen?
7. Glaubet ihr an GOtt Vater, Sohn und Geist?

84 In Ludwigsdorf trat 1739 Joachim Gottlob Freund (1710-1767) sein Pfarramt an und führte 1740 die Konfirmation ein (stud. theol. in Leipzig 1732ff.).

85 Johann Friedrich Käuffer (1724-1796) kam 1751 nach Zodel, führte dort – das genaue Datum ist unbekannt – die Konfirmation ein, ging 1768 nach Ludwigsdorf (stud. theol. in Halle 1743ff.).

86 „Nachlese Oberlausitzischer Nachrichten, ... Siebentes Stück, den 15. August 1767“, S. 97-98, Zitat S. 97. Man beachte die typisch pietistische Ausdrucksweise!

87 Gemeint ist der Leipziger Theologe D. Johann Günther (1660-1714), dessen Lehrbuch damals weit verbreitet war.

8. Wollet ihr euch diesem dreyeinigen GOtt im Glauben und heiligem Leben beständig dienen?

9. Und in der allein seligmachenden evangelisch-lutherischen Religion verharren bis an euer Ende?⁸⁸

Nach Beantwortung dieser, am Taufbund orientierten Fragen durch jedes Kind werden beiden die Hände aufgelegt, und der Konfirmator spricht ein „datum confirmationis“, von denen Günzel einige mitteilt:

„z. E. der dreyeinige GOtt, Vater, Sohn und Geist, erhalte euch in der Wahrheit, gebe euch ewigliche Freiheit, zu preisen etc.⁸⁹ Item der das Wollen gegeben hat, gebe auch das Vollbringen.⁹⁰ Item der das gute Werk in euch angefangen hat, der wolle es auch vollführen.⁹¹ Item der GOtt des Friedens mache euch fertig zu thun seinen Willen.⁹² Item der GOtt des Friedens heilige euch durch und durch, und euer Geist samt Seele und Leib etc.“⁹³

Nachdem alle Kinder eingesegnet sind, spricht der Konfirmator die drei Gebete aus der „Löbauischen Formula confirmandi“,⁹⁴ sowie das Vaterunser und erteilt den Segen. Am folgenden Gründonnerstag gehen die Neukonfirmierten das erste Mal zum Tisch des Herrn. Auch Günzel zeigt im Schlusssatz sein Sendungsbewusstsein:

„Bey dieser Methode gedenke ich zu bleiben, so lange mich GOtt wird leben lassen.“⁹⁵

Soviel Pathos wäre nicht nötig gewesen, denn niemand hat bisher daran gedacht, die einmal eingeführte Konfirmation wieder abzuschaffen und an ihre Stelle etwas Sinnvolleres zu setzen. Immer jedoch war diese in ihrer Gestaltung dem jeweiligen Zeitgeist mehr oder weniger eng verpflichtet, was unseres Erachtens gegen die weitere Beibehaltung dieses Ritus spricht.

Doch eine Untersuchung jüngerer Konfirmationsformulare mögen Befreuer vornehmen, wir sehen hiermit unsere Aufgabe erfüllt.

88 Anm. 84, S. 97-98.

89 Günzel zitiert hier leicht abgewandelt die Liedstrophe von Ludwig Helmbold: „Erhalt uns in der Wahrheit, / gib ewigliche Freiheit / zu preisen deinen Namen / durch Jesum Christum. Amen.“ aus dessen Lied „Nun laßt uns Gott, dem Herren“: (EG 320/ELKG 227).

90 Phil. 2, 13 leicht verkürzt.

91 Phil. 1, 6 leicht verkürzt.

92 1. Thess. 5, 23 leicht verkürzt.

93 Ders. Vers vollständig.

94 Siehe Anm. 21.

95 S. Anm. 81, S. 98.

Fassen wir also zusammen:

1. Mit der Einführung der Konfirmation verändert sich die Zielsetzung des Katechismusunterrichts: nicht mehr die Ermittlung der geistlichen Reife vor dem ersten Abendmahlsgang steht im Mittelpunkt, sondern die Erneuerung des Taufbundes und damit das selbstständige Glaubensbekenntnis der Konfirmanden.
2. Es entsteht damit auch in der Oberlausitz eine neue Form kirchlichen Handelns, die an den einzelnen Orten unterschiedlich mit Inhalt gefüllt wird.
3. Dadurch wird der erste Abendmahlsgang in der Regel von der Konfirmation getrennt und findet später statt.
4. Fast 100 Jahre hat es gedauert, bis sich die Konfirmation in der Oberlausitz flächendeckend etabliert hat.
5. In der liturgischen Form des Konfirmationsgottesdienstes gibt es weitgehende Übereinstimmungen; ein allgemein verbindliches Formular existiert jedoch nicht.

Unser Dank gilt auch diesmal dem Team der Oberlausitzischen Bibliothek der Wissenschaften zu Görlitz für seine Geduld beim Herbeischaffen und Kopieren der erforderlichen Literatur.

Peter Merx, „Czy wyrzekacie się zatem diabła?” Przyczynki do wprowadzenia konfirmacji na Górnych Łużycach.

Autor szkicuje rozwój uroczystości konfirmacji od czasów reformacji. W pierwszej części ukazuje on stanowisko reformacji wobec zagadnienia konfirmacji i wychodzi od Erazma z Rotterdamu, szkicuje początkowo bardziej krytyczne stanowisko Lutera w odróżnieniu od stanowiska reprezentowanego przez wyznawców kalwinizmu. Nowego znaczenia uzyskała konfirmacja dzięki Philippowi Jakobowi Spenerowi i pietystom. W drugiej i w trzeciej części przedstawia on należące do Agendy formularze konfirmacyjne pochodzące z Górnych Łużyc a mianowicie z następujących miast: Löbau, Görlitz, Lubania, Budziszyna, Kamenz i Żytawy. Trzecia część ukazuje wprowadzenie uroczystości konfirmacyjnych w zborach wiejskich Leuba koło Ostritz, Tauchritz koło Ostritz i Ebersbach. Z formularzy tych wynika, że konfirmacja dążyła do spełnienia zasadniczo trzech celów: potwierdzenia związku chrztu, była wyznaniem wiary konfirmantów i wiązała się z udzieleniem konfirmantom błogosławieństwa poprzez nałożenie rąk.

Zur Geschichte der evangelischen Kirchengemeinden des Kirchenkreises Ohlau/Schlesien

(Fortsetzung aus Band 82 (2003), S. 257–282*

VON HEINZ QUESTER

MARKSTÄDT (bis 1937: LASKOWITZ)

Andreas WACKWITZ hat 1919 in Ohlau als Broschüre die „Geschichte des Dorfes und der Kirchengemeinde Laskowitz im Kreis Ohlau“ veröffentlicht; ein Exemplar befindet sich im Archiv der Stadt Iserlohn, der Patenstadt von Stadt und Kreis Ohlau. Die Geschichte von Laskowitz ist im Heimatblatt für die Kreise Strehlen und Ohlau von Nr. 1/1959 bis Nr. 2/1960 gekürzt wiedergegeben worden. Soweit am Ende der einzelnen Absätze nichts anderes angegeben ist, wurden die nachstehenden Ausführungen unter II. den genannten Heimatblättern entnommen.

I.

- a) Laschowicz; Kirche 1389 erwähnt.
- b) Seit 1534 evangelisch.
- c) Laskowitz (Pfarrsitz) war mit Rattwitz 1888 – 1892 pfarramtlich verbunden.
- d) Zur Kgm. gehörten Laskowitz (1398 Ev.), Beckern (491 Ev.), Birksdorf (198 Ev.), Daupe (497 Ev.), Groß Dupine (später Groß Eichau) (293 Ev.), Jeltsch (793 Ev.), Neuvorwerk (397 Ev.), Quallwitz mit Teichvorwerk und Klein Dupine (später Klein Eichau) (354 Ev.), Trattaschine (später Hirschaue) (294 Ev.) und Meleschwitz (später Fünfteichen, Kr. Breslau) (43 Ev.), zusammen 4758 Ev. von 6171 Seelen.
- e) Ev. Schulen in Laskowitz (vier Lehrer), Beckern (zwei Lehrer), Daupe (zwei Lehrer), Jeltsch (zwei Lehrer), Neuvorwerk (ein Lehrer), Quallwitz (ein Lehrer) und Trattaschine (zwei Lehrer).
- f) Pfarrhaus, 1833 erbaut, und Küsterschulhaus.

* Auf Seite 260 ist Anm. 8 wie folgt zu fassen: „F. G. Eduard ANDERS, Historische Statistik der Evangelischen Kirche in Schlesien, S. 323. Breslau 1867.“

Pfarrgrundstück 16 ha Acker (Klasse V/VI) und 12,5 ha Wiese (Klasse VII), Organisten-(Küster-)Grundstück 1,9 ha Acker (Klasse V) und 1,8 ha Wiese (Klasse VII).

- g) Die 1660 fertiggestellte Kirche ist aus Fachwerk gebaut, mit flacher Decke und gestampftem Lehmfußboden; der Turm trug drei Glocken.
- h) Privatpatronat (seit 1630 Graf von Saurma-Jeltsch, kath.) mit 2/3 Bau- last und unbeschränktem Besetzungsrecht.
- i) Obwohl Jeltsch zum Bistum Breslau gehörte, war die Kirche schon 1565 pfarramtlich mit Laskowitz verbunden. 1653 wurde die ev. Kirche in Jeltsch von den Katholischen „rekonziliert“, d. h. geschlossen, und der kath. Geistlichkeit übergeben; die Kirche ist später wohl einem Brand zum Opfer gefallen. Die Jeltscher ev. Bevölkerung, für die bis 1653 jeden 2. Sonntag Gottesdienst in ihrer Kirche stattfand, mußte nun in das 4 km entfernte Laskowitz gehen.
- j) Laskowice Oławskie

II.

1565 wurde Basilius Briccii vom Brieger Superintendenten zum „Pastor von Laskowitz und Jeltsch“ ordiniert; das bedeutet, daß spätestens in diesem Jahr auch in Jeltsch, das zum Bistum Breslau gehörte, die Reformation eingeführt worden ist. 1632 – 1639 war die Pfarrstelle wegen der Kriegsergebnisse nicht besetzt. 1637 brannte die Kirche ab.

Am 18. Dezember 1649 goß Sebastian Götz in Breslau eine Bronzeglocke von 375 kg Gewicht und mit dem Ton h. Ihre lateinische Inschrift lautete auf deutsch: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“ Sie trug außer dem Namen des Gießers das Datum des Gusses und den Namen des Pastors Schröter. Der Gutsherr, Wolf Albrecht von Saurma-Jeltsch, stiftete 1656 eine zweite Glocke; sie wurde später beim Guß der von Graf Johann Franz von Saurma 1811 gestifteten großen Glocke mit verwendet.

Erst 1660 war der Neubau der Kirche in Laskowitz fertiggestellt. Es war ein schlichter Fachwerkbau mit einem freistehenden Glockenstuhl, mit flacher Decke, gestampftem Lehmfußboden und roh gezimmertem Gestühl. Anstelle einer Orgel war nur ein sogenanntes Positiv vorhanden. Der Altar stand an der östlichen Stirnseite, an den beiden Längsseiten befanden sich geräumige Emporen. Über dem Sitz der Gutsherrschaft, links vom Altar, hatte man die Wappen der Eheleute angebracht, das Saurma'sche und das Prittwitz'sche.

1672 beanspruchte der benachbarte kath. Pfarrer von Meleschwitz das Dorf Daupe, in dem es noch sechs kath. Familien gab, für seine Parochie. Um 1685/1690 verbot der Abt von St. Vinzenz dem Laskowitzer ev. Pfarrer, Daupener Grund und Boden zu betreten, um dort Tote zu bestatten. Taufen und Trauungen durften aber weiterhin in Laskowitz vorgenommen werden.

Die Zahl der Taufen stieg: 1648 – 1651 waren es im Jahresdurchschnitt 35 innerhalb des Kirchspiels, 1660 etwa 60, um 1690 schon 75. Um 1700 umfaßte die Kgm. Laskowitz die Dörfer Laskowitz, Jeltsch, Beckern, Grüntanne, (Groß- und Klein-) Dupine, Daupe, Quallwitz, Trattaschine, Birksdorf und einige kleinere Ansiedlungen.

1713 sind als Kirchenväter genannt Albrecht Karasch und Balthasar Krusch. Der erste bekannte Schulmeister war 1716 Balthasar Schlich, zugleich Organist. Er erteilte Unterricht in deutschem und polnischem Lesen sowie in Schreiben und Rechnen.

1718 erhielt die Kirche als Geschenk vom Patron Konrad Wenzel von Saurma eine Orgel, die 275 Taler kostete; 1750 erweiterte ein Breslauer Orgelbauer die Orgel um ein weiteres Register: „ein neues Vogelgeschrei“.

Zum Bau des 1725 neben dem Kirch- und Pfarrgrundstück errichteten Schulhauses gab die Kirchengemeinde 100 Taler.

Die Kirchengelder wurden als Hypotheken ausgeliehen, meist auf Rittergüter. 1728 betrug die Klingelbeuteleinnahmen 116 Taler.

1737 verbot der Abt von St. Vinzenz allen Einwohnern von Daupe, auch der ev. Mehrheit, irgendwelche Stolgebühren (Gebühren für kirchliche Amtshandlungen) dem ev. Pastor in Laskowitz zu entrichten. Der seit 1734 in Jeltsch sitzende, kath. erzogene Johann Anton von Saurma verbot seinen evangelischen Untertanen in Jeltsch, Beckern, Neuvorwerk und Grüntanne, Amtshandlungen in Laskowitz ohne Erlaubnis des Meleschwitzer kath. Pfarrers vorzunehmen. Er verweigerte dem Laskowitzer Pfarrer die bisher übliche jährliche Zahlung von 20 Talern und suchte auch den Zehnten und die Stolgebühren dem Meleschwitzer Pfarrer zuzuschlagen. Dadurch wären der Pfarrstelle Laskowitz zwei Drittel ihrer Einnahmen verlorengegangen. Deshalb wehrten sich die betroffenen Dörfer im August 1747 mit einer Eingabe an König Friedrich II. Der Laskowitzer Pfarrer selbst strengte gegen die Jeltscher Grundherrschaft einen Prozeß an, der erst 1755 in letzter Instanz entschieden wurde. Es erging das Urteil, daß der Pfarrer von Laskowitz für die kath. Grundherrschaft und für ihre kath. Untertanen nicht mehr als Parochus zu gelten habe, daß aber alle Evangelischen in den vier Dörfern weiterhin seine Kirchspielkinder bleiben. Damit war der Parochialzwang aufgehoben: Wer katholisch ist, aber in einem

ev. Kirchspiel wohnt, hält sich an den nächstbenachbarten kath. Pfarrer, entrichtet ihm Zehnten und Stolgebühren und läßt alle Amtshandlungen durch ihn vornehmen. Dasselbe gilt umgekehrt für die Evangelischen in kath. Kirchspielen.

1748 brachte man außen an der Kirche eine Sonnenuhr an. Unter ihr stand eine Taufsteinsäule aus Sandstein, vielleicht der einzige Rest, der aus dem Brandschutt der alten Kirche gerettet worden war. Die bei der Sakristeitur befindliche gemauerte und gewölbte Gruft wurde geöffnet und neu eingedeckt; sie enthielt fünf Särge mit dem Erbauer der Kirche und seiner Gemahlin sowie zwei Kindern und einem Enkelkind. 1750 wurde in einer Gruft unter dem Orgelchor Hedwig Wilhelmine von Rumes geb. von Gaftron beigesetzt.

Im Jahr 1754 wurden 6000 Hostien verbraucht.

1759/60 gingen in Laskowitz 31 Knaben und 15 Mädchen, in Jeltsch 19 Knaben und 6 Mädchen und in Beckern 19 Knaben und 7 Mädchen zur Schule; das waren bei weitem nicht alle Kinder. Der Schulunterricht fand von 7 bis 10 Uhr und von 12 bis 15 Uhr statt. Die Nachlässigkeit der Eltern war groß, und die Geistlichen mußten bei den Visitationen ernste Mahnungen aussprechen. Vom Johannistag bis zum Beginn des Winters fand kein Schulunterricht statt, da alle Kinder bei der Ernte gebraucht wurden. Für Jeltsch ist 1753 Lehrer Christian Meltzer, für Trattaschine, das seit 1789 eine eigene Schule hatte, ist 1785 Schulhalter Giller genannt.

1771/72 wurde ein neuer Kirchturm errichtet und das Kirchenschiff so weit verlängert, daß Kirche und Turm miteinander verbunden waren. Der alte Kirchturm, der seit 1711 eine Uhr trug, wurde abgerissen und die alte Uhr in den neuen Turm eingebaut. Die Baukosten betragen 830 Taler; Erbauer war der Kreiszimmermeister Gottfried Poppe. In der Kirche hatten nun bis zu 1000 Personen Platz.

In den Jahren 1779 bis 1781 fanden im Durchschnitt jährlich 57 Taufen, 13 Trauungen und 50 Beerdigungen statt.

1811 wurde die 1656 gestiftete Glocke bei Ernst Gottlieb Moretzky in Breslau umgegossen; sie wog nun als „Große Glocke“ 700 kg, war 0,75 m hoch und hatte einen unteren Durchmesser von 1,05 m. Zu ihrem Ton g und dem h der mittleren Glocke von 1649 erklang die kleine Glocke mit e, 175 kg Gewicht, ebenfalls bei E. G. Moretzky in Breslau gegossen und von dem 1753 in Laskowitz geborenen Johann Kosa im Jahre 1814 gestiftet.

Der Ohlauer Landrat, Herr von Hoverden, leitete am 13. 5. 1822 dem Ev. Konsistorium in Breslau eine anonyme Beschwerde gegen Pastor Bauch wegen ausfälligen Bemerkungen von der Kanzel gegen die katholische Kirche zu. Der Landrat hatte schon früher ähnliche mündliche Be-

schwerden erhalten. Das Konsistorium empfahl in einem Schreiben vom 16. 10. 1822 an Pastor Bauch Vorsicht und Behutsamkeit, um Mißverständnissen vorzubeugen.¹⁰⁰

1824 schenkte König Friedrich Wilhelm II. der Gemeinde ein Exemplar der neuen Agende mit seiner eigenhändigen Unterschrift, weil sie zu den ersten Gemeinden zählte, die diese neue Agende in Gebrauch nahmen.

1825 wurde das neue Schulhaus in gehöriger Entfernung vom Kirchturm gebaut, weil sich der Turm im Laufe der Jahre gesenkt hatte und einzufallen drohte. Durch das Einziehen neuer Balken und einiger Verklammerungen konnte der Turm wieder standfest gemacht werden. Die Kirchengemeinde gab für den Schulhausbau 500 Taler.

Im Bericht über die Visitation am 14. 2. 1836 wurde unter anderem ausgeführt: „Dem Commissarius ist aufgefallen, ... daß Pastor seine Predigt nicht ganz frei vortrug, sondern bisweilen, obwohl auf eine nicht störende Weise, in das vorliegende Concept blickte.“¹⁰¹

In den Jahren 1837/38 wurde das große, geräumige Pfarrhaus von Maurermeister Lehmann aus Oels für 3400 Taler erbaut. Das Bauholz lieferte die Gutsherrschaft als Patron der Kirche; sämtliche eingepfarrten Dörfer leisteten Hand- und Spanndienste.

Am 14. 4. 1841 teilte das Konsistorium der Kgm. mit, daß es keine Einwendungen gegen die Absicht habe, in Laskowitz nur jeden 4. Sonntag „polnische Kommunion“ zu halten, wenn an diesen Tagen der polnische Gottesdienst (einschließlich der Kommunion) *vor* dem deutschen Gottesdienst, d. h. im Sommer um 6 Uhr, im Winter um 7 Uhr, stattfindet und sofern das Patronat und die Kgm. einverstanden sind.¹⁰²

Bei der Visitation am 6.9.1846 wurde festgestellt, daß jeden Sonntag deutscher und alle 14 Tage für die etwa 200 wasserpolnisch sprechenden Gemeindeglieder polnischer Gottesdienst stattfand; das Abendmahl wurde alle vier Wochen in Polnisch gehalten.¹⁰³ 1884 war der polnische Gottesdienst eingestellt, weil dafür kein Bedarf mehr bestand.¹⁰⁴

1849 sind die bisherigen Kirchspieldörfer Marienkranst (später Marienwald) und Clarenkranst (später Klarenwald) zu Groß Nädlitz (später Nädlingen) umgepfarrt worden; alle drei Orte lagen im Kreis Breslau.

100 AKTEN KONSIST. (wie Anm. 12), Sign. II/4433.

101 Ebd.

102 Ebd. „Kommunion“ = Feier des Abendmahls.

103 Ebd.

104 HULTSCH (wie Anm. 43), S. 51, und ders., Aus der Geschichte der schlesisch-polnisch sprechenden Gemeinden. In: JSKG Bd. 35 (1956), S. 65.

1850 fand man bei der Pflasterung des Fußbodens eine Gruft unter dem Altar; in ihr ruhte der Stifter der Orgel, Konrad Wenzel von Saurma († 1723), neben seiner Gattin († 1716). 1864 wurde der neue Taufstein vor dem Altar aufgestellt und der von der Decke herabhängende barocke Engel, der das Taufbecken hielt, beseitigt.

Der Superintendent teilte dem Konsistorium am 11.2.1860 mit, daß die 7000 Seelen umfassende Kgm. für einen Pastor zuviel sind; die „Abzweigung der entfernten Gemeinden wäre eine Wohltat.“¹⁰⁵

1865 waren das Neue Breslauer Gesangbuch und das polnische Gesangbuch nach der Bearbeitung von Chuc in Gebrauch.¹⁰⁶

Das Konsistorium übermittelte dem EOK am 18. 5. 1870 einen Bericht über die unangemeldete Revision durch Generalsuperintendent Erdmann in Laskowitz bei Pastor Bauch am 24. April, in dem auf den schlechten Gesundheitszustand des Pastors hingewiesen wird. „Die Predigt dauerte nur 25 Minuten.“

Auf Antrag des EOK in Berlin vom 22. 8. 1870 erklärte sich das zuständige Staatsministerium am 17. 9. 1870 mit der Einrichtung eines Vikariats in Laskowitz einverstanden und genehmigte für höchstens fünf Jahre je 300,- Mark. Diese Entscheidung teilte der EOK am 7. 10. 1870 dem Konsistorium in Breslau mit, das mit Schreiben vom 11. 4. 1871 an den EOK den Kandidaten Oscar Johannes Knobloch, der am 12. 4. 1871 in Breslau ordiniert wurde, als Vikar in Aussicht nahm. Ab 1. 6. 1871 war Knobloch in Laskowitz tätig. Der EOK übersandte am 13. 10. 1873 dem Konsistorium eine Beschwerde von Laskowitzer Gemeindegliedern vom September d. J. gegen die beabsichtigte Wahl des Vikars Glatzer zum Pastor. In seiner Stellungnahme vom 22. 10. 1873 führte das Konsistorium u. a. aus, daß der Patron drei Kandidaten vorgeschlagen hat und Glatzer mit 358 Stimmen von 360 wahlberechtigten Gemeindegliedern gewählt worden sei. Glatzer habe Laskowitz seit 1 ¼ Jahr ohne Beschwerde verwaltet; deshalb wurde empfohlen, die Beschwerde abschlägig zu bescheiden. Der EOK lehnte am 11. 11. 1873 den Einspruch ab, weil er unbegründet war.¹⁰⁷

Bis 1875 durften auf dem ev. Kirchhof Beerdigungen vorgenommen werden; danach gab es einen Kommunalfriedhof.

Auf die Eingabe des Konsistoriums vom 4. 4. 1881 erteilte das Ministerium für geistliche Angelegenheiten am 14. 5. 1881 die Staatsgenehmigung

105 AKTEN KONSIST. (wie Anm. 100).

106 ANDERS (wie Anm. 8), S. 325.

107 AKTEN EOK (wie Anm. 22), Sign. EZA 7/14.810.

zur Anlage eines für die ev. Einwohner des Guts- und Gemeindebezirks Meleschwitz (später Fünfteichen), Kr. Breslau, bestimmten Begräbnisplatzes auf dem von Rittergutsbesitzer Wandrey dort unentgeltlich zur Verfügung gestellten, im Grundbuch von Meleschwitz Band IV Blatt 171 verzeichneten Grundstück von 12,76 Ar Flächeninhalt.

Das Ministerium für geistliche Angelegenheiten genehmigte am 24. 11. 1882, daß die Zinsen aus dem Legat des Bauern-Auszüglers Urban vom 22. 9. 1856 anstelle für Totengräber-Mäntel künftig zur Anschaffung und Unterhaltung eines Leichenwagens der ev. Kgm. Laskowitz verwendet werden dürfen.¹⁰⁸

Der Gemeindekirchenrat Laskowitz war am 31. 3. 1881 mit der Mitteilung des Konsistoriums vom 10. 5. 1880 einverstanden, daß ab 1. 1. 1883 die evangelischen Bewohner in Lange und Rattwitz, die bisher Gastgemeinden waren, kraft Gesetzes unter gleichen Rechten und Pflichten zur Kirche in Laskowitz gehören. Auf Einladung des Gemeindekirchenrats Laskowitz verhandelte er am 16. 10. 1881 mit der Vertretung von Rattwitz. Dabei wurde festgestellt, daß die Kirche in Laskowitz nur 1000 Sitzplätze bei etwa 6000 Gemeindegliedern hat. Nach den Verwaltungsgrundsätzen müßten für ein Drittel der Gemeindeglieder Sitzplätze vorhanden sein, das heißt 2000 Plätze. Durch Umbauten ließen sich die Sitzplätze nicht schaffen. Deshalb könnten die Evangelischen von Rattwitz und Lange nicht in den Parochialverband Laskowitz aufgenommen werden. Die Rattwitzer Vertreter baten um jährlich vier Gottesdienste in Rattwitz für Alte und Schwache durch den Laskowitzer Pastor. Der Gemeindekirchenrat Groß Nädltitz lehnte am 22. 1. 1882 die Aufnahme von Rattwitz und Lange ebenfalls wegen Platzmangels in der Kirche ab. Der Landrat Ohlau befürwortete in einem Schreiben vom 2. 8. 1882 an das Konsistorium den Bau einer Kirche in Rattwitz, für die ein Platz vorhanden sei; den Gottesdienst müßte dann der Pastor von Laskowitz halten. Vier Monate später teilte der Landrat dem Konsistorium mit, daß die Evangelischen von Rattwitz und Lange sich der atlutherischen Kirche in Jeltsch anschließen wollten, wenn sie der Pastor von Laskowitz nicht betreut. Auf Weisung des Konsistoriums begann Pastor Glatzer am 26. 8. 1883 mit der Abhaltung eines Lokalgottesdienstes in der Simultanschule in Rattwitz; die nächsten Lokalgottesdienste waren für den 9. und 23. September vorgesehen. Am 26. 11. 1883 wies das Konsistorium Pastor Glatzer an, jeden 3. Sonntag in Rattwitz Gottesdienst zu halten.¹⁰⁹

108 Ebd.

109 AKTEN KONSIST. (wie Anm. 12), Sign. II/4563.

Am 1. 4. 1888 kamen die bisher zur Kgm. Laskowitz gehörenden Evangelischen von Rattwitz und Lange zur neuen selbständigen Kgm. Rattwitz, die aber vorerst noch mit der Kgm. Laskowitz pfarramtlich verbunden blieb. Nach Vollendung des Kirchenbaus in Rattwitz sollte der Pastor von Laskowitz mindestens jeden dritten Sonntag in Rattwitz Gottesdienst halten; die notwendigen Transportkosten für den Pastor waren von der Kgm. Rattwitz zu übernehmen. Die Kgm. Rattwitz hatte eigenen Kantor, Organisten und Küster anzustellen, auf die die entsprechenden Einnahmen, die bislang der Kgm. Laskowitz zustanden, übergehen würden.¹¹⁰

In einem Auszug aus dem Bericht über die vom 31. 5. – 19. 6. 1888 im Kirchenkreis Ohlau abgehaltene General-Kirchenvisitation wurde die von Pastor Glatzer gehaltene Predigt bemängelt. Außerdem wurde festgestellt, daß wegen der Gemeindegröße (4755 Seelen in acht Ortschaften) die baldige Abzweigung der Kgm. Rattwitz und deren Besetzung zunächst mit einem Vikar dringend notwendig sei. „Ein dort stationierter Vikar wird einen empfänglichen Boden finden, namentlich in der Bevölkerung der Gemeinde gegen die Einflüsse der zahlreichen altlutherischen Separation und gegen die röm.-kath. Kirche.“ Wegen des Gesundheitszustands von Pastor Glatzer beantragte das Konsistorium mit Schreiben vom 21. 7. 1898 beim EOK 400,- Mark aus dem Kollektenfond, um einen Vikar zur Verbesserung der geistlichen Versorgung in Laskowitz einzusetzen; der EOK bewilligte am 22. 9. 1898 für die Zeit vom 1. 10. 1898 bis 31. 3. 1899 einen Zuschuß bis 400,- Mark aus dem landeskirchlichen Hilfsgeistlichenfond.¹¹¹

In einem Bericht vom 8.11.1897 wurde dem Konsistorium mitgeteilt, daß in der Parochie 1199 Katholiken, 186 Altlutheraner und 6 Juden wohnen. Von 37 Trauungen im Jahr 1896 waren 21 „ohne kirchliche Ehren“.¹¹²

Einen häufigen Schriftwechsel zwischen Konsistorium und EOK verursachten die Fuhrkosten zur Abhaltung von Gottesdiensten in Trattaschine. Die dafür notwendigen 36,- Mark waren bisher aus dem Ertrag der Tellersammlungen entnommen worden; nunmehr bestand aber die Absicht, eine Glocke für 1100,- Mark anzuschaffen. Deshalb wurde der EOK gebeten, die Fuhrkosten zu erstatten. Der EOK bewilligte 72,- Mark für

110 AKTEN KONSIST. (wie Anm. 100).

111 AKTEN EOK (wie Anm. 107).

112 AKTEN KONSIST. (wie Anm. 100).

die Jahre 1899 und 1900, für 1901 bis 1903 je 54,- Mark und auslaufend für 1904 bis 1906 je 40,- Mark.¹¹³

Im Juni 1907 wurde dem Daniel Kupke aus Beckern wegen seiner kirchlichen Tätigkeiten das Allgemeine Ehrenzeichen verliehen.¹¹⁴

Seit 1911 befand sich in Laskowitz eine Diakoniestation mit zwei Schwestern aus dem Strehlemer Mutterhaus für Synodaldiakonie.

1914 betrug das Kirchenvermögen 101684 Papiermark.

Ab 1915 war die Laskowitzner Schule fünfklassig.

Im Krieg 1914/18 fielen 246 Gemeindeglieder; in der Kirche befand sich für sie ein Ehrendenkmal. Die Projektpfeifen der Orgel wurden beschlagnahmt.¹¹⁵

1918 hob man die geistliche Schulaufsicht auf.

Im Jahr 1924 fanden 133 Taufen, 105 Konfirmationen, 35 Trauungen und 86 Bestattungen statt. Es bestanden ein Arbeiterverein mit 130 und ein Jungfrauenverein mit 30 Mitgliedern.¹¹⁶

1928 wurde von der Firma Rieger in Jägerndorf eine neue Orgel mit 19 klingenden Stimmen in zwei Manualen und Pedal eingebaut. Die Kosten betrugen rund 11000 RM.

Die Altlutheraner hatten 1930 in Jeltsch 136 und in Daupe 36 Mitglieder.¹¹⁷

1930 ist das bisher verbundene Kirchen- und Schulamt rechtlich getrennt worden. Die Kirchengemeinde behielt das alte Schul- und Kantorhaus, den Garten und die Landausstattung der Organistenstelle. Die beiden Klassenräume der alten Schule wurden zu einem Konfirmandensaal und einer Diakonissenwohnung umgebaut. 1930/31 errichtete man ein neues Schulgebäude mit vier Klassenzimmern, einem Lehrer- und einem Lehrmittelzimmer, Duschaum und zwei Räumen für die Hauswirtschaftsschule. Von den Gesamtkosten (fast 50000 RM) hatte die Schulgemeinde nur 5700 RM aufzubringen; den Restbetrag zahlte die Regierung. Die Schule, die sechsklassig war, wurde von 220 bis 240 Schülern besucht, letzter Hauptlehrer und Kantor war Gustav Glatzer.

Am 8. 3. 1945 konfirmierte Pfarrer Richard Hartung auf der Flucht in Königinhof (Protektorat Böhmen und Mähren) sieben Knaben und neun Mädchen aus der Kgm. Markstädt.¹¹⁸

113 AKTEN EOK (wie Anm. 107).

114 AKTEN KONSIST. (wie Anm. 100).

115 SILESIA SACRA (wie Anm. 2), S. 188.

116 Ebd.

117 BUNZEL (wie Anm. 74), S. 63.

Schon Mitte Mai 1945 war Pfarrer Hartung mit Teilen der Kirchengemeinde von der Flucht wieder nach Marktstädt zurückgekehrt. Kirche und Pfarrhaus waren unbeschädigt. Pfarrer Hartung war der einzige ev. Geistliche im Kreis Ohlau rechts der Oder. Der sowjetische Ortskommandant forderte schon am 2. Sonntag nach der Rückkehr die Abhaltung von ev. Gottesdiensten. Am Sonntag Palmarum 1946 war Konfirmation von 30 Konfirmanden. Pfarrer Hartung übergab am 17. 5. 1946 der Kirchenleitung in Breslau 1605,- RM Kollektengeld aus den Monaten Januar bis April 1946.

Nach der Beschlagnahme der Kirche durch die Polen fanden ev. Gottesdienste im Saal der Gastwirtschaft Pohlit statt. Die Kirche dient seitdem dem polnischen kath. Gottesdienst. Im September 1971 wurde die Kirche umgebaut; dabei wurden auch die Lehmwände durch Bausteine ersetzt, die man anschließend verputzte. Auch das Pfarrhaus wurde in den siebziger Jahren renoviert. Das Schulgebäude in Marktstädt benutzten die Polen ebenfalls als Schule.¹¹⁹

Das 1837/38 erbaute Pfarrhaus brannte in der Sylvesternacht 2001/02 vollständig ab und wurde 2002 durch einen Neubau ersetzt.¹²⁰

MARSCHWITZ

Im Ohlauer Heimatkalender von 1927 erschien von Pastor F. von STRAMPF der Artikel „Die Kirche in Marschwitz“; er ist im Heimatblatt für die Kreise Strehlen und Ohlau Nr. 6, S. 18, und 7/1958, S. 9, wiedergegeben. Soweit im II. Teil am Ende der einzelnen Absätze nichts anderes angegeben ist, wurden die nachstehenden Ausführungen den genannten Heimatblättern entnommen.

I.

- a) Marszowicz, Marsow; 1335 Kirche erstmals erwähnt.
- b) 1530 ev.
- c) Marschwitz (Pfarrsitz) war mit Göllnerhain (Goy) von 1534 - 1746 und 1910 - 1945 pfarramtlich verbunden.

118 HEIMATBLATT (wie Anm. 11), 12/1994, S. 24.

119 KK OHLAU (wie Anm. 24), und Chronik von Herrn Kantor Gustav GLATZER. In: HEIMATBLATT (wie Anm. 11), 6/2000, S. 24.

120 HEIMATBLATT (wie Anm. 11), 7/2003, S. 26.

- d) Zur Kgm. gehörten Marschwitz (367 Ev.), Leisewitz (192 Ev.), Mellenau (29 Ev.), Peltschütz (42 Ev.), Seiffersdorf (169 Ev.), Würben (101 Ev.) und Zottwitz (85 Ev.), zusammen 1277 Ev. von 3200 Seelen.
- e) Ev. Friedhof in Marschwitz. Ev. Schulen in Marschwitz (zwei Lehrer) und Leisewitz (ein Lehrer).
- f) Pfarrhaus mit Wirtschaftsgebäuden (1846 erbaut) und ein Küsterschulhaus.
Pfarrgrundstück: 24,51 ha Acker; Organistengrundstück: 1,20 ha Acker (Klasse II) und 0,25 ha Wiese (Klasse IV).
- g) Der östliche Teil der Kirche ist sehr alt, der 1730 angebaute Teil ist von Bindwerk; der Turm an der Westseite, der zwei Glocken und eine Turmuhr trug, ist aus Holz.¹²¹
Mittelalterlicher Taufstein. Die kleine Glocke ist sehr schlank und ohne Inschrift. Silbervergoldeter Kelch mit getriebenem Ornament aus der 2. Hälfte des 17. Jhd.; zwei Grabsteine für einen Ritter († um 1600) und ein Mädchen († 1591).¹²²
- h) Privatpatronat (seit 1833 Herr von Eicke auf Marschwitz) mit 2/3 Bau- last und unbeschränktem Besetzungsrecht; Besetzung erfolgt abwechselnd mit dem Patronat von Goy.
- i) Marszowice

II.

Im Jahre 1322 war noch keine Kirche in Marschwitz vorhanden. Das ergibt sich aus dem Testament des damaligen Besitzers von Marschwitz, Ritter Henczo, genannt von Marschwitz oder Marsow. Er bedachte die Kirche in Breslau (es ist offenbar der Dom gemeint) mit 18 Scheffel Korn zur Erhaltung eines Altaristen an einem von seinen Vorfahren gestifteten Altar sowie die Kirchen zu Goy und Würben mit je einem Zinsanteil von seiner Scholtisei in Marschwitz zur Beschaffung von je zwei Wachskerzen bei größeren Festen. Als Zeuge hat auch der Kleriker von Goy, Michael, unterzeichnet. Damals war also Goy der Sitz des Geistlichen, und Marschwitz war wohl mit der dort befindlichen Kirche verbunden. In den nächsten Jahren wurde in Marschwitz eine Kirche erbaut, die nach der Überlieferung Johannes dem Täufer geweiht war; 1335 wird in einer Urkunde der Pfarrer von Marschwitz erwähnt.

¹²¹ ANDERS (wie Anm. 8), S. 325.

¹²² LUTSCH (wie Anm. 80).

Der steinerne Teil des Gotteshauses, der den Altar umgibt, läßt nach seiner Bauart vermuten, daß er in den Jahren vor 1400 errichtet ist.

Auf dem Deckstein hinter der Tür rechts vom Altar war der 1599 verstorbene Herr Heinrich von Schenk mit seinem einige Stunden vor ihm entschlafenen Söhnchen dargestellt. Vor dem Altar befand sich das Grab mit der sterblichen Hülle des am 2. 10. 1621 im Alter von 52 Jahren verstorbenen Herrn Friedrich von Hengel.

1666 beschaffte die Kirchengemeinde eine zweite, größere Glocke.

1729 und 1730 ist das Schiff der Kirche aus Bindwerk neu errichtet worden. Gleichzeitig soll auch der Turm erbaut worden sein, den man später mit Brettern verkleidet hat. Vor 1729 hatte sich auf dem Kirchengebäude ein sogenannter Dachreiter in der Mitte des Daches erhoben, der aber baufällig geworden war.

Hinter dem Altar, der 1755 von dem Tischlermeister Fassung aus Ohlau erstellt und von dem Maler Heppner „staffiert“ worden ist, erhob sich die Kanzel. Diese war in Zedlitz gekauft worden und zeigte als Schmuck die Gestalten der vier Evangelisten sowie ein Schild mit zwei Fischen.

Um 1750/60 vermachten Georg und Gottfried Naß, Kretschmersöhne aus Seiffersdorf, der Kirche in Marschwitz ihren Nachlaß, mit dem ein Kronleuchter für den Kirchenraum angeschafft werden konnte.

Die Orgel errichtete 1773 der Brieger Orgelbauer Gottfried Scheffler; von ihr ist die Disposition bekannt: Prinzipal 8' und 4', Flaute 8' und 4', Oktave, Quinte, Flaute amabile, Mixtur, Vox humana, im Pedal Subbaß 16', Violon 8', Oktave 8'.¹²³

1825 brannten das Pfarrhaus und die Widmutsgebäude ab.¹²⁴

Der polnische Gottesdienst hörte Anfang des 19. Jhd. auf.¹²⁵

Das Inventar der Pfarrei bestand am 12. 10. 1845 aus:

Einer Kirche, einer Scheune auf dem Pfarrgrundstück, weil das Pfarrhaus und übrige Widmutsgebäude nach dem Brand 1825 noch nicht wiederhergestellt waren, einer Küsterwohnung im Schulhaus und folgenden Ländereien:

Pfarrwidmut 87 Morgen 97 Quadratruten Ackerland, 2 Morgen und 143 Quadratruten Wiese und 5 Morgen 123 Quadratruten Wald, Acker der Kirchväter 4 Morgen 40 Quadratruten.

An Kirchenbüchern waren vorhanden:

123 BURGEMEISTER (wie Anm. 17), S. 338.

124 AKTEN KONSIST. (wie Anm. 12), Sign. II/4450.

125 ANDERS (wie Anm. 8), S. 325f.

Ein altes Kirchenbuch von 1692 (Taufen ab 1. 3. 1692, Trauungen ab 13. 1. 1692, Beerdigungen ab 4. 1. 1693; Lücken 1756/66), ein Trauungsbuch und ein Taufbuch, jeweils von 1766. Duplikate der Kirchenbücher waren nicht vorhanden. Aufbewahrungsort der Bücher war die Studierstube im Pfarrhaus.

Außerdem gehörten zum Inventar eine Sanduhr über der Kanzel sowie eine Uhr und zwei Glocken auf dem Turm.

Erwähnt waren als Dispositionskapitalien 850 Taler von Daniel Wuttke, Freigärtner in Seiffersdorf, Freigärtnerstelle 18, und als Fundationskapitalien 650 Taler von Daniel Staroske, Bauer in Marschwitz, Bauerngut Nr. 17.

Im Visitationsbericht vom 28. 5. 1868 von Superintendent Menzel wurde auf etwa 23 separierte Lutheraner innerhalb der Parochie hingewiesen. Außerdem wird ausgeführt: „Bei Begräbnissen wird an die begleitenden Kinder nie Branntwein verabreicht, auch ist das Öffnen des Sarges vor dem Trauerhause längst abgeschafft.“¹²⁶

Um 1865 war das Neue Breslauer Gesangbuch in Gebrauch.¹²⁷

Die Brüstung der Patronatsloge auf der Empore erinnerte mit ihrem bunten Wappen an die Familie Sachs von Löwenstein, die von 1787 bis 1820 das Gut Marschwitz und mit ihm das Kirchenpatronat besaß.

1898 ersetzte man das Schindeldach der Kirche durch ein geteertes Pappdach; für die Errichtung eines Ziegeldaches war das Gebälk nicht stark genug.

Im Bericht über die Visitation vom 6. - 8. 5. 1906 beantragte der Superintendent, wegen der ev. Kinder (16 in Zottwitz, 16 in Jankau) in den Schulen Zottwitz und Jankau ev. Religionsunterricht einzuführen.

Der Gemeindekirchenrat beantragte am 22. 7. 1906 beim Konsistorium aus dem Fond des Oberkirchenrats Berlin Mittel zur Abhaltung von sechs bis acht Nebengottesdiensten im Jahr in Leisewitz (160 Ev.), weil den Alten der weite Weg nach Marschwitz nicht zumutbar war. Der Oberkirchenrat genehmigte von 1906 bis 1919 jährlich 20 Mark für Fuhrkosten. An den Nebengottesdiensten in Leisewitz nahmen jeweils 50 - 60 Personen teil.¹²⁸

Frau von Eicke und Polwitz schenkte der Kirche in Marschwitz im Jahre 1906 eine Altardecke im Wert von 30 Mark.¹²⁹

126 AKTEN KONSIST. (wie Anm. 124).

127 ANDERS (wie Anm. 8), S. 325f.

128 AKTEN KONSIST. (wie Anm. 124).

129 KIRCHLICHES AMTS-BLATT (wie Anm. 87), 1906, Nr. 9, S. 96f.

Das Konsistorium in Breslau schlug mit Schreiben vom 22. 8. 1908 dem EOK die Trennung der seit 1752 bestehenden pfarramtlichen Verbindung von Rosenhain und Goy wegen der weiten und schlechten Wege und die Herstellung einer pfarramtlichen Verbindung von Goy mit Marschwitz vor. Wegen Nichtbesetzung der Pfarrstelle in Rosenhain wurde Goy seit 1. 10. 1906 bereits von Marschwitz mitverwaltet. Das Ministerium für geistliche Angelegenheiten genehmigte die pfarramtliche Verbindung von Goy mit Marschwitz mit Wirkung ab 1. 1. 1910.¹³⁰

1910 hat der Patron der Kirche, Herr von Eicke, der Kirche ein großes bronzenes Kreuzifix geschenkt, das dann auf dem Altar stand.

In dem am 9. 5. 1910 auf der Synode erstatteten Ephoralbericht heißt es: „Besonders ungünstig liegen die Verhältnisse in Marschwitz, wo 1909 von 19 Kindern aus Mischehen nur fünf Kinder evangelisch getauft sind.“

In den drei Jahren 1913 - 1915 wurden 81 Kinder getauft (davon 8 aus Mischehen, 15 unehelich) und 12 Trauungen (davon fünf gemischt) vollzogen.¹³¹

1914 betrug das Kirchenvermögen 229880 Papiermark.¹³²

Mit Erlaß vom 26. 9. 1915 verlieh der König dem Kirchvater Gottlieb Fischer in Marschwitz das Allgemeine Ehrenzeichen in Silber.¹³³

Auf einer Ehrentafel standen die Namen von 45 Gemeindegliedern, die im Weltkrieg 1914/18 gefallen waren. Eine andere Tafel nannte die seit 1901 in der Gemeinde gestorbenen Teilnehmer an den Kriegen von 1864, 1866 und 1870/71. Auf einer dritten Tafel, die über der Sakristeitür hing, waren die Namen der im Befreiungskrieg 1813/15 Gefallenen verzeichnet.

Das Konsistorium in Breslau beantragte beim EOK am 12. 5. 1921 die Erteilung der Staatsgenehmigung zur Annahme der Schenkung des aus Marschwitz stammenden Fabrikbesitzers W.C.Brix, Minneapolis/Minnesota, USA, an die ev. Kgm. Marschwitz in Höhe von 20000,- Mark zum Neubau der Kirche. Am 31. 5. 1921 erklärte das Ministerium sein Einverständnis.¹³⁴

1924 fanden 40 Taufen, 24 Konfirmationen, 6 Trauungen und 17 Beerdigungen statt.¹³⁵

130 AKTEN EOK (wie Anm. 22), Sign. EZA 7/15.018.

131 AKTEN KONSIST. (wie Anm. 12), Sign. II/4392.

132 SILESIA SACRA (wie Anm. 2), S. 187.

133 AKTEN KONSIST. (wie Anm. 124).

134 AKTEN EOK (wie Anm. 107).

135 SILESIA SACRA (wie Anm. 2), S. 187.

Die größere Glocke wurde im Sommer 1926 als Ersatz für die 1917 beschlagnahmte Glocke aus dem Jahr 1666 aufgezogen.

Der Gemeindekirchenrat teilte am 12. 12. 1931 dem Konsistorium mit, daß die Kirche in Marschwitz kein staatliches, sondern seit ihrer ersten Nennung 1335 immer privates Patronat hatte. Das Konsistorium gab der Regierung in Breslau mit Schreiben vom 21. 12. 1931 seine Auffassung zur Kenntnis, daß für das ev. Pfarrhaus in Marschwitz der Staat als Patron über die ev. Kirche in Goy beitragspflichtig sei.¹³⁶

Am 8. 3. 1939 sandte das Konsistorium an den EOK ein Beihilfesuch der Kgm. Marschwitz für die Instandsetzung der Kirche. Eine durchgreifende Reparatur des Kirchenschiffes und des Turms sei erforderlich; das Schiff sei aus Holz und Fachwerk, der Turm nur aus Holz. Das Schiff habe sich um 30 cm gesenkt, und es bestehe deshalb die Gefahr, daß die Kirche in einigen Jahren polizeilich geschlossen werden müsse. Drei Wochen später, am 1. 4. 1939, teilte das Konsistorium dem EOK mit, daß der Gemeindekirchenrat beschlossen hat, die Kirchenrenovierung bis 1940 zurückzustellen; das Patronat sei durch den Straßenbau von Marschwitz nach Seiffersdorf stark belastet und es sei auch kein Holz und kein Zement zu erhalten. Inzwischen hatte der Reichsminister für kirchliche Angelegenheiten am 11. 4. 1939 dem EOK eine Beihilfe von 2000,- RM für Marschwitz genehmigt; auch der EOK nahm für 1939 eine Beihilfe in Höhe von 1610,- RM in den Haushalt auf. Deshalb empfahl der EOK am 3. 6. 1939 dem Konsistorium, wegen der staatlichen Beihilfe, die für 1940 fraglich sei, die Reparaturen noch im Jahre 1939 durchzuführen. Das Konsistorium berichtete am 3. 7. 1939 an den EOK, daß mit den Baumaßnahmen sofort begonnen werde, da der vorgesehene Straßenbau nicht erfolge.

Das Konsistorium meldete am 5. 2. 1940 dem EOK, daß wegen Veretzung des Pfarrstelleninhabers in den Ruhestand eine durchgreifende Reparatur des Pfarrhauses erforderlich sei; der EOK erkannte am 17. 2. 1940 diese Arbeiten an. Für die Neubesetzung der Pfarrstelle waren 16 Bewerbungen eingegangen. Das Konsistorium teilte am 1. 11. 1940 dem EOK mit, daß es den Pfarrvikar Fritz Schmidt, der bisher in Radmeritz bei Görlitz Dienst verrichtete, für die Besetzung der Pfarrstelle vorgesehen habe. Am 21. 11. 1940 forderte der EOK eine Äußerung von Fritz Schmidt über seine Einstellung zum NS-Staat und eine Bescheinigung über die arische Abstammung an. Die deutschblütige Abstammung bis zu den Großeltern wurde mit 23 Urkunden nachgewiesen und die Unterlagen vom Konsistorium am 8. 3. 1941 dem EOK übermittelt. Das Konsistorium

136 AKTEN KONSIST. (wie Anm. 124).

teilte am 3. 6. 1941 dem EOK mit, daß es Fritz Schmidt am 1. 4. 1941 zum Pfarrer in Marschwitz berufen habe.¹³⁷

Im Sommer 1945 kehrte Pfarrer Fritz Schmidt aus Kriegsgefangenschaft in seine Gemeinde zurück; er betreute die Kgm. Marschwitz/Göllnerhain, Groß Peiskerau, Wüstepriese und Ohlau. Das Pfarrhaus war zerstört, Scheune und Wirtschaftsgebäude standen jedoch noch. Die Kirche hatte durch Beschuß starke Beschädigungen erlitten; bei Regenwetter stand der Kirchenraum unter Wasser. Trotzdem wurde in der Kirche Gottesdienst abgehalten. Der Turm hing schief im Dach, die Glocke war noch vorhanden und konnte mit großer Vorsicht geläutet werden.¹³⁸ Im Altarraum war die Gruft aufgebrochen, und der mannsgroße Engel, der sonst über dem Taufbecken schwebte, war kopfüber in die Gruft hingestürzt worden. Sämtliche kirchlichen Geräte und Bücher waren verschwunden, die bis ins 17. Jhd. zurückreichenden Kirchenbücher verbrannt. Die Orgel hatte man zertrümmert. Am 31. 5. 1946 bemühte sich Pfarrer Schmidt um Fahrradbereifung, um zur besseren Betreuung der Gemeinden ein Fahrrad zu verwenden. Am gleichen Tage berichtete er an Senior Kleyer, daß das Küstergrundstück aus dem Kantorwohnhaus mit angebautem Schulgebäude bestehe. Das Schulgebäude sei völlig zerstört, wogegen das Wohnhaus fast unversehrt geblieben sei und nach der Rückkehr bis Anfang September 1945 von dem Kantor und der Pastorenfamilie bewohnt wurde; danach wohnte eine polnische Lehrerin im Gebäude, die in einem der Räume polnischen Schulunterricht hielt.

Die Polen haben später den Turmhelm durch eine einfache Holzkonstruktion ersetzt und die Kirche für den kath. Gottesdienst hergerichtet.¹³⁹

MECHWITZ

I.

- a) Micowitz (1268); Kirche 1361 erstmals erwähnt.
- b) Seit 1530 ev.
- c) Mechwitz war 1580 - 1620, 1650 - 1667 und 1675 - 1686 mit Bankau, Kr. Brieg, (Pfarrsitz), 1667 - 1674 und 1686 - 1701 mit Zindel, Kr. Brieg, (Pfarrsitz), 1737 - 1781 mit Gaulau (Pfarrsitz Mechwitz) und 1888 - 1918 mit Wansen (Pfarrsitz Mechwitz) pfarramtlich verbunden.

137 AKTEN EOK (wie Anm. 107).

138 HEIMATBLATT (wie Anm. 11), 9, 10 und 11/1985.

139 KK OHLAU (wie Anm. 24).

- d) Zur Kgm. gehörten Mechwitz (219 Ev.), Deutsch Breile (118 Ev.), Günthersdorf mit Weihemühle (20 Ev.), Kanschwitz (Kr. Strehlen) (26 Ev.), Köchendorf (Kr. Strehlen) (22 Ev.), Johnwitz (Kr. Strehlen) (10 Ev.), Kallen (11 Ev.) und Jauer (6 Ev.), zusammen 451 Ev. von 2115 Seelen.
- e) Ev. Schule in Mechwitz (ein Lehrer).
- f) Pfarrhaus mit Wirtschaftsgebäude, 1830 erbaut, und ein Küsterschulhaus.
Pfarrgrundstück: 3,85 ha Acker (Klasse I). Organistengrundstück: 1,19 ha Acker (Klasse I).
- g) Altarraum alt, Schiff und Turm (mit zwei Glocken) 1881 neu gebaut; Epitaphien aus Sandstein mit Flachbildern aus 16. - 19. Jhd.¹⁴⁰
- h) Patronat: Rittergüter Mechwitz (von Woyrsch, seit 1809), 2/5 Baulast, und Deutsch Breile (Seidel, kath., seit 1873), 4/15 Baulast; Besetzung gemeinschaftlich: es wurden drei Probeprediger vorgeschlagen, von denen die Kirchengemeinde einen wählte.
- i) In Günthersdorf (Kirche 1334 erstmals erwähnt) fanden von 1579 - 1594, in Jauer (Kirche 1376 erstmals erwähnt) von 1564 - 1599 ev. Gottesdienste statt; beide Kirchorte gehörten zur Kommende Klein Oels. Die Kirche in Köchendorf (1335 erstmals erwähnt) war von 1563 - 1594 ev.
- j) Miechowice Olawskie

II.

Die Mechwitzer Pfarrwidmut von 2 Hufen ist nach der Reformation zum Dominium Mechwitz gekommen; der Pfarrhof wurde herrschaftliche Schäferei. Deshalb konnte die Mechwitzer Pfarrei nicht mehr besetzt werden; die Kgm. wurde mit Bankau, später mit Zindel pfarramtlich verbunden. Für die eingezogene Pfarrwidmut zahlte das Dominium jährlich 25 Taler schlesisch.

Der Pfarrer von Köchendorf ließ sich 1563 von einem lutherischen Prädikanten trauen. Die Bauern seiner Parochie freuten sich über die Eheschließung ihres Pfarrers und über die beiden aus dieser Ehe hervorgegangenen Kinder.¹⁴¹

¹⁴⁰ SILESIA SACRA (wie Anm. 2), S. 190.

¹⁴¹ Johann HEYNE, Denkwürdigkeiten aus der Geschichte der katholischen Kirche Schlesiens, Band 2 und 3. Breslau 1864, 1868; Neudruck Aalen 1969. Bd. 3, S. 762.

1566 wurde der Predigtstuhl neu erbaut; Albrecht von Rohr und Stein auf Deutsch Breile gab dazu 100 Reichstaler schlesisch. 1588 hat Caspar von Pannwitz den Taufstein angeschafft, der 1667 aufgrund eines Vermächtnisses von Albrecht von Rohr und Stein renoviert und gemalt wurde.

Die Mechwitzer Kirche hatte alte Denkmäler früherer dortiger wie benachbarter Besitzer aufzuweisen: Grabmale von Hans Pannwitz († 1547), seiner Frau Barbara geb. Otwein († 1578), Caspar von Pannwitz († um 1600), seiner Frau Marianne geb. Bees. In der südlichen Kirchengruft lagen Mitglieder der Familie von Kittlitz: George Friedrich von Kittlitz († 1625), sein Söhnchen Adam Friedrich († 1625). Es gab Grabsteine von Ernst Leonhard von Tschirschky († 1772) und seiner Frau Anna Catharine von Keltch († 1770). An der Nordmauer war ein Epitaph aus Sandstein von Ernst Leonhard von Tschirschky († 1720).

Die Schule in Mechwitz soll schon Ende des 16. Jhd. gegründet worden sein.

Die Wände der alten Mechwitzer Kirche waren unten 10 Fuß hoch aus Mauerwerk, weiter oben aus Bindwerk. Ursprünglich waren die Wände bis zum Dach hinauf massiv gewesen; jedoch wurde 1663 die obere Hälfte des Gemäuers wegen Baufälligkeit abgebrochen und durch Bindwerk ersetzt. Die Decke bestand aus Balken und Brettern, sie war wie Altar, Kanzel und Orgel in Schwarz mit Gold gehalten. Das Dach bestand aus Schindeln. Auf dem Dach über dem Altarraum saß ein kleiner, viereckiger, mit Brettern verschalter und mit rot gestrichenen Schindeln gedeckter Turm mit zwei Glocken, die 1881 in den neuen Turm übernommen wurden und 1917 zur Einschmelzung abgeliefert werden mußten.¹⁴²

Über den Patron, Ernst Friedrich von Kittlitz, hatte sich 1681 der kath. Pfarrer in Wansen beschwert. Der Kaiser übersandte am 3. 6. 1681 dem Oberamt diese Beschwerde des Pfarrers, dem der Zutritt zu einer sterbenden Katholikin in Mechwitz durch den Besitzer von Mechwitz und seine Mutter verweigert worden sei. Nur wenige Monate später hatte der kath. Kommendepfarrer von Klein Oels Grund zur Klage: Der Patron soll mit einigen calvinischen Offizieren eine Karikatur des Meßopfers zum Besten gegeben haben; es wurde gegen ihn eine scharfe Untersuchung angeordnet.¹⁴³

Da sich das Dominium nach der Reformation die Pfarrwidmut einverleibt hatte, wurde 1685 auf einer Freistelle im Dorf das Pfarrhaus einge-

142 NEUGEBAUER (wie Anm. 28), S. 265ff.

143 VELSEN (wie Anm. 32), S. 67.

richtet und der Organistenacker (für 4 Scheffel Aussaat) zum Pfarracker gemacht.¹⁴⁴

1827 errichtete man das Schulgebäude neu.¹⁴⁵

Die Kirche wurde 1836 repariert und 1862 restauriert und die Sakristei verbessert. Im Jahre 1865 war das alte Breslauer Gesangbuch im Gebrauch.¹⁴⁶

Bei der Visitation am 15. 2. 1869 wurde berichtet, daß in Wansen drei „separierte Lutheraner“ wohnen.¹⁴⁷

1880/81 erbaute man Turm und Kirche neu. Der Neubau des Kirchenschiffs wurde beschlossen, weil das Bindwerk und das Gebälk des Turms schadhafte waren, vor allem wohl aber, weil der Raum für die Gemeinden Mechwitz, Deutsch Breile und Wansen zu klein war. Die Maße für das neue Kirchenschiff waren entsprechend größer genommen worden, weil man glaubte, daß Wansen fest eingepfarrt sei. Das notwendige Geld zum Bauen nahm man bei der Provinzial-Hilfsskasse auf. Als es dann zur ratenweisen Abzahlung kommen sollte, entdeckte ein Wansener Gerichtsssekretär, daß Wansen nur Gastgemeinde von Mechwitz sei; deshalb verweigerte Wansen die Zahlung, so daß Mechwitz die Baukosten für die dann viel zu große Kirche allein bezahlen mußte.¹⁴⁸

Seit dem Weggang von Pastor Köhler (1882) versah der Pastor aus Bankau, Kr. Brieg, den kirchlichen Dienst in Mechwitz. Am 18. 1. 1886 teilte er dem Superintendenten mit, daß in Wansen der Gottesdienst im Amtsgerichtssaal gehalten werden könne und daß der Einweihungsgottesdienst für den 21. Februar vorgesehen ist. Das Konsistorium hat am 27. 1. 1886 das Abhalten eines Lokal-Gottesdienstes in Wansen im Abstand von jeweils vier Wochen genehmigt. Pfarrvikar Pfudel, der am 1. 9. 1887 die interimistische Verwaltung der Pfarrstelle Mechwitz übernommen hatte, berichtete dem Konsistorium am 6. September, daß die Evangelischen in Wansen jeweils am 3. Sonntag des Monats Gottesdienst wünschen. Mit der Errichtung der Ev. Kgm. Wansen am 1. 10. 1888 wurde Mechwitz als Muttergemeinde mit Wansen pfarramtlich verbunden; die Evangelischen von Wansen und Halbendorf kamen von der Kgm. Mechwitz zur Kgm. Wansen. Für die neue Gemeinde sollte in Wansen eine Kirche errichtet werden. Bei der Visitation vom 25. - 27. 8. 1898 hielt der Superintendent die Auf-

144 NEUGEBAUER (wie Anm. 142).

145 HEIMATBLATT (wie Anm. 11), 5/1958.

146 ANDERS (wie Anm. 8), S. 326.

147 AKTEN KONSIST. (wie Anm. 12), Sign. II/4476.

148 NEUGEBAUER (wie Anm. 142).

hebung der pfarramtlichen Verbindung von Wansen mit Mechwitz wegen ständiger Streitigkeiten für wünschenswert. Es gäbe große Differenzen zwischen beiden Gemeindegemeinderäten wegen der Baukosten für die Kirche in Mechwitz; die Kirche sei 1880/81 wegen der Evangelischen aus Wansen vergrößert worden, doch lehnten die Wansener jede Zahlung ab. Mit Wirkung vom 1. 10. 1902 wurden die Evangelischen in Alt Wansen aus der Kgm. Mechwitz in die Kgm. Wansen umgemeindet.¹⁴⁹

Im Juli 1906 erhielt die Kgm. Mechwitz von dem in Breslau verstorbenen pensionierten Nachwachmann August Lorenz ein Legat von 300 Mark für Armenzwecke als Geschenk.¹⁵⁰

Die Orgelbauanstalt Gebr. Walter in Guhrau baute 1912 die zweimanualige Orgel.¹⁵¹

In den drei Jahren 1913 - 1915 wurden 37 Kinder getauft (davon 2 aus Mischehen, 6 unehelich) und 6 Trauungen (davon 5 gemischt) vollzogen.¹⁵²

1914 betrug das Kirchenvermögen 28990 Papiermark.

Im Weltkrieg 1914/18 fielen 23 Gemeindeglieder; für sie war an der Kirchenmauer ein Ehrenmal errichtet worden. Die Prospekt Pfeifen der Orgel wurden ebenso wie zwei Glocken beschlagnahmt und nach dem Krieg wieder ersetzt.

Mit Wirkung vom 1. 10. 1918 ist die pfarramtliche Verbindung mit der Kgm. Wansen aufgehoben worden.

Der vom Gemeindegemeinderat am 24. 6. 1924 beantragten Einführung der kirchlichen Strehleiner Gebührenordnung (in Rentenmark-Beträgen), die vom Konsistorium am 4. Mai und von der Regierung am 21. Juni 1921 genehmigt worden war, wurde am 5. 11. 1924 vom Konsistorium zugestimmt.¹⁵³

Im Jahr 1924 fanden 23 Taufen, 5 Konfirmationen, 5 Trauungen und 7 Bestattungen statt. Es bestand ein Elternbund und ein Evangelischer Bund.¹⁵⁴

Wegen der bevorstehenden Zuruhesetzung von Pfarrer Franz Pfudel prüfte das Konsistorium in Breslau, ob die Kgm. Mechwitz mit nur 451 Evangelischen unter 1664 Katholiken in neun Dörfern mit anderen Gemeinden, z. B. mit Wansen, verbunden werden könnte. Im Schreiben vom

149 AKTEN KONSIST. (wie Anm. 147).

150 KIRCHLICHES AMTS-BLATT (wie Anm. 87), 1906, S. 96f.

151 BURGEMEISTER (wie Anm. 17), S. 331.

152 AKTEN KONSIST. (wie Anm. 12), Sign. II/4392.

153 AKTEN KONSIST. (wie Anm. 147).

154 SILESIA SACRA (wie Anm. 2), S. 190.

25. 6. 1927 an den EOK wurde angeregt, diese Diasporagemeinde weiterbestehen zu lassen. Der EOK erkannte am 7. 7. 1927 die Notwendigkeit der Wiederbesetzung an.¹⁵⁵

Für die Instandsetzung des Pfarrhauses bewilligte die 18. Schlesische Provinzial-Synode im November 1927 eine Beihilfe von 300,- RM aus der Kirchen- und Hauskollekte für bedürftige Gemeinden, die durch § 65 Ziffer 8 der Kirchengemeinde- und Synodalordnung vom 10. 9. 1873 festgelegt worden war.

Das Schulgebäude wurde 1930 vergrößert.¹⁵⁶

1938 fand eine Visitation der Gemeinde statt.¹⁵⁷

Die im benachbarten Kirchenkreis Brieg gelegenen und pfarramtlich verbundenen Kgm. Bankau und Zindel wurden 1935 vakant. Der EOK stimmte der Wiederbesetzung wegen der schwierigen Pfarrbesoldungslage nicht zu, sondern empfahl dem Konsistorium in Breslau die Mitversorgung durch den Pfarrer in Mechwitz; bei nächster Pfarrvakanz in Mechwitz sollte der Pfarrsitz zweckmäßigerweise von Mechwitz nach Bankau verlegt werden. Dazu ist es aber nicht gekommen; denn nach dem Tod des Mechwitzer Pfarrers Franz Groß am 7. 6. 1943 wurde Bankau/Zindel am 1. 8. 1943 mit Emmanuel Scholz und Mechwitz 1944 mit Rudolf Kleinert wiederbesetzt.¹⁵⁸

Die Kirchengemeinde Mechwitz wurde nach dem Zusammenbruch von Rektor Biehlig (Wansen) betreut, der von der Kirchenleitung in Breslau schon vor 1945 als Prediger bestellt worden war. Der Turmhelm der Kirche war durch Beschuß beschädigt worden. Dabei ist die Glocke heruntergefallen; sie wurde ausgegraben und wieder hochgezogen. Das Pfarrhaus war ausgebrannt.¹⁵⁹

Am 31. 1. 1946 wurde die Kirche von den Evangelischen aus den Orten der Kirchengemeinde und den ortsansässigen Polen genutzt. Die Orgel war wieder spielbar. In einem Bericht über die kirchliche Gemeindegarbeit im Monat April 1946 ist ausgeführt:

„Jetzige Gesamtseelenzahl 306, 4 Gottesdienste mit 358 Besuchern, eine Abendmahlsfeier mit 76 Abendmahlsgästen; die Gemeinden nahmen an den Passionsgottesdiensten in Wansen teil.“¹⁶⁰

155 AKTEN EOK (wie Anm. 22), Sign. EZA 7/14.814.

156 HEIMATBLATT (wie Anm. 11), 5/1958.

157 HEIMATBLATT (wie Anm. 11), 8/1981, S. 10.

158 AKTEN EOK (wie Anm. 107).

159 HEIMATBLATT (wie Anm. 11), 5/1958.

160 KK OHLAU (wie Anm. 24).

1975 standen noch die Mauern des Turms; die Seitenmauern des Kirchenschiffs waren nur teilweise vorhanden. Das Schulgebäude war erhalten.

MINKEN

Über die Geschichte der ev. Kirche in Minken berichten die Veröffentlichungen von:

- H. BÜRGER, Die evangelische Kirche in Minken, Kr. Ohlau. In: Heimatblatt für die Kreise Strehlen und Ohlau, Nr. 1/1957, S. 9;
- Marie-Luise ENKELMANN, Was uns geblieben ist. Nürnberg 1994, S. 15 - 41.

I.

- a) Minckowicz (1266), Minkenowe (1279). Die Kirche war wohl bereits im Mittelalter vorhanden, doch gibt es hierfür keine urkundlichen Belege.
- b) Seit 1534 ev.
- c) 1543 bis 1917 mit Peisterwitz (Filialkirche) pfarramtlich verbunden.
- d) Zur Kgm. gehörten Minken (863 Ev.), Steindorf (1214 Ev.), Bischwitz ü. O. mit Celline (613 Ev.) und Rodeland mit Garsuche (382 Ev.), zusammen 3072 Ev. von 3473 Seelen.
- e) Ev. Friedhöfe in Minken, Bischwitz und Rodeland.
Ev. Schulen in Minken (zwei Lehrer), Steindorf (vier Lehrer), Bischwitz (zwei Lehrer) und Rodeland (ein Lehrer).
- f) Pfarrhaus mit Wirtschaftsgebäude, 1896 erbaut, und ein Küsterschulhaus.
Pfarrgrundstück: 26,25 ha Acker (Klasse V/VII) und 6,25 ha Wiese (Klasse V/VII).
Organistengrundstück: 0,48 ha Acker (Klasse V/VII) und 1,59 ha Wiese (Klasse V/VII).
- g) Backsteinbau von 1870/71. Viereckiger Turm mit einem großen Spitz- und vier Ecktürmchen; er trug drei Glocken. Das in der 1870 abgebrochenen alten ev. Kirche vorhandene Gemälde des letzten Piastenherzogs ist für die neue Kirche nicht mehr erwähnt. Im Altarraum Bild des Auferstandenen.
- h) Staatliches Patronat (Konsistorium) mit 2/3 Baulast; Besetzung abwechselnd durch Kirchenbehörde und Kirchengemeinde.
- i) Minkowice Oławskie

II.

1534 wurde der bisherige kath. Pfarrer evangelisch. Das älteste Kirchenbuch begann 1656.¹⁶¹

Im 17. Jahrhundert wurde für („notorisch“) Arme der Preis für die Leichenpredigt erheblich herabgesetzt.¹⁶²

1698 ging die Regierung gegen Pastor Benjamin Schypulius vor, weil er in Ohlau eine Trauung vorgenommen hatte. 1699 verschärfte ein Fall von Apostasie (Abfall vom – hier: kath. – Glauben) die Spannungen zwischen Evangelischen und Katholischen. Den Evangelischen wurde die Kirche am 25. 4. 1703 weggenommen; sie erhielten sie 1707 wieder zurück.¹⁶³

1781 ist eine ev. Schule erwähnt.¹⁶⁴

In Steindorf sonderten sich 1817 die Altlutheraner ab.¹⁶⁵

Bei der Visitation am 15. und 17. 6. 1836 berichtete Pastor Rüdensburg, daß unter den 2209 Kommunikanten in Minken und 1220 in Peisterwitz mehr Polen als Deutschen sind, obwohl die Zahl der Deutschen größer ist als der immer mehr aussterbenden „alten gottesfürchtigen Polen.“ Im Bericht über die inneren Angelegenheiten der „combinirten ev. Kirchen zu Minken und Peisterwitz“, der bei der Einführung von Pastor August Winkler am 10. 12. 1837 erstellt wurde, schlug man vor, daß in Minken jeden 3. Sonntag der polnische Gottesdienst ausfallen sollte, gab aber zu bedenken, daß auch Laskowitz am 3. Sonntag keinen polnischen Gottesdienst hat. Nach einem Schreiben an das Konsistorium vom 3. 7. 1844 verursachte das „Separationswesen“ (die Altlutheraner) mit ihrem Prediger Kellner viel Kummer und Ärger; „sie drohen alle kirchliche Ordnung in Minken und Peisterwitz aufzulösen.“¹⁶⁶

In der Nacht 27./28. 12. 1849 wurde in die Kirche eingebrochen und alle vorgefundene Kleidung gestohlen.¹⁶⁷

Das Konsistorium teilte am 10. 2. 1855 der Regierung in Breslau mit, daß die Kirche in Minken viel zu klein sei, um die kirchenfähigen Personen zu fassen, und bat um Stellungnahme, was dagegen eingeleitet werden

161 Marie-Luise ENKELMANN, Was uns geblieben ist. Nürnberg 1994, S. 15 – 41.

162 M. BUNZEL, Die geschichtliche Entwicklung des evangelischen Begräbniswesens in Schlesien während des 16., 17. und 18. Jahrhunderts, S. 176. Lübeck 1981.

163 VELSEN (wie Anm. 32), S. 136, 180f.

164 HEIMATBLATT (wie Anm. 11), 3/1995, S. 5.

165 H. BÜRGER, Die evangelische Kirche in Minken, Kr. Ohlau. In: HEIMATBLATT (wie Anm. 11), 1/1957, S. 9.

166 AKTEN KONSIST. (wie Anm. 12), Sign. II/4493.

167 HEIMATBLATT (wie Anm. 11), 9/1987, S. 9.

könnte. Nach dem Bericht von der Visitation am 19. 6. 1856 fanden in Minken und Peisterwitz alternierend deutsche und polnische Gottesdienste statt; die Zahl der „Seperatisten“ (später: Altlutheraner) nehme ab, und zu den vorhandenen kämen keine neuen hinzu.¹⁶⁸

Um 1865 waren das alte Breslauer Gesangbuch (Burg'sches Gesangbuch) und das polnische Bockshammer Gesangbuch in Gebrauch. Im Wechsel war an einem Sonntag deutscher und polnischer Gottesdienst durch den Pfarrer, am anderen Sonntag Lesepredigt durch den Organisten.¹⁶⁹

Der Gemeindegemeinderat Minken bat am 15. 2. 1869 das Konsistorium um Genehmigung, während des Kirchbaus die Gottesdienste für die Evangelischen aus Minken in Mühlatschütz abzuhalten, weil dort nur alle 14 Tage Gottesdienst stattfindet; das Konsistorium teilte am 25. 2. sein Einverständnis mit.¹⁷⁰

Anstelle der alten baufälligen Holzkirche wurde 1869/71 die jetzige Kirche aus roten Backsteinen gebaut. In der Spitze des hohen Vierungsturms hing die Glocke mit den Namen der Pastoren Jakisius und Schypulius. Das bunte Mittelfenster im Altarraum „Jesus mit der Weltkugel“ hatten die Gemeindeglieder geschenkt. Während der Bauzeit fand der Gottesdienst auch in der ev. Schule statt. Die Orgel für die neue Kirche baute 1871 Gottfried Riemer aus Brieg. Pastor Winkler weihte die neue Kirche am 16. Mai 1871 ein, in der 800 Besucher im Kirchenschiff und auf der umlaufenden Empore Platz fanden. Er predigte über Hebräer 13, Vers 8 bis 12. Die Festansprache hielt General-Superintendent Erdmann aus Breslau.¹⁷¹ Die Festordnung zur Einweihung war in deutscher und polnischer Sprache gedruckt.¹⁷²

1876 fand abwechselnd an einem Sonntag in Minken, den anderen Sonntag in Peisterwitz deutscher und polnischer Gottesdienst statt. Die Evangelischen in Klein Döbern, Kr. Brieg, beantragten am 24. 10. 1879 beim Konsistorium die Umpfarrung von Scheidelwitz nach Minken; es wurde vermutet, daß sie mit diesem Schritt der Zahlung ihres Beitrags zum Kirchbau in Scheidelwitz entgehen wollten.¹⁷³

1884 war der polnische Gottesdienst eingestellt.

168 AKTEN KONSIST. (wie Anm. 166).

169 ANDERS (wie Anm. 8), S. 327.

170 AKTEN KONSIST. (wie Anm. 166).

171 ENKELMANN (wie Anm. 161), S. 15 ff.

172 AKTEN KONSIST. (wie Anm. 166).

173 Ebd.

In Steindorf wurde 1886 das neue Schulgebäude für 6 Klassen und 1896 in Minken das massive Pfarrhaus mit Wirtschaftsgebäude erbaut.

1886 lebten in der Gemeinde außer den Evangelischen 469 Katholiken, 223 Altlutheraner und 5 Juden.¹⁷⁴

1907 eröffnete man in Steindorf einen Gemeindefriedhof; die Verstorbenen aus Steindorf waren bisher in Minken beerdigt worden.¹⁷⁵

Am 1. 7. 1914 wurden die Evangelischen von Baruthe, Anteil Kreis Ohlau, zur Landgemeinde Bischwitz ü. O. gehörig, aus der Kgm. Minken in die Kgm. Fürsten Ellguth, Kr. Oels, umgepfarrt.¹⁷⁶

1914 betrug das Vermögen der Kirchengemeinde 53500 Papiermark. Im Weltkrieg 1914/18 fielen 130 Gemeindeglieder; für sie befanden sich zwei Ehrentafeln in der Kirche. Die Prospekt Pfeifen sowie die große und die mittlere Bronzeglocke wurden beschlagnahmt und nach dem Krieg durch drei Stahlglocken ersetzt¹⁷⁷; die kleine Bronzeglocke wurde nach Rodeland abgegeben.

Nach der Zuruhesetzung von Pfarrer Eberhard Rollfs am 1. 10. 1914 hatte das Konsistorium in Breslau Pfarrer Göbel aus Bad Salzbrunn als Nachfolger vorgesehen; dieser lehnte aber die Pfarrstelle in Minken ab, so daß das Konsistorium zum 1. 4. 1915 den bisher in Beuthen an der Oder tätigen Pfarrer Robert Bierbaum nach Minken versetzte. Wegen umfassender Erneuerung des Pfarrhauses konnte er sein Amt erst am 1. 5. 1915 antreten. Zum 1. 10. 1917 wurde die bisherige pfarramtliche Verbindung mit Peisterwitz aufgelöst und in der ev. Kgm. Peisterwitz eine Pfarrstelle errichtet.¹⁷⁸

1924 fanden 84 Taufen, 85 Konfirmationen, 26 Trauungen und 37 Beerdigungen statt. Es bestand ein Jungfrauenverein mit 15 Mitgliedern.¹⁷⁹

Pastor Bierbaum teilte am 6. 9. 1924 dem Konsistorium mit, daß seit März vierzehntäglich ev. Gottesdienst in der altlutherischen Kirche in Steindorf stattfindet; die Kosten dafür brachten die Kirchenbesucher durch reichliche Einlage in den Klingelbeutel auf. Im Anschluß an die Gottesdienste fanden auch Beichte und Abendmahl sowie Taufen statt.

174 Ebd.

175 Heinz QUESTER, Kreis und Stadt Ohlau in Schlesien 1740 – 1945. Iserlohn 2003, S. 139, 149, 158.

176 AKTEN KONSIST. (wie Anm. 166).

177 SILESIA SACRA (wie Anm. 2), S. 190.

178 AKTEN EOK (wie Anm. 22), Sign. EZA 7/14.823 und EZA 506/962.

179 SILESIA SACRA (wie Anm. 2), S. 190.

Das Konsistorium sprach dem Pfarrstelleninhaber am 26. 9. den Dank für seine selbstlose Tätigkeit aus.¹⁸⁰

1930 hatten die Altlutheraner in Steindorf 153 Mitglieder.¹⁸¹

Um 1930 bestand in Minken ein ev. Kindergarten und – als Einrichtung der Inneren Mission – ein Jugendheim.¹⁸²

Am 450. Geburtstag Martin Luthers, am 10. 11. 1934, wurde am Haupteingang des Friedhofs eine Eiche gepflanzt.¹⁸³

Die Evangelischen aus dem Ortsteil Klein Döbern der Gemeinde Steindorf wurden mit Urkunde vom 16. 12. 1938 mit Wirkung ab 1. 4. 1939 aus der Kgm. Scheidelwitz (Kirchenkreis Brieg) in die Kgm. Minken umgepfarrt.¹⁸⁴

Auf dem Altar stand ein schlichtes Holzkreuz, an das 1944 eine 60 cm große holzgeschnitzte Christusfigur aus dem Nachlaß des früheren Pastors Rolffs befestigt wurde.¹⁸⁵

Bei der Rückkehr der geflüchteten Gemeindeglieder ab Mitte Mai 1945 war die Kirche unversehrt. Die ev. Kgm. Minken galt im März 1946 noch als kirchlich unbetreut; nur gelegentlich kam Pfarrer Wolfram Hanow aus Scheidelwitz, Kr. Brieg, zu Gottesdiensten und Amtshandlungen nach Minken. Deshalb war von Senior Kleyer zur Betreuung von Minken, Peisterwitz und Ohlau der Einsatz einer geistlichen Kraft mit Amtssitz Peisterwitz dringend gefordert worden. Als Lektor in Minken wurde am 3. Juni 1946 Herr Knorr bestellt. Am 25. 5. 1946 wurde der ev. Kirchenleitung in Breslau die Inbesitznahme der ev. Kirche durch die polnische kath. Kirche mitgeteilt.¹⁸⁶

Die Kirche dient jetzt dem polnischen kath. Gottesdienst. Das Pfarrhaus wurde in den 70er Jahren als Schule genutzt.

180 AKTEN KONSIST. (wie Anm. 166).

181 BUNZEL (wie Anm. 74).

182 Dr. Gerhard Hultsch (Hg.), Das Evangelische Schlesien, Band IV: Vom DIAKONISCHEN WERK in der Evangelischen Kirche Schlesiens, S. 252. Die ev. Kindergärten wurden aufgrund eines Runderlasses des Reichsinnenministers des Innern vom 21. 3. 1941 für die Nationalsozialistische Volkswohlfahrt (NSV) in Anspruch genommen; deshalb mußten die ev. Kindergärten im Herbst 1941 der NSV übergeben werden. (S. 220, 224).

183 BÜRGER (wie Anm. 165).

184 AKTEN EOK (wie Anm. 178).

185 HEIMATBLATT (wie Anm. 11), 9/1987, S. 9.

186 KK OHLAU (wie Anm. 24).

OHLAU

1. PFARRKIRCHE ST. BLASIUS UND SPERATUS

I.

- a) Für Ohlau (1206: Olaua) wurden erstmals am 10. August 1201 in einer Besitzstandsbestätigung durch Papst Innozenz III. die Kirchen „Sanctorum Blasii et Sperati“ angeführt. Daß es sich dabei um zwei Kirchen und nicht etwa um eine Kirche mit Doppelnamen handelt, folgt zweifelsfrei aus einer Urkunde des Jahres 1206, in der die Zahl Zwei ausdrücklich festgehalten ist. Zum Namen „Speratus“ kam die Ohlauer Pfarrkirche durch ein Schreibversehen, denn die richtige Benennung müßte nach dem Missionar „Seohardus“ lauten; dessen Name dürfte in der päpstlichen Schreibkanzlei entweder falsch verstanden oder falsch abgeschrieben worden sein. Dieser Fehler hat sich dann durch die Jahrhunderte behauptet¹⁸⁷. Die Seohardus-Kirche war mit einem Spital verbunden. Sie war wohl schon vor der deutschen Kolonisation vorhanden und hat der Einwohnerschaft als Gotteshaus gedient. Die Kirche St. Blasius bestand ebenfalls schon vor 1201, und es darf angenommen werden, daß sie die Kirche der bereits Ende des 12. Jahrhunderts im Raum Ohlau angesiedelten Wallonen war.¹⁸⁸
- b) Seit 1534 diente das Gotteshaus dem ev. Gottesdienst. Der bisherige kath. Pfarrer, Georg Berhardi von Zauchwitz (ab 1936 Dreimühlen), Kreis Leobschütz, wurde beim herzoglichen Predigerkonvent am 15. September 1534 lutherisch.¹⁸⁹
- c) Mit Ohlau (Pfarrsitz) waren pfarramtlich verbunden Rosenhain bis 1752 und Zedlitz bis 1818.
- d) Zur Kgm. gehörten Ohlau (7215 Ev.), Neubergel (76 Ev.), Neuottag (130 Ev.), Altbergel-Altottag (236 Ev.), Jätzdorf (241 Ev.), Giesdorf (94 Ev.), Odersteine (474 Ev.), Thiergarten (553 Ev.) und Eisfeld (bis 1937 Stannowitz) (146 Ev.), zusammen 9165 Ev. von 14457 Seelen. Im 18. Jhd. gehörten auch einige Evangelische aus Leisewitz, Jungwitz und Märzdorf gastweise zur Parochie. Arnsdorf (später in Stannowitz aufgegangen) wurde von 1678 – 1748 zur kath. Kirche Zottwitz geschlagen.

187 Heinz GÜNTHER, Kreis und Stadt Ohlau in Schlesien von den Anfängen bis zum Jahre 1521. St. Michael (Österreich) 1962, S. 22, 23.

188 Dr. Karl EISTERT, Peter Wlast und die Ohlauer Blasiuskirche. In: Archiv für schlesische Kirchengeschichte, Bd. XIII (1955), S. 1 – 16.

189 QUESTER (wie Anm. 1), S. 372.

- e) In Altbergel-Altottag zwei ev. Friedhöfe.
Ev. Schulen in Ohlau (21 Lehrer), Neuottag (ein Lehrer), Altbergel und Altottag (zwei Lehrer), Jätzdorf (zwei Lehrer), Odersteine (zwei Lehrer) und Thiergarten (zwei Lehrer).
- f) In Ohlau ein Pfarrhaus, 1824/25 erbaut, und ein Küsterhaus.
- g) Dreischiffige, fünfjochige Hallenkirche mit Rundbogen, das Seitenschiff etwas niedriger. Über der steinernen Sakristeitür Darstellung der Auferstehung (in Alabaster); Altar – nach Entwurf des Geh. Oberbau-rats Stüler - ist Stiftung Friedrich Wilhelm IV. (1840 – 1858); Altarbild „Christus am Kreuz“, Kopie des Bildes von Guido Reni, ist ein Geschenk von Friedrich Wilhelm IV.; wertvoller alter Altar stand in der Sakristei; das Gemälde „Kreuzigung“, in einem Früh-Renaissance-Altar, dem früheren Hochaltar, wohl aus dem 16. Jhd., zuletzt in der Sakristei, auf Holz in frischen Tempera-Farben stark realistisch dargestellt; in die Sakristei wurde 1822 auch der Altar der ev.-polnischen Kirche vor ihrem Abbruch versetzt; mehrere ältere Denkmäler. Turm seit 1886, 62 m hoch (Vorgänger bis 1881 64 m hoch), mit 3 Glocken.
- h) Staatliches Patronat mit 1/3 Baulast; das Besetzungsrecht übte abwechselnd die Kirchenbehörde (Konsistorium) mit der Kirchengemeinde aus.
- i) Oława

II.

1241 machten die Mongolen die junge deutsche Stadt Ohlau dem Erdboden gleich. Am 26. Juni 1303 wurde der Kirche Swahardus (Seohardus) ein Geldvermächtnis zugedacht.¹⁹⁰ Herzog Heinrich IX. stiftete im Jahre 1400 dem „Altar von Sankt Blasien“ (d. h. der Pfarrkirche in Ohlau) „acht Mark Zins“.¹⁹¹ Die Hussiten, die am 24. April 1428 Ohlau eingenommen, ausgeplündert und verwüstet hatten, wurden am 17. Januar 1429 von einem Aufgebot Breslauer Bewaffneter angegriffen, dem es gelang, sie zu vertreiben. Dabei ist das vor dem Breslauer Tor, also westlich der Ohle gelegene Seohardushospital mit der dazugehörigen Kapelle durch Feuer vernichtet worden.¹⁹² 1438 schenkte Herzog Ludwig III. „dem Altar von Sankt Blasien“ (also der Pfarrkirche Ohlau) „zwei Mark jährlichen Zins von einer

¹⁹⁰ GÜNTHER (wie Anm.187), S. 54, 55.

¹⁹¹ Ebd., S. 136.

¹⁹² Ebd., S. 149.

Hufe freien Erbes zu Kunert“.¹⁹³ 1448 wird berichtet, daß das Seohardushospital wieder aufgebaut wurde.¹⁹⁴ Es verlautet aber nichts über den Aufbau der Seoharduskapelle; sie wurde auch später nicht mehr genannt. Man begnügte sich wohl mit dem „Siechhause“, das wegen Baufälligigkeit um 1820 abgebrochen worden ist. Mohaupt stellt in „Ohlau's Denkwürdigkeiten“¹⁹⁵ fest, daß es von der ersten Erbauung der Pfarrkirche St. Blasii und des Turmes gänzlich an zuverlässigen Nachrichten fehle. Der von der alten Blasiuskirche erhaltene frühgotische Chor (Ziegelbau) soll aus der Mitte des 13. Jahrhunderts stammen;¹⁹⁶ das deutet darauf hin, daß die alte Kirche nach dem Mongolensturm (1241) errichtet wurde.

Herzog Friedrich II. stiftete der Stadt Ohlau im Jahre 1540 eine „gute Schule“.¹⁹⁷ Samuel Horn, geb. 1. 8. 1526 in Friedeberg am Queis, wurde bald nach seiner Rückkehr nach Breslau (Trinitatis 1547) zum Schulmeister nach Ohlau berufen; hier blieb er bis 1554.¹⁹⁸

Herzog Georg II. von Brieg war mit Kirchenstrafen nicht einverstanden, die von Pfarrern in seinem Herzogtum wegen Übertretungen des 6. Gebots gegen „gemeine leute von bürgern und pauern“ ausgesprochen worden waren. In einem Schreiben vom 10. März 1580, das im Correspondenzblatt des Vereins für Geschichte der ev. Kirche Schlesiens, VI. Band (1898), 1. Heft, auf S. 126 f. veröffentlicht ist, befahl der den Pfarrern in Strehlen, Nimptsch und Ohlau, bis zu seiner Entscheidung bußfertigen Übertretern der Gebote Absolution und Kommunion zu erteilen und sie „widerumb zu euern Kirchenkindern aufnehmen wollet“.

Einer Anmerkung in dem ältesten ev. Kirchenbuch von 1584¹⁹⁹ ist zu entnehmen, daß am Abend Urbani 1585 die neue Glocke, genannt Hans, von Fuchs in Breslau gegossen, auf den Kirchturm aufgezogen, und daß

193 Ebd., S. 150.

194 Ebd., S. 158.

195 In: Geschichtliche und statistische NACHRICHTEN von der Stadt Ohlau, wie solche im Manuskript nach dem Neubau der Thurmspitze an der dasigen evangelischen Pfarrkirche am 11. Nov. 1836 in den Thurmknopf gelegt worden sind. Brieg 1837, S. 3 – 16.

196 Hermann NEULING (zusammengestellt), Schlesiens ältere Kirchen und kirchliche Stiftungen nach ihren frühesten urkundlichen Erwähnungen. Breslau 1884.

197 GÜNTHER (wie Anm. 30), S. 23.

198 J. GRÜNEWALD, Die Pfarrerrfamilie Horn. In: JSKG Bd. 49 (1970), S. 13 – 30.

199 Das 1584 begonnene älteste Kirchenbuch der evangelischen Pfarrkirche Ohlau hat auch den Zweiten Weltkrieg überstanden. Es enthält Taufen (ab 1584) sowie Trauungen und Begräbnisse (ab 1591). Es wird im Diözesanarchiv in Breslau aufbewahrt und wurde von den Mormonen verfilmt (Film 155 18 44). Siehe auch: Erich QUESTER, Das älteste Kirchenbuch von Ohlau. Nach Aufzeichnungen von Prof. Waldemar Schircks. In: HEIMATBLATT (wie Anm. 11), 4/1959, S. 3 und 4, sowie 5/1959, S. 13 und 14.

Montag nach Quasimodogeniti 1587 angefangen wurde, die Kirche bis an das Chor abzubrechen. Die Arbeiten führte der „kunstreiche Meister Bernhard, ein Wahle,“ aus; er ist der Brieger Hofbaumeister Bernhard Niuron, ein Italiener aus Lugano. Am 1. Juni 1587 wurde der erste Grundstein für den Neubau der Kirche gelegt. Über dieselbe Sache berichtet auf einer anderen Seite des Kirchenbuches eine andere Handschrift, daß die Kirche durch Unterstützung der Herzöge Joachim Friedrich und Johann Georg bis zum Herbst 1589 „aufs New zhirlich erbawet“ und die Orgel am Mittwoch nach dem Neujahrstag 1590 eingeweiht wurde. Zu dieser Zeit waren Peter Seidel der Ältere, Hans Baumgarten und Friedrich Baumann Kirchväter. Das neu erbaute Langhaus ist eine dreischiffige, fünfjochige Hallenkirche mit Rundbogen, das Seitenschiff etwas niedriger.²⁰⁰ Der Turmknopf konnte wegen der damaligen kümmerlichen Zeiten erst 33 Jahre später, am 4. Oktober 1623, aufgesetzt werden; in ihn wurde eine Büchse mit folgender Urkunde eingelegt:

„Unter der Regierung des Durchlauchtigsten Hochgeborenen Fürsten und Herrn Johann Christian Herzog in Schlesien zu Liegnitz und Brieg; als allhier zu Ohlau Bürgermeister, Herr Matthias Seidel, Daniel Oelsner, Hospital-Herr, George Kayser, Vorwerks-Bau- und Mühlherr, und Christian Seidler, Stadtschreiber gewesen, ist diese Kirchthurmspitze samt dem Knopf und Fahne aufgerichtet und gesetzt worden. Zu der Zeit und damals sind solche betrübte Jahre gewesen, daß solche mit Menschenzungen nicht auszusprechen, indem nicht allein allenthalben von Krieg und Kriegsgeschrei, sondern in dem benachbarten Königreich Hungarn, und andern angrenzenden Ländern gehört, auch das Vaterland Schlesien wegen vielfältiger Einfälle der Kosacken geplündert, die Frauen und Jungfrauen geschändet worden, und also in allen Ständen, propter Regionem et Religionem, ein erbärmlicher Zustand endlich erfolgt; sondern auch an vielen Orten Pestilenz, auch allenthalben große Theurung und Geldmangel gewesen ist, daß 1 Dukat 32 Rthlr., 1 Rthlr. 20 Thlr. und also proportione geometrica die andre gemeine Münze gegolten. Erecta 1623 den 4. Oktober.“

Als am 19. Mai 1634 die ganze Stadt durch den kaiserlichen Obristen von Rostock in Asche gelegt wurde, brannten auch der Turm und die Kirche bis auf das Gewölbe ab. Am 14. Juni 1642, als sie einigermaßen wiederhergestellt war, ist sie bei einem schwedischen Einfall geplündert und dabei auch der Glocken beraubt worden. Letztere ersetzte man 1643 durch zwei kleine Glocken und 1680 durch eine große Glocke; die große ist 1,01

200 BUSCHBECK (wie Anm. 36), S. 22.

m breit und 0,75 m hoch und zeigt das stark hervortretende Bild eines Hahnes auf dem Mantel, ferner die Namen der Ratsherren und die Aufschrift: „Gottfried und Sigmund Götz goß mich in Breslau 1679. Adamus Frid: Springer P.T. Pastor et senior“.²⁰¹ Herzogin Sophie Katharina stiftete 1653 der Kirche in Ohlau eine Kanzel.²⁰² Da nach dem Brand von 1634 das Gemäuer des Turms nur mit einer Kappe von Schindeln versehen war, wurde am 14. Mai 1691 begonnen, den Turm um 9 ½ Ellen zu erhöhen, einen Kranz herumzuführen und eine zweimal durchsichtige Kuppel zu bauen, auf die am 6. Oktober 1691 die Helmstange mit dem Knopf aufgerichtet wurde; da der Winter den Bau behinderte, konnte er erst 1692 vollendet werden. Die Kosten des Turmbaus betragen nach den Kirchenrechnungen von 1696 insgesamt 2318 schlesische Taler oder 1854 Reichstaler; Bauholz und Ziegeln wurden kostenlos geliefert. Für die 35000 erforderlichen Mauer- und Pflasterziegeln waren für 1000 Stück 4 Groschen weiß „Streichgeld“ und 9 Heller Lagergeld zu zahlen. Das eichene Holz, nämlich 30 Eichen, kam aus den Stadt-Steinforsten. Die für das steinerne Gesimse erforderlichen Quadersteine sind in rohen Blöcken in Prieborn, Kreis Strehlen, gekauft, nach Ohlau befördert und hier bearbeitet worden. Ferner wurden Knopf, Fahne und Kreuz mit Dukatengold belegt und das in Schneeberg/Sachsen gekaufte verzinnte Blech von dem Maler Andreas Günther grün angestrichen. In den Knopf legte man – so steht es im Kirchenbuch – in einer hölzernen Büchse die Urkunde von 1623 wieder ein.

Herzog Christian II. von Brieg mißfiel es (1670), daß lutherische Landgeistliche der Diözese Brieg beim Gottesdienst den weißen Chorrock trugen.²⁰³

Bei der Abkündigung des Todes eines Gemeindeglieds am Sonntag nach dem eingetretenen Tod oder nach dem Begräbnis wurde auch sein Lebenslauf verlesen.²⁰⁴

Um 1682 starb in Ohlau der um 1668 aus seinem Pfarramt in Eckersdorf bei Sagan vertriebene Pfarrer und damaliger Kantor Martin Jahn, geboren wohl vor 1620 in Merseburg. Er hatte 1652 und 1663 das „Passionale melicum“ herausgegeben, eine umfassende Sammlung ev. Passions-

201 Dr. Georg SCHULZ, Festschrift [von 1907] zur Erinnerung an die Rückgabe unserer Pfarrkirche am 7. Dezember 1707. Neuauflage Velen 1962, S. 10.

202 GÜNTHER (wie Anm. 30), S. 143.

203 Johann Adam HENSEL, Protestantische Kirchen-Geschichte der Gemeinen in Schlesien, S. 403. Leipzig und Liegnitz 1768.

204 M. BUNZEL (wie Anm. 162), S. 74.

lyrik, die zuletzt 250 Lieder umfaßte. Im Passionslied „Du großer Schmerzensmann“ ist Jahn bei der Melodie genannt.²⁰⁵

Nach dem Tod der Herzogin Louise in Ohlau am 25. April 1680 nahm Kaiser Leopold die Stadt und das Weichbild in seinen Besitz. Eine der Folgen davon war, daß nach dem Tode des Pfarrers Adam Friedrich Springer am 9. März 1699 der damalige deutsche Diakon und Pfarrer von Rosenhain, Georg Friedrich Thilo, auf kaiserlichen Befehl vom 3. Oktober 1699 Ohlau verlassen und sich nach Rosenhain begeben mußte. Am 7. Dezember 1699 wurde die deutsche Pfarrkirche den Evangelischen weggenommen und den Katholischen übergeben. Im Kirchenbuch von 1699 steht eine lateinische Inschrift, die in der Übersetzung wie folgt lautet: „Nachdem die Sekte der Lutheraner vertrieben, hat als erster katholischer Pfarrer Johannes Josephus Ignatius Sobotius folgende zu taufen angefangen.“

Die evangelischen Einwohner Ohlaus und der eingepfarrten Dörfer mußten nun ihre Gottesdienste und Amtshandlungen unter vielem Druck in Rosenhain und Heidau verrichten.²⁰⁶ Für die Lutheraner begann eine schwere Zeit. „Der Bürgerschaft gab man tausend Gelegenheiten über die großen Religionsdrangsal zu gravaminieren.“²⁰⁷ Alle Beschwerden nach Wien zum Kaiser mußten den Weg über das Oberamt in Breslau, gegen dessen Maßnahmen sie gerichtet waren, nehmen und waren deshalb, wie man bald erkannte, erfolglos. Bald wurde durch ein Schreiben des Generalvikariats Breslau der Regierung in Brieg aufgegeben, „den Unkatholischen das Auslaufen in andere Kirchspiele und den Gebrauch der Ministerialia in den Häusern per poenas zu verbieten“.²⁰⁸

Im Herbst 1707 nahm in Niederschlesien die eigentümliche Erscheinung der betenden Kinder ihren Anfang. Das war eine Versammlung von Kindern im Freien um eines von ihnen, das dann einen Psalm oder ein Gebet vorlas oder ein Lied vorsang, in das die anderen einstimmten. In Ohlau versammelten sich die Kinder morgens und abends auf einer Anhöhe vor dem Gasthaus Rautenkranz.²⁰⁹

Am 1. September 1707 wurde die Altranstädter Konvention vom schwedischen König Karl XII. und in Vertretung des Kaisers vom böhmi-

205 Siegfried FORNAÇON, Martin Jahn ein schlesischer Glaubensflüchtling. In: JSKG Bd. 35 (1956), S. 31 – 43.

206 NACHRICHTEN (wie Anm. 195), S. 3 – 6.

207 SCHULZ (wie Anm. 201), S. 21.

208 Ebd.

209 Ebd., S. 27.

schen Kanzler Wratislav unterzeichnet. Sie legte insbesondere fest, daß die eingezogenen ev. Kirchen zurückzugeben sind. Am 7. Dezember 1707 erhielt die ev. Kgm. Ohlau ihre Pfarrkirche zurück. Der bisher in Rosenhain amtierende Pfarrer Georg Friedrich Thilo hielt am 7. Dezember sein erstes Gebet im alten Gotteshaus. Zum Text hatte er Jesaja 45, Vers 8 gewählt. Am folgenden Tag hielt er die erste Predigt.²¹⁰ 1707 befindet sich im Taufbuch der Eintrag: „A. & O. In nomine S. Trinitatis. Amen. In der durch Gottes und des Kaisers Gnade zum lutherischen Gottesdienst am 7. Dezember 1707 wiedergegebenen Kirche sind getauft unter G. F. Thilo, berufenen Ohlauer Pastor, aus Brieg in Schlesien stammend, die folgenden.“²¹¹

1711 verbesserte Adamo Orazio Casparini aus Breslau die Orgel, und man wechselte das Orgelchor mit dem Tuchmachergestühl. Die Orgel hatte nun 22 klingende Stimmen, ein 12-töniges Glockenspiel, zwei Manuale und ein Pedal C – E. Ihr elegantes, künstlerisch stilvolles rokokohafte Barockprospekt steht noch heute; das Glockenspiel ist wahrscheinlich spätestens beim Umbau 1888 außer Funktion gesetzt worden.²¹²

1723 wurde die Kirche mit Ziegeln gedeckt; das Geld dazu ist durch den Verkauf des Pfarrgartens aufgebracht worden. 1728 schenkte Herr Daniel Wargotsch, Bürger und Gewandschneider, der Kirche ein großes silbernes Taufbecken. Als am 21. Oktober 1740 Kaiser Karl VI. starb, wurde auf kaiserlichen Befehl am 27. November eine Gedächtnispredigt über Jeremia 5, Vers 15 – 17, gehalten. Altar, Kanzel, Taufstein und Orgel waren schwarz zu behängen, wozu die Zünfte das Leichenzeug gaben.

Das Jahr 1741 begann mit bangen Erwartungen: Am 1. Januar rief man Bürger und Bauern aus der Kirche zur Schanzarbeit. Das Dach des Pfarr- und Schulhauses wurde abgenommen und eine Stellage von Brettern errichtet, damit die Schützen und Jäger darauf stehen und schießen konnten. Am 8. Januar sind die beiden Diakone Cochlovius und Fiebig nicht nach Rosenhain und Zedlitz aus der Stadt gelassen worden. Die Katholischen durften ihren Gottesdienst nicht in der Schloßkapelle, sondern sie mußten ihn im Rathaus halten. Am 9. Januar ergab sich die österreichische Garnison unter dem Obersten Formentini dem König von Preußen. Der Bürgerschaft sicherte man königlichen Schutz und Gnade, auch Erhaltung der Privilegien zu. Am 13. April kam König Friedrich II. nach Ohlau und be-

210 Ebd., S. 7.

211 Ebd., S. 24.

212 Hans-Joachim HERBST, Die Orgel der ev. Stadtpfarrkirche zu Ohlau. In: HEIMATBLATT (wie Anm. 11), 7/1988, S. 30.

fahl, daß wegen des am 10. April bei Mollwitz erfochtenen Sieges eine öffentliche Danksagung gehalten werden sollte. Zuvor wurden die schwarzen Trauerbehänge, die wegen des Todes des Kaisers Karl VI. angebracht waren, und der kaiserliche Adler in der Kirche abgenommen. Am 12. August 1742 huldigte die ev. und kath. Geistlichkeit in Ohlau durch Handschlag dem König von Preußen. Senior Ludwig Fiebig wurde zum Königl. Kreis-Inspektor der Kirchen und Schulen ernannt.

In Ohlau wurde im 18. Jahrhundert nach der Beisetzungshandlung – wohl auf dem Friedhof – eine „Abdankung“ getan. Abdankungen waren inhaltlich unterschiedlich: von geistreichen Vorträgen mit biblischem Mäntelchen bis hin zu geistlichen, predigtähnlichen Reden.²¹³

1748 sind die Natural-Lieferungen, die die Geistlichkeit und die Schullehrer bisher erhalten hatten, in Geldleistungen umgewandelt worden. 1752 wurde die Kirche zu Rosenhain von der Ohlauer Pfarrkirche getrennt und dort ein eigener Prediger angestellt. Dadurch hat der Ohlauer deutsche Diakon den größten Teil seiner Einkünfte verloren. 1762 hob Friedrich II. den Nexum Parochialem auf, wodurch Kirche, Geistlichkeit und Schulbediente einen ansehnlichen Verlust erlitten.

In den Jahren 1762 – 1766 wurde die Orgel gebaut.²¹⁴

Die Parentation (alleinige Rede bei der Begräbnisfeier) wurde am Beisetzungstage in der Kirche oder im Trauerhause gehalten; deshalb fand im Gemeindegottesdienst ein Ehrengedächtnis (Verlesen des Lebenslaufs, gemeinsamer Gesang und Geläut) statt.²¹⁵

1773 wurden die 3. Feiertage von Weihnachten, Ostern und Pfingsten, der Gründonnerstag und Christi Himmelfahrt abgeschafft, letzterer jedoch 1789 wieder eingeführt.²¹⁶

1779 war wieder eine Dachreparatur erforderlich. 1789 wurde das Innere der Kirche verputzt und geweißt. Spenden ermöglichten, daß damit begonnen werden konnte, durch neue Fenster das Innere der Kirche heller zu machen. 1790 hat der Brieger Maler Gottlieb Löwe die Orgel weiß gestrichen und echt vergoldet; die Kosten betragen 280 Rthlr., von denen 230 Rthlr. aus Spenden kamen. Die Vollendung des 1791 begonnenen Anstrichs von Altar und Kanzel wurde, da der Maler, Herr Winkler aus Strehlen, während dieser Arbeiten starb, dem Staffierer Herrn Peschel aus Breslau durch Vertrag übertragen. 1792 hat die Tuchmacherzunft ihren

213 M. BUNZEL (wie Anm. 162), S. 102, 123.

214 AKTEN KONSIST. (wie Anm. 12), Sign. II/4514.

215 M. BUNZEL (wie Anm. 162), S. 135.

216 ANDERS (wie Anm. 8), S. 47.

Chor auf eigene Kosten gestrichen und verschönert. 1796 wurde dem Orgelbauer Zeitius aus Frankenstein die Reperatur der Orgel übertragen und die Orgel mit zwei neuen Registern Vox humana auf Rohrwerk und Gamba vermehrt. Die Reperatur kostete das Kirchenvermögen 300 Rthlr., die übrigen Kosten konnte man durch „milde Beiträge“ decken, die auch noch für die Beschaffung eines Glockenspiels und von Chorpauken über der Orgel reichten. Der jüdische Handelsmann Abraham Steinmann verschönerte die Orgel durch einen blauen Umhang aus Atlas mit goldenen Trotteln. Auf königlichen Befehl wurde das zu Ende gehende Jahrhundert in der Pfarrkirche feierlich begangen.

Von 1591 bis 1800 sind nach den Kirchenbüchern in der Pfarrkirche 4498 Paare getraut und 18558 Kinder getauft worden. 20663 Personen starben, davon 1500 Verwundete von der Schlacht bei Mollwitz 1804 waren als Lehrer an der Schule, bei der dem Magistrat das Patronatsrecht zustand, tätig: Daniel Steiner, Rector Scholae, Christoph Rüdenburg, Konrektor und Substitutus Ministerii, Gottlieb Scholz, Kollege und Kantor an der Pfarrkirche, und Christian Ernst, Mädchen-Schullehrer und Organist an der Pfarrkirche. Als Kirchenvorsteher wirkten 1691 Christian Hedewiger und Samuel Pezold, 1709 Doct. Med. Wilhelm Gottfried Müller und Gottfried Horn, 1740 Wilhelm Gottfried Müller und Kaufmann Ernst Chr. Clemens, 1760 Stadtdirektor Friedr. Wilhelm von Scheel und Senator Gottfried Horn, 1778 Stadtdirektor Leopold Kletke und Senator Christ. Tschepe, 1793 Stadtdirektor Heinr. Lampert Thinkel und Gerichts-Assessor Christian Gottlieb Schmidt, beide resignierten 1803, 1803 Stadtdirektor Gottlob Benj. Hentschel und Kaufmann Andreas Bleicher. Als Kirchenbediente waren 1804 tätig: Pfarrglöckner Benj. Gottlieb Jäkel, Glockenläuter Christian Frank, Balkentreter Christian Littmann und Totengräber Gottfried Brink.

Am 22. Juli 1804 wurde eine Hauptreparatur des Turms unumgänglich notwendig, weil die Simse und Säulen zum Teil angefault waren. Nach genauer Untersuchung durch den Königl. Bauinspektor Herrn Tiede wurde der Bau dem Turmdecker Herrn Kaulfuß aus Liegnitz anvertraut. Er erhielt den Auftrag, alles schlechte schadhafte Holz und das Dach vom Turm zu erneuern und das Blechdach mit Firnis dauerhaft rot anzustreichen. Die Kosten für die Vergoldung von Knopf, Fahne und Kreuz überstiegen die Kräfte des Kirchenvermögens. Sie konnten nur durch Spenden von Ohlaus Stadt- und Landgemeinden finanziert werden. „Die Bitten der Geistlichkeit von der Kanzel, wurden im reichsten Maaß erfüllt.“²¹⁷ Es

217 Johann Buder (Hg.), Andreas BOYSEN, Fragmente der Geschichte Ohlaus. Berlin 1995, S. 77.

ergab sich sogar ein Überschuß, der für die im kommenden Frühjahr anstehende Reparatur der steinernen Simse und schadhafte Mauern am Oberteil des Turms verwendet werden konnte. Am 8. September 1804 wurde der Knopf durch den Werkgesellen Anton Gehr abgehoben. Die im Knopf befindliche hölzerne Büchse war angefault, und die in ihr enthaltenen Schriftstücke waren vermodert. Nach seiner Vergoldung durch Herrn Kaulfuß wurden der 56 ½ Pfund schwere kupferne Knopf sowie die Fahne (42 Pfund) und das Kreuz (21 Pfund schwer) am 8. Oktober 1804 aus der Inspektionswohnung unter dem Gesang des Liedes „Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut“ abgeholt, in Kloben hinaufgezogen und durch Anton Gehr aufgesetzt. Zum Andenken für die Nachkommenschaft ist in einer kupfernen Büchse folgendes in den Knopf eingelegt worden:

1. die im alten Knopf gefundenen Münzen (eine Goldmünze und 20 Silbermünzen, alle aus der Zeit von 1658 bis 1691),
2. einige „merkwürdige Münzen“ des 19. Jahrhunderts,
3. das namentliche Verzeichnis aller Wohltäter und Wohltäterinnen, die zur Vergoldung beigetragen haben,
4. „Ohlaus vorzügliche Denkwürdigkeiten bei der Kirche von 1691 bis 1804“.

Die Gesamtkosten dieser Turmreparatur, einschließlich der Vergoldung des Knopfes, der Fahne und des Kreuzes, betragen 675 Rthlr. 3 Sgr. 3 Pf., von denen 224 Rthlr. 28 Sgr. 6 Pf. durch Spenden erbracht wurden.

Im Mai 1813, dem Jahr des Freiheitskrieges gegen Frankreich, waren auch in Kirche und Schule auf einige Tage Soldaten einquartiert. Im März 1814 wurde die den Kirchplatz umgebende Mauer abgebrochen. Am 2. Pfingstfeiertag, dem 15. Mai 1815, schlug ein Blitz in den Kirchturm, ohne daß er weiteren Schaden anrichtete. Eine große Friedensfest-Feier in Preußen fand am 18. Januar 1816 statt. Nach der kirchlichen Feier wurde auf dem Ring in Ohlau ein junger Eichenbaum als bleibendes Denkmal dieses Friedens gepflanzt und durch Gesang und Rede geweiht.

Aus der abgetragenen polnischen Kirche ist 1822 der Altar in die Sakristei der Pfarrkirche versetzt worden. Der Platz, auf dem bisher die polnische Kirche stand, wurde Hofraum der Pastoratswohnung. Der Bürger und Particulier Jakob Wagner ließ 1825 den Altar der Pfarrkirche mit blauem Tuch und silbernen Fransen bekleiden. Im genannten Jahr wurde auch der mit Ziegeln belegte Fußboden in der vorderen Hälfte der Pfarrkirche, der überall sehr uneben war und hier und da durchzubrechen drohte, mit Kunzendorfer Marmorfliessen neu gepflastert und mit neuen Bänken und

Logen versehen. Die Kosten betrug 300 Reichstaler. Als am 19. August das alte Pflaster abgehoben wurde, entdeckte man darunter dicht vor dem Altar zwei zugemauerte gewölbte Gräber, die zur Ebnung des Bodens geöffnet werden mußten. In dem einen Grabgewölbe standen vier Kinder-särge, zwei aus Zinn und zwei aus Holz mit Samt überzogen. Die zinnernen Särge waren kunstreich gearbeitet, mit Wappen und Bildern geschmückt und auf den Deckeln mit Inschriften versehen.²¹⁸ In dem andern Grabgewölbe befand sich ein großer kupferner, mit vergoldeten Leisten und Engelsköpfen verzierter Sarg, auf dem zwischen mehreren Versen der Heiligen Schrift eine in Gold getriebene Inschrift zu lesen war.²¹⁹ Dieselbe Inschrift befindet sich auch auf einer in die Mauer eingelegten Steinplatte rechts neben dem Eingang in die Sakristei. Es war der Sarg von Oberst von Gunn, der im Laufe des 30jährigen Krieges 13 Jahre schwedischer Kommandant in Ohlau war. Seine stählerne Rüstung wurde damals im Rathaus aufbewahrt.

Im August 1825 ist an die Stelle des abgetragenen ehemaligen polnischen Prediger- und des Kantorhauses ein großes Wohnhaus für den zweiten Prediger, die Kirchenbeamten und Lehrer errichtet und dessen Bau im Sommer 1826 beendet worden. Die drei alten baufälligen Amtswohnhäuser auf der anderen Seite des Kirchhofs wurden danach abgetragen, um Raum für den Kirchhof zu gewinnen.

218 Der größere Sarg hatte folgende Inschrift: „Hier erwartet die Auferstehung Prinzessin Louise. Ihr Leben war kurz, aber vollkommen, Ihr Lauf behaglich, aber schicklich, Ihr Ende eilfertig, aber selig. Sie ward geboren in Ohlau Anno 1657, den 28. Juli, starb allda 1660 den 6. Feb. Ihres Fürstliche Gnaden, Herr Christian, Herzog in Schlesien zu Liegnitz, Brieg und Wohlau, und Ihres Fürstliche Gnaden, Frau Louise, geb. Fürstin zu Anhalt, Ihre liebste Eltern haben, was an ihr sterblich gewesen, hierin gelegt.“ Auf dem Deckel des kleineren Sarges stand in erhaben gearbeiteter Schrift: „Hierinnen lieget verschlossen Christian Ludwig, ein Kind großer Eltern, Königlichen Stammes, Fürstl. Ehren. Seine Geburt – 15. Januar 1664 – und Leben war fröhlich und von großer Hoffnung, Seine Gestalt schicklich, Alles an Ihm fürstlich, aber bald sterblich, den 27. Februar. O, schmerzlicher Riß nach so langem Verlangen, o kurze Hoffnung für so schweres leid. Beweineth ihn, Sterbliche, den plötzlichen Fall so edler Blüthe.“

219 „Im Jahre Christi 1649 den 9. April ist nach dem unwandelbaren Willen Gottes von dieser mühseligen Welt in Erkenntniß und Bekenntniß unsers einigen Erlösers Jesu Christi abgefordert und in sein Reich der Freuden ersetzt worden der Weil. Hochedelgeborene Gestränge Herr Johann Gunn, der Königl. Maj. und Krone Schweden gewesener Obrister über ein Regiment Hochdeutscher Soldaten zu Fuß und Commandant allhier, welcher auch das Fundament zu vorhabendem Befestigungsbau hier gelegt, Ist geboren 1608 im Monat Octobris aus uraltem adligem Geblüte aus dem Hause Gaspi im Königreich Schottland gelegen.“

Nach der Kirchen- und Visitationsordnung vom 16. 3. 1830 war der Superintendent verpflichtet, in drei Jahren sämtliche Kirchengemeinden des Kirchenkreises einmal zu visitieren.²²⁰

Am 25. Juni 1830 fand am 300jährigen Jubelfest der Übergabe der Augsburger Confession eine große Kirchenfeier statt, bei der die neue kirchliche Liturgie und die erneuerte Agende für die ev. Kirche in der Provinz Schlesien eingeführt wurden.

1831 mußte auch die Umpflasterung des größeren hinteren Teils der Kirche vorgenommen werden, da der Boden hier und da immer tiefer einsank. Dieser Teil wurde ebenfalls mit neuen Bänken versehen. Damit ist das Gotteshaus wieder in einen würdigen Zustand versetzt worden. Die Kosten betragen 706 Rthlr., wovon 206 Rthlr. durch Spenden gedeckt wurden. Der schlechte Zustand der Orgel machte eine gründliche Reparatur erforderlich, die vom Orgelbauer Joh. Christian Benj. Müller aus Breslau mit seinem Sohn zur vollkommenen Zufriedenheit ausgeführt wurde. Die Orgel erhielt noch zwei neue Register und ihre Pedale wurden verstärkt. Die Kosten von 935 Rthlr. trug allein die Kirchenkasse.

Im Jahr 1831 mußte auch das Dach der Kirche umgedeckt werden. Diesen Auftrag, für dessen Ausführung die Kirchenkasse 221 Rthlr. zahlen mußte, führte der Ohlauer Schieferdecker Rimpler aus.

Da sich das bisherige Schulhaus mit seinen fünf Klassenzimmern für die von Jahr zu Jahr anwachsende Kinderzahl als unzureichend erwies, wurden der Schule im Jahre 1833 vom Magistrat der Stadt drei große und helle Zimmer im Schloßgebäude zugewiesen. An der ev. Knaben- und Mädchenschule erteilten 1836 sechs Lehrer in acht Klassen (gemischte Unterklasse, 4 Knaben- und 3 Mädchenklassen) nach einem für jede Klasse bestimmten Lehrplan Unterricht.

In den zur Kirchengemeinde gehörenden Stadt- und Landgemeinden sind in den sechs Jahren von 1830 bis 1835 298 Paare getraut worden, 1230 Kinder geboren und 947 Personen gestorben.

Im Jahr 1836 waren Kirchenvorsteher der Bürgermeister Winter, der Stadtälteste Weinert und der Tabakfabrikant Stiller. Als Lehrer an der Schule waren tätig Johann Gottlieb Hellich, Rektor und Adjunctus Ministerii, Andreas Boysen, Johann Gottlieb Hampel, Kantor an der Pfarrkirche, Johann Carl Heinrich Exner, Organist an der Pfarrkirche, Carl Benjamin Schluckwerder und Ernst Tschentscher. Als Kirchenbediente sind angegeben: Glöckner Johann Gottlieb Kretzig, Glockenläuter Thomaske, Bälgetreter Raschmann, Kirchenvogt Krauke und Totengräber Olawske.

220 ANDERS (wie Anm. 8), S. 70.

In Ohlau bestanden zu dieser Zeit folgende Friedhöfe: Um die Pfarrkirche breitete sich ein großer Friedhof aus. An der kath. Rochuskirche war an der Ecke Grottkauer- und Oderstraße der alte Friedhof, zwischen Gartenstraße und Stadtmühle der Mühlfriedhof und an der Ecke Grottkauer- und Hospitalstraße der Spittelfriedhof. Alle diese Friedhöfe sind später aus städtebaulichen Gründen eingeebnet worden. Auf dem Spittelfriedhof waren die Soldaten, die 1741 nach der Mollwitzer Schlacht in Ohlauer Lazaretten gestorben waren und in der Pfarrkirche aufgebahrt gelegen hatten, beerdigt worden.²²¹ Folgende Offiziere hatten ihre letzte Ruhestätte in oder an der Pfarrkirche und auf dem Mühlfriedhof gefunden: Oberstleutnant von Möllendorff, Kapitän der Königl. Garde Fitzerald, Leutnant Baron von Greiffenhelm, Leutnant von Rieben, Leutnant Karl von Irrwink, Kapitän von Jusienski, Leutnant von Blumenthal, Leutnant von Portugall, Kapitän Baron von Kanitz aus dem Hause Ottwitz, Kapitän von Loeben, Leutnant von Bornstädt, General-Adjutant Friedrich Wilhelm Graf von Finkenstein, Oberstleutnant Ernst Christian von Mosel, Leutnant von Gersdorf, Leutnant von Münchow, Leutnant von Kleist und Rittmeister von Chludoffsky.²²²

Eine größere Reparatur der Kirche fand 1836 statt.²²³

Superintendent Menzel berichtete am 12. 6. 1846 dem Konsistorium über die Ursachen des geringen Besuchs der nachmittäglichen Gottesdienste in Ohlau; danach lag der Hauptgrund im „unerträglichen Vortrag (des Diakons) Pfennigkauffers.“²²⁴

Mehrere ev. Gemeindeangehörige übersandten dem EOK am 12. 2. 1850 anonym „Ein Wort über den gegenwärtigen Zustand der protestantischen Kirche und Schule in Ohlau“. Darin wurde die Ablösung des Diakons Theodor Pfennigkauffer gefordert und außerdem erwähnt, daß von den neun Lehrern der Schule acht „eifrigste Demokraten“ seien. Vom Konsistorium in Breslau erwogene Maßnahmen gegen den Diakon wurden durch dessen Tod im Januar 1852 hinfällig.²²⁵

Superintendent Menzel bat am 7. 11. 1853 das Konsistorium um Genehmigung, die sogenannten Gebetskollekten montags und freitags in Ohlau wegen des schlechten Besuchs ausfallen zu lassen; Diakon Neuge-

221 Karl BUSCHBECK, Die evangelische Stadtpfarrkirche. In: Karl Buschbeck (Hg.), Ohlauer Heimatbuch. Goslar, um 1950, S. 27.

222 Dr. Georg SCHULZ, Aus Ohlaus Vergangenheit. Ohlau 1902, S. 42, 43.

223 Ebd., S. 8.

224 AKTEN KONSIST. (wie Anm. 214).

225 AKTEN EOK (wie Anm. 22), Sign. EZA 7/14.903.

bauer würde allein vor leeren Kirchenbänken stehen. Das Konsistorium regte dagegen am 23. 11. an, die Gebetskollekten in die Abendstunden zu verlegen, wenn das Kirchenkollegium damit einverstanden ist. Der Superintendent erwartete durch die Verlegung auf den Abend nicht den erwünschten Erfolg. Besser erschien ihm die Wiederherstellung der früheren Art und Weise der Gebetskollekten, d. h. als Morgenandacht. Die Einführung solcher Morgenandachten, so teilte Menzel dem Konsistorium am 22. 12. mit, ist für die Passionszeit beabsichtigt. Am 24. 5. 1854 berichtete der Superintendent dem Konsistorium, daß an den Morgengottesdiensten einige Besucher teilgenommen haben.²²⁶

Der EOK hielt in seinem Schreiben vom 31. 3. 1858 an das Ministerium die Ehrenmitgliedschaft des (kath.) Grafen von Hoverden auf Hünern im ev. Kirchenkollegium Ohlau nicht für wünschenswert; der König als Patronatsherr hat die Ehrenmitgliedschaft nicht genehmigt.²²⁷

1860 wurde eine kleine Glocke (0,64 m breit und 0,46 m hoch) im Kirchturm aufgehangen. Sie hatte die Umschrift „Peter“ um die Platte und „Adolf Kniger goß mich in Breslau 1860“ um den Mantel sowie die Namen R. Kabel, Pastor; Wittich, Diakonus; G. Walter, F. Nabel, Kirchenvorsteher.²²⁸

Am 31. 1. 1862 wurde der Kgl. Regierung in Breslau mitgeteilt, daß das Ministerium die Einpfarrung der Evangelischen von Bergel (Altbergel) und Groß Stannowitz (Eisfeld) nach Ohlau genehmigt habe.²²⁹

Der Kreissynode, die 1864 zusammentrat, gehörten die Geistlichen des Kirchenkreises und die gleiche Anzahl Laien an.²³⁰

Das Pfarramt Ohlau berichtete am 25. 2. 1867 an das Konsistorium, daß die Gattin des Landrats, Frau von Prittwitz, der Kgm. einen mit anderen Damen eigenhändig gestickten Altarteppeich geschenkt habe.²³¹

Der aufgrund der Gemeindeordnung von 1850 gebildete Gemeindevorstand in Ohlau, in den die bisherigen Kirchenvorsteher übergegangen waren, beschloß am 19. Dezember 1867 die Einführung des Neuen Breslauer Gesangbuchs. Seit Neujahr 1868 wurden daher in der ev. Kirche in Ohlau zwei Gesangbücher benutzt: das Ev. Kirchen- und Hausgesangbuch

226 AKTEN KONSIST. (wie Anm. 214).

227 AKTEN EOK (wie Anm. 225).

228 SCHULZ (wie Anm. 201), S. 10.

229 AKTEN EOK (wie Anm. 225).

230 Prof. D. Dr. Martin SCHIAN, Die äußere Gestalt der evangelischen Kirche in Schlesien seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. In: Die Evangelische Kirche in Schlesien seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, S. 3 – 21. Liegnitz 1936.

231 AKTEN KONSIST. (wie Anm. 214).

(Hahn'sches Gesangbuch) und das Neue Breslauer Gesangbuch. Darüber gab es in der Gemeinde große Unruhe. Es wurden Petitionen in Umlauf gesetzt. Am 12. Januar 1868 fand eine Gemeindeversammlung im Saal des Gasthauses „Zur Krone“ statt, an der 300 Personen teilnahmen. Einstimmig sprachen sie sich gegen die Einführung des neuen Gesangbuchs aus. Am 23. Oktober fuhr dann eine Deputation wegen der Gesangbuchfrage zum Kronprinzen, der sich im Kreis Grottkau zur Jagd aufhielt. Die Deputation wurde „huldvoll“ empfangen. Anfang 1869 erschienen Broschüren gegen das Hahn'sche Gesangbuch, verfaßt von den Herren Flöter und Graf Hoverden, während sich in einer anderen Broschüre Superintendent Anders für dieses Gesangbuch aussprach.²³²

Vom 28. 3. – 4. 4. 1870 wurde durch Superintendent Anders eine Kirchen- und Schulvisitation abgehalten. Zur Parochie Ohlau gehörten die Stadt Ohlau, Baumgarten, Groß und Klein Stannowitz (später Eisfeld), Jätzdorf, Giesdorf, Polnisch Steine (später Deutsch Steine), Thiergarten, Bergel und Ottag (später Altbergel-Altottag) mit 6926 Seelen (Stand 1867). Im Bericht über die Kirchenvisitation heißt es unter anderem: „Hausbesuche namentlich bei Kranken werden gern gemacht. Die Verächter des öffentlichen Gottesdienstes und der Sacramente sind meist nicht zu erreichen.“ Im Schulbericht sind die Ergebnisse der einzelnen Schulen angegeben:

Stadtschule: Befriedigende Ergebnisse. Baumgarten: Genügende Ergebnisse; die dreiklassige Schule soll vierklassig werden. Jätzdorf bleibt schwach: Kein Gesang, im Lesen und Schreiben waren einjährige Schüler kaum über erste Anfänge hinaus. Ottag: Religion nicht ungenügend, in Lesen und Rechnen wird nur geringes geleistet. Polnisch Steine sieht traurig aus. Thiergarten: Genügende Ergebnisse.

Zu den Schulgebäuden: Baumgarten in genügendem Zustand. Jätzdorf ist verbessert, aber noch sehr feucht. Ottag ist nicht ohne Mängel. Polnisch Steine und Thiergarten sind sehr zweckmäßig.²³³

Am 21. August 1881 nachmittags geschah ein großes Unglück. Über Ohlau bildete sich eine gefährliche Windhose, aus der heraus ein Blitz in den Turm der Pfarrkirche einschlug, den oberen Teil auf den Ring vor das „Hotel zum Löwen“ herabriß und ihn dort zerschellen ließ. Der obere Turmteil mit seinen drei durch zwei Rundgänge durchbrochenen Zwiebelkuppeln lag zerschmettert in der Südostecke des Rings.²³⁴ 1886 wurde der

232 Akten Nr. 45 und 46 des Magistrats der Stadt Ohlau im Staatsarchiv Breslau.

233 AKTEN KONSIST. (wie Anm. 214).

234 Eberhard BITTNER. Es geschah zu Ohlau am 21. August 1881. In: HEIMATBLATT (wie Anm. 11), 8/1981, S. 7.

Turm nach dem Vorbild norddeutscher Backsteingotik wieder hergestellt. Er war jetzt spitz und mit 62 m Höhe um 2 m niedriger als sein Vorgänger.²³⁵

Im Bericht über die Kirchen- und Schulvisitation in der Parochie Ohlau durch den Superintendenten im Dezember 1885 heißt es: „An der Kommunion beteiligt sich etwa die Hälfte der 7400 Gemeindeglieder. Das Verhältnis der unehelichen zu den ehelichen Geburten verhält sich wie 1 : 8. Durch das sogenannte Hennigsche Legat von 30000 Mark ist eine kirchliche Armenpflege entstanden. ... Schließlich wurde der Wunsch im Gemeindegemeinderat ausgesprochen, dahin zu streben, die dem Sozialismus verfallene Arbeiterbevölkerung für kirchliches Leben und Gesittung zu gewinnen, obwohl man geltend machte, daß sich der Verwirklichung solcher Bestrebungen große Hindernisse entgegenstellen würden.“

Diakon Prange hatte Zweifel, ob es kirchlich erlaubt ist, beim Abendmahl – wie es in Ohlau Sitte ist - zwischen der Austeilung von Brot und Wein Opfer (bei Konfirmationen bis zu drei Opfer) einzusammeln. Zu seiner Anfrage an das Konsistorium vom 5. 4. 1886 nahm Pastor Kabel am 19. 4. und der Gemeindegemeinderat Ohlau am 10. 6. 1886 Stellung: „Bisher sind keine schriftlichen Klagen gegen den Modus des Offertoriums eingegangen.“²³⁶

Das Ministerium genehmigte am 25. 8. 1887 die Annahme einer letztwilligen Zuwendung des Fabrikbesitzers Richard Brunnuell zu Breslau in Höhe von 10000 Mark an die ev. Kirche Ohlau.²³⁷

Im Sommer 1887 war Hans Lutsch in Ohlau und hat die vorhandenen Kunstdenkmäler, darunter auch die Pfarrkirche, untersucht. Das Ergebnis findet sich in seinem berühmt gewordenen Standardwerk „Kunstdenkmäler der Provinz Schlesien“, das 1894 herausgegeben wurde.

Die 1888 vom Orgelbaumeister Schlag aus Schweidnitz erbaute Orgel zeigte eine reiche Schauseite in Barockform; sie hatte nun 32 klingende Stimmen, also 10 mehr als bisher. 1899 kam die mittlere Glocke auf den Kirchturm, die in diesem Jahr von Geitner in Breslau gegossen worden war. Sie war 0,75 m breit und 0,54 m hoch und trug die Inschrift: „Ehre sei Gott in der Höhe“. Im September 1902 konnte die durch ein Geschenk einer hochherzigen Dame geschaffene Heizungs- und Beleuchtungsanlage in einem Abendgottesdienst eingeweiht werden.²³⁸

235 Eberhard BITTNER, Heimat Ohlau. Velen 1984, S. 14.

236 AKTEN KONSIST. (wie Anm. 214).

237 AKTEN EOK (wie Anm. 225).

238 SCHULZ (wie Anm. 201), S. 10.

Zum 1. 1. 1899 wurden die Evangelischen aus dem Teil von Bergel (Altbergel), der früher zu Peisterwitz und seit 1896 zu Bergel gehörte, aus der ev. Kgm. Peisterwitz ausgepfarrt und nach Ohlau eingepfarrt.

Nach der Zurruesetzung des Pastors prim. Kabel am 1. 4. 1901 versetzte das Konsistorium im Einverständnis mit dem EOK (Schreiben vom 30. 1. 1901) den Pfarrer Hans Blindow – seit 1899 Superintendent des Kirchenkreises Ohlau – von Marschwitz nach Ohlau. Wegen der Art der Besetzung (keine Pfarrerwahl) legte der Gemeindegemeinderat Ohlau am 13. 2. 1901 Einspruch beim Konsistorium ein, das diesen an den EOK als unbegründet weiterleitete. Der EOK teilte am 16. 3. 1901 dem Gemeindegemeinderat mit, daß die Besetzung der mit dem Superintendentenamte verbundenen Pfarrstelle eine Gemeindegewahl ausschließe.²³⁹

Abgeordnete der Kreissynode Ohlau für die 11. Schlesische Provinzialsynode (1905) waren Pastor Trebitz aus Sillmenau (Stellvertreter: Pastor Bachmann aus Groß Peiskerau) und Rittergutsbesitzer Major von Prittowitz auf Sitzmannsdorf (Stellvertreter: Oberamtmann Pilz aus Jätzdorf).²⁴⁰

Die ev. Gemeindevertretung Ohlau war am 17. 11. 1908 einverstanden, daß die Amtshandlungen nicht mehr wochenweise für die Gesamtgemeinde auf die Pfarrstelleninhaber („Amtshandlungswochen“), sondern auf die einzelnen Seelsorgebezirke verteilt werden.²⁴¹

Generalsuperintendent Nottebohn hat vom 14. – 17. 11. 1908 eine Ephorenvisitation der Gemeinde Ohlau gehalten. Im Bericht darüber ist unter anderem folgendes angeführt: „Das kirchliche Leben in Ohlau ... gewährt den Eindruck der Lauigkeit. ... Ein Teil der Gemeinde hält sich nur wenig zum Gottesdienst, ein anderer hält sich gar ganz fern.“ Die Schuld daran wird den überall wirkenden Zeitverhältnissen, früheren Pastoren und den gegenwärtigen Geistlichen gegeben, denn „ihnen fehlt es an männlicher Kraft und religiöser Tiefe und dem verblassenden Wesen.“ Die Gemeinschaft (Christliche Gemeinschaft Philadelphia – Pfingstgemeinschaft) unter der Leitung des Gymnasial-Professors Schierks hat viel Boden gewonnen. Die Entsendung eines Vikars nach Ohlau wurde als unbedingt nötig angesehen, da an die Gründung der 3. Pfarrstelle aus finanziellen Gründen wohl nicht zu denken war. Die Notwendigkeit ergab sich wegen der Seelsorge an der Arbeiterbevölkerung, der vielen Misch-

239 AKTEN EOK (wie Anm. 225).

240 KIRCHLICHES AMTS-BLATT (wie Anm. 87), 1905 Nr. 9 S. 77.

241 AKTEN KONSIST. (wie Anm. 12), Sign. II/4515.

ehen mit kath. Kindererziehung und des Vordringens des Katholizismus. Die Revision der Schulen hatte ein im ganzen befriedigendes Resultat.²⁴²

Das Konsistorium bemühte sich um einen Vikar für Ohlau und beantragte beim EOK am 15. 12. 1908 eine Besoldungsbeihilfe, die am 30. 12. 1908 für zwei Jahre genehmigt wurde. Eine „Beihilfe an die Kirchengemeinde Ohlau zur Abbürdung von Schulden“, die das Konsistorium am 24. 9. 1910 beim EOK beantragte, wurde wegen fehlender Mittel abgelehnt. Begründet hatte das Konsistorium seinen Antrag damit, daß zwei Drittel der Evangelischen von Ottag (Altottag) die Parochie verlassen haben, während die übrigen infolge anderweitiger Ansiedlung keine Steuern zahlen würden.

Zum 1. 1. 1913 trat die Errichtungsurkunde für die 3. Pfarrstelle in Ohlau in Kraft, die am 1. 4. 1913 mit Pfarrer Alfred Mausolff besetzt wurde.

Das Konsistorium beantragte am 3. 9. 1913 beim EOK eine Beihilfe zur Deckung der Instandsetzungskosten des 1. Pfarrhauses; am 11. 9. 1913 bewilligte der EOK 1250,- Mark.²⁴³

1913 übernahm Superintendent Erich Schultze den Vorsitz im Ohlauer Zweigverein des 1886 gegründeten „Evangelischen Bundes zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen“.²⁴⁴

Im Jahre 1915 waren im Kirchenkreis Ohlau 34 Personen Mitglied des „Schlesischen Provinzialvereins für die Berliner Mission“. Die Vereinsgründung hatten am 9. 3. 1887 fünf Landpfarrer, unter ihnen aus dem Kirchenkreis Ohlau Pastor Hohenthal (Groß Peiskerau) und Pfarrer Trebitz (Sillmenau), in Großburg, Kr. Strehlen, beschlossen. Ziel des Vereins war die Unterstützung der Berliner Mission, die vor allem in Südafrika und China tätig war.²⁴⁵

In allen großen Sälen der Stadt Ohlau wurden im August 1914 Lazarette und Kriegsversehrten-Heilstätten mit zusammen 3000 Betten eingerichtet, die von den drei Ortsgeistlichen betreut wurden. An jedem Sonntag war die Kirche mit ihren 1000 Sitzplätzen überfüllt. Wenn der Kirchenkreis Ohlau einmal einer wirklichen Erweckung nahe war, dann in der Zeit vom 1. August 1914 bis Mitte Juni 1917; dann freilich kamen Stillstand und Rückschritt.²⁴⁶

242 AKTEN KONSIST. (wie Anm. 12), Sign. II/4519.

243 AKTEN EOK (wie Anm. 225).

244 DIAKONISCHES WERK (wie Anm. 182), S. 132.

245 Dr. G. Hultsch (Hg.), Das Evangelische Schlesien, Band 5: Der Anteil des evangelischen Schlesiens an der WELTMISSION, S. 109f, 125.

246 Erich SCHULTZE, Lebensabriß des Altpräses Erich Schultze. In: JSKG Bd. 41 (1962), S. 127 – 134.

Am Sonntag Kantate (21. Mai) 1916 und den darauf folgenden Wochentagen fanden in Ohlau folgende Gottesdienste statt:

Sonntag,	9.00 Uhr	Hauptgottesdienst	Sup. Schultze
	11.00 Uhr	Militärgottesdienst	Sup. Schultze
	14.00 Uhr	Gottesdienst	Pastor Mausolff
Mittwoch,	8.00 Uhr	Gebet und Abendmahlsfeier	Sup. Schultze
Donnerstag,	20.15 Uhr	Kriegsgebetsstunde und Abendmahlsfeier	Pastor Prange
Freitag,	8.00 Uhr	Gebet und Abendmahlsfeier	Pastor Mausolff. ²⁴⁷

Im Reformationsfestjahr 1917 hielt der Vorsitzende des Ohlauer Zweigvereins des „Evangelischen Bundes“, Superintendent Erich Schultze, sieben Luther-Vorträge; dazu wurden am 18.2., 30.6. und 10.11. drei gemeinsame größere Kundgebungen der landeskirchlichen und der altlutherischen Gemeinde veranstaltet, bei denen jeweils ein Vertreter des Konsistoriums und des altlutherischen Oberkirchenkollegiums aus Breslau als Festredner auftraten.²⁴⁸

Die 31. Hauptversammlung des „Schlesischen Provinzialvereins für die Berliner Mission“ fand am 16. 9. 1917 in Ohlau statt. In allen Kirchengemeinden des Kirchenkreises Ohlau fanden Festgottesdienste, Kindergottesdienste und Familienabende statt. Superintendent Schultze wurde zum stellvertretenden Vorsitzenden und Schriftführer gewählt. Die Festgabe aus Stadt und Kreis Ohlau belief sich auf 3290,14 Mark, die Kollekten erbrachten 1445,07 Mark.²⁴⁹

Die Revolution von 1918 störte bei einem Teil der Bevölkerung die religiösen Bindungen. 1920 sind 1300 Evangelische aus der Kirche ausgetreten. Die meisten haben dann in den nächsten Wochen ihren Austritt beim Amtsgericht zurückgenommen. Schließlich sind dem Kirchenkreis vom Amtsgericht noch 554 Austritte amtlich gemeldet worden. Von denen haben im Laufe der Jahre bis 1930 wieder 265 ihren Wiedereintritt in die Kirche erklärt.²⁵⁰

Die beiden großen konfessionellen Schulen blieben infolge der treukirchlichen Einstellung ihrer Rektoren und der Mehrheit der Lehrerkollegien im wesentlichen intakt; es erfolgten (von insgesamt 1600 Schulkindern)

247 AKTEN KONSIST. (wie Anm. 241).

248 DIAKONISCHES WERK (wie Anm. 182), S. 141f.

249 WELTMISSION (wie Anm. 245), S. 148.

250 BUNZEL (wie Anm. 74), S. 37.

93 Abmeldungen vom Religionsunterricht, doch hatten davon 90 Kinder Moralunterricht.²⁵¹

Von den Sekten entwickelten nur die „Ernsten Bibelforscher“ (später „Zeugen Jehovas“) und „Weißenberger“ („Evangelisch-Johannische Kirche nach der Offenbarung St. Johannes“) sowie die „Adventisten“ („Internationale Missionsgesellschaft der Siebenten-Tags-Adventisten“) eifrige Propaganda, jedoch ohne den gewünschten Erfolg. Die Stadt Ohlau behielt ihren kirchenfreundlichen Bürgermeister Hermann Hahn, ihren in der Mehrheit bürgerlichen Magistrat und eine Stadtverordnetenversammlung, der auch Superintendent Erich Schultze angehörte und in der es keine radikalen Elemente gab.²⁵²

1920 erhielt die Kirchengemeinde für zwei im Ersten Weltkrieg abgelieferte Bronzeglocken drei Stahlglocken.²⁵³

Als die Inflation ihren Höhepunkt erreichte (1922/23), brachte sie auch die Familien der Geistlichen und Kirchenbeamten in die größten finanziellen Schwierigkeiten. Es fehlte oft an Mitteln, um auch nur ein Brot einzukaufen. Im ganzen Kirchenkreis war aber – dank der Hilfsbereitschaft der Gemeinden – kein Pfarrer genötigt, sich zeitweilig einen anderen Beruf zu suchen, um nicht zu verhungern.²⁵⁴

1924 fand die Provinzialtagung des 1843 gegründeten schlesischen Gustav-Adolf-Vereins in Ohlau statt. Es begann nach der Inflation ein neues hoffnungsvolles Aufblühen. In wertbeständigem Geld standen zur großen schlesischen Liebesgabe insgesamt 4355 Mark zur Verfügung.²⁵⁵

Superintendent Schultze (Ohlau) hielt am 26. 9. 1925 in der 3. Sitzung der 17. Ordentlichen Schlesischen Provinzialsynode ein Referat über „Stand und Aufgabe der deutschen evangelischen Heidenmission“. Darin wurde der katastrophale Währungsverfall der Jahre 1922/23 und der überraschend schnelle Aufbau der Deutschen Heidenmissionsarbeit in der Heimat durch die Berliner Mission sowie der Anteil des Schlesischen Provinzialvereins nach der Stabilisierung der Währung behandelt. Vorsitzender dieses Provinzialvereins war von 1926 bis 1937 Superintendent Schultze. Er erstattete auch in der 5. Sitzung der 18. Ordentlichen Schlesischen Provinzialsynode am 28. 11. 1927 den Bericht über die Heidenmission, in dem

251 Ebd., S. 151ff.

252 SCHULTZE (wie Anm. 246).

253 Eberhard BITTNER, Vor 50 Jahren. In: HEIMATBLATT (wie Anm. 11), 4/1995, S. 32, und AKTEN EOK (wie Anm. 22), Sign. EZA 506/1000.

254 SCHULTZE (wie Anm. 246), S. 134.

255 Konrad MÜLLER, Hundert Jahre Schlesischer Gustav-Adolf-Arbeit 1843 – 1945, S. 9. Gunzenhausen 1951.

auf die weiteren Fortschritte in den vergangenen zwei Jahren hingewiesen wurde.²⁵⁶

1927 fand die Jahresversammlung des Schlesischen Hauptvereins „Evangelischer Bund“ in Ohlau statt.

Etwa 1927 schloß sich die in Ohlau bestehende Ev. Arbeiterinnen-gruppe dem Schlesischen Verband evangelischer Arbeitervereine an, der am 1. 7. 1939 mit allen Untergliederungen vom nationalsozialistischen Staat aufgelöst wurde.²⁵⁷

In der Zeit von 1919 – 1930 sind im Kirchenkreis Ohlau

- 380 Katholiken in die ev. Kirche eingetreten,
- 30 Evangelische in die kath. Kirche übergetreten,
- 1410 Gemeindeglieder ausgetreten,
- 990 von ihnen wieder eingetreten,
- 35 Gemeindeglieder zu Sekten übergetreten;

das ergibt insgesamt einen Verlust von 105 Gemeindegliedern.

1930 hatte die Christliche Gemeinschaft Philadelphia (Pfingstgemeinschaft) in Ohlau einen Prediger und einen gemieteten Raum; die etwa 80 Mitglieder der Gemeinschaft waren auch Mitglieder der ev. Landeskirche. Im gleichen Jahr hatte die Katholisch-Apostolische Gemeinde in Ohlau 42 Glieder und eine eigene Kapelle; die Betreuung erfolgte durch den Prediger aus Brieg. Die Altlutheraner hatten (1930) in der Stadt Ohlau 168, in Neutag 29 und in Thiergarten 20 Mitglieder. Ohlau war Sitz einer Ortsgruppe des Deutschen Freidenkerverbandes, 22. Bezirk (Schlesien).²⁵⁸ In Ohlau befand sich im Obergeschoß des Gebäudes Oderstraße 18 ein Versammlungsraum der Baptisten.

Auf Antrag des Superintendenten Schultze vom 10. 6. 1931 hat das Konsistorium dem Kirchenältesten Stadtrentmeister i. R. Hermann Schmidt die Ehrenurkunde des Ev. Konsistoriums verliehen.

Der Stahlhelm, Ortsgruppe Ohlau (Führer: Postinspektor Krause), beschwerte sich am 31.8.1931 beim Superintendenten über die Predigt von

256 WELTMISSION (wie Anm. 245), S. 122, 199, 202.

257 DIAKONISCHES WERK (wie Anm. 182), S. 138, 172.

258 BUNZEL (wie Anm. 74), S. 37, 73, 78, 124. Die 1901 in Kansas (USA) gebildete Christliche Gemeinschaft Philadelphia (Pfingstgemeinschaft) kam 1907 nach Deutschland. In Schlesien waren der landeskirchliche Pastor Regehly (Lüben) und der Johanneumsprediger Edel (Brieg) die Hauptträger der Bewegung. In der Gemeinschaft wird das Zungenreden gepflegt. Die Pfingstgemeinde befruchtet im gegenseitigen Geben und Nehmen die Landeskirche, wobei es naturgemäß gelegentlich nicht ohne Schwierigkeiten abgeht. Der Ohlauer Prediger der Gemeinschaft war aus der Landeskirche, der aber die Glieder der von ihm geleiteten Gemeinschaft angehörten, ausgetreten. (Aus: BUNZEL, wie Anm. 74, S. 72f.)

Pastor Wahn am 16. August. Die Angelegenheit wurde am 14. Oktober in einem Gespräch zwischen Stahlhelm-Vertretern (darunter auch Kreisführer Major Weimer), dem Superintendenten und Pastor Wahn geklärt.

Der Gemeindegemeinderat Ohlau berichtete am 10. 8. 1932 an das Konsistorium: „Die bisherige alljährlich zu Martini fällige Reallast von Abführung von Zinshühnern und Eiern der Wirte in Polnisch Steine ist durch Rezeß der Generalkommission für Schlesien vom 4. 1. 1917 am 1. 10. 1916 mit der Summe von 500 Mark für die ganze Gemeinde abgelöst worden.“ Die Löschung im Grundbuch wurde genehmigt.

Die Dewog (Deutsche Wohnungsfürsorge AG.) Breslau teilte dem Kulturamt in Breslau am 24. 8. 1932 mit, daß die Siedlungsgesellschaft das Rittergut Jätzdorf erworben hat. Auf dem erworbenen Grundstück sollten eine Bauernstelle (9 ha), 31 Rinderspannstellen (5,8–7,4 ha) und eine Gärtnerstelle (1,7 ha) entstehen. 24 Siedlergehöfte wollte man neu errichten und neun unter Verwendung alter Gebäude schaffen. 15 Siedler waren ev., 16 kath. und zwei Dissidenten. Wenn wegen der zusätzlichen Kinder in der Schule Jätzdorf eine 3. Lehrkraft erforderlich ist, dann sollte sie nach Auffassung der Kgm. Ohlau mit einem ev. Lehrer besetzt werden; Priester Wahlich (Ohlau) forderte dagegen die Gründung einer kath. Schule in Jätzdorf.²⁵⁹

Zu einem neuen Mittelpunkt des Gemeindelebens wurde die 1933 als Gemeindehaus erworbene frühere Loge „Wilhelm zur deutschen Eiche“ an der Gartenstraße 27. Hier fand das Altersheim „Wichernheim“ seine Bleibe.²⁶⁰ Die Einweihung fand am 4. 11. 1934 statt.²⁶¹

Um 1933 bestanden in Ohlau ein ev. Kindergarten sowie folgende Anstalten und Einrichtungen der Inneren Mission: Wichernheim (Altenheim, Gartenstr. 27), Altersheim (Herberge zur Heimat, Deutsch-Steiner-Weg 4) und ein Kinderheim (Grundkestift, Oderstr. 29) sowie in Eisfeld die Amtsrat Eisfeld-Stiftung.²⁶²

Auch in Ohlau entstand 1933 eine Gruppe der „Glaubensbewegung Deutscher Christen (DC)“, die der Ohlauer Pastor Georg Kliesch unterstützte. Im Gemeindegemeinderat Ohlau hatte die DC nach den Wahlen am 23. Juli 1933 bis zu den nächsten Wahlen die Mehrheit. Auf Druck des Breslauer Konsistoriums, das Superintendent Erich Schultze Anfang Sep-

259 AKTEN KONSIST. (wie Anm. 241).

260 BUSCHBECK (wie Anm. 221), S. 31.

261 AKTEN KONSIST. (wie Anm. 241).

262 DIAKONISCHES WERK (wie Anm. 182), S. 252.

tember 1933 die Vornahme aller Amtshandlungen verboten hatte, wurde dieser am 31. Dezember 1933 in den Ruhestand versetzt.²⁶³

Am 12. 1. 1934 wurde die Ehrenurkunde des Ev. Konsistoriums an Kirchenkassenrendant i. R. Gustav Meschter verliehen; er war von 1901 – 1930 Küster und Kirchenkassenrendant in Ohlau.²⁶⁴

Pfarrer Hellmuth Viertel (in Ohlau vom 1. 2. 1934 bis 31. 12. 1935, dann in Stolz, Kr. Frankenstein) richtete am 15. 4. 1936 an den EOK eine Beschwerde über den Vorsitzenden und den stellvertretenden Vorsitzenden des Gemeindegemeinderates Ohlau (Pastor Kliesch, Stadtoberinspektor Nickold), weil der Gemeindegemeinderat ihn von der Vertretung des Vorsitzenden und der Siegelführung ausgeschlossen hatte. Der Gemeindegemeinderat Ohlau beschwerte sich am 14. 7. 1936 beim EOK über Pfarrer Viertel wegen bestimmter Äußerungen und wegen angeblich zu hoher Gehaltsabrechnung. Wie sich herausstellte, lag das Verschulden für die Gehaltsabrechnung wohl beim Rendanten.²⁶⁵

Am 4. 9. 1936 richtete Vikar Lormes ein Schreiben an den Schlesischen Provinzialkirchenausschuß. Er verwies auf eine Unterschriftenaktion, in der sich 1100 Personen gegen Pastor Kliesch und für Pastor Viertel ausgesprochen hatten und bat, für die Befriedung der kirchlichen Verhältnisse in Ohlau durch Pfarrstellenbesetzung mit „neutralen“ Pfarrern zu sorgen.²⁶⁶

Das Konsistorium erbat am 4. 12. 1936, da sämtliche drei Pfarrstellen in Ohlau unbesetzt waren, beim EOK die Überlassung des Besetzungsrechts für die 1. und 3. Pfarrstelle – die 2. Pfarrstelle sollte vorerst nicht besetzt werden – und die Freigabe dieser dem fiskalischen Patronat unterliegenden Stellen; der EOK stimmte zu. Am 15. 4. 1937 teilte der EOK dem Konsistorium mit, daß die Ernennung von Pfarrer Karl Buschbeck zum Superintendenten des Kirchenkreises Ohlau vom Landeskirchenausschuß bestätigt worden sei.²⁶⁷

Nach der Bestandsaufnahme der Kirchenbücher und der übrigen kirchengemeindlichen Archivalien vom 25. 6. 1937 wurden in einem feuerfesten Schrank im Kirchenbüro folgende Unterlagen aufbewahrt:

17 Taufbücher ab 19.1.1584 bis 1935, polnisches Taufbuch 1664 – 1749, 1765 – 1821;

263 SCHULTZE (wie Anm. 246), S. 134, 145.

264 AKTEN KONSIST. (wie Anm. 241).

265 AKTEN EOK (wie Anm. 225).

266 AKTEN KONSIST. (wie Anm. 241).

267 AKTEN EOK (wie Anm. 225).

Traubücher ab 1. Epiph. 1591 bis 1925, polnisches Traubuch 1663 – 1749, 1766 – 1817;

Sterberegister ab 13.1.1591 bis 1911, polnisches Sterbebuch 1765 – 1822.

Duplikate: Taufen 1777 – 1875, Trauungen 1785 – 1875, Beerdigungen 1769 – 1868.

Kommunikantenregister der poln. Kirche 1766 – 1818;

Konfirmandenregister 1821 – 1936.

Akten: Einpfarung von Gastgemeinden 1766 – 1777, Reparaturen der Kirche 1789 – 1790, Einpfarung von Stannowitz 1744 – 1748.

Gemeindechronik: Ausführliche geschichtliche Angaben für die Zeit 1727 – 1748 mit Verzeichnis der Pastoren von 1581 – 1738.²⁶⁸

Das Konsistorium unterrichtete am 12. 8. 1937 den EOK, daß der für die 3. Pfarrstelle vorgesehene Pfarrer Günther (seit 1927 Pfarrer in Gersdorf am Queis) für eine staatliche Patronatsstelle ungeeignet sei; gleichwohl wurde er ab 1. 10. 1939 Superintendent in Goldberg. Für die 3. Pfarrstelle sah das Konsistorium nun Pastor Martin Schmidt vor und teilte das dem EOK am 30. 5. 1938 mit, der am 15. 6. 1938 die Vorlage eines Lebenslaufs und des Nachweises der arischen Abstammung verlangte. Nachdem diese Unterlagen zugesandt waren, erklärte sich der EOK am 13. 12. 1938 mit Pastor Schmidt einverstanden; er wurde zum 1. 4. 1939 auf die 3. Pfarrstelle in Ohlau berufen.²⁶⁹

Das Pfarramt Ohlau bat am 18. 8. 1938 das Konsistorium um Auskunft, was wegen des Ausscheidens von fünf Mitgliedern des Gemeindevorstandes (zwei verzogen, drei wegen Arbeitsüberlastung als Kreisamtsleiter), das zur Beschlußunfähigkeit geführt hat, zu veranlassen ist. Das Konsistorium teilte am 3. 9. dem Superintendenten in Ohlau mit, daß nach der Verordnung über die Vertretung der Kirchenkreise und Kirchengebäude vom 6. 7. 1938 (Gesetzblatt der deutschen ev. Kirche 1938, S. 68ff.) der Kreissynodalvorstand Ersatzmänner zu bestimmen hat. Der Kreissynodalvorstand hat darauf hin am 2. 11. folgende Gemeindevorstandsmitglieder bestellt: Mühlendirektor Kretschmer (Jätzdorf), Bauer Kunze (Neubergel), Prokurist Lilge, Konrektor Gleis und Justizangestellter Krusch (alle drei aus Ohlau).²⁷⁰

In den Jahren 1938 und 1939 fand die letzte große Renovierung der Pfarrkirche statt. Wohl alle gottesdienstlichen Einrichtungsstücke des nun

268 AKTEN KONSIST. (wie Anm. 241).

269 AKTEN EOK (wie Anm. 225).

270 AKTEN KONSIST. (wie Anm. 241).

auch neu in verschiedenen Grau-Weiß-Farbtönen stilgerecht getönten Innenraumes haben eine Überarbeitung und auch manche Veränderung erfahren. So wurde die Umrahmung des großen Altarbildes aus der Schule des italienischen Meisters Guido Reni mit der Darstellung des Gekreuzigten in glücklicher Weise vereinfacht. Ein wieder entdecktes, früher wohl als Altarbild verwendetes Tafelgemälde mit einer figurenreichen Kreuzigungsgruppe (aus dem 15. Jahrhundert) in kostbarem Renaissance-Rahmen bekam seinen Platz über dem Eingang zu der neu geschaffenen Gunn-Kapelle. In dieser nach dem Altarraum mit seinem neuen durchgehenden Teppichbelag geöffneten Kapelle war der restaurierte kupferne Renaissance-Sarg des frommen schwedischen Obersten Gunn, der seine Bedeutung für die Rettung der Stadt Ohlau im 30-jährigen Krieg gehabt hat, aufgestellt. Später sollte die Kapelle, die ein sehr geschmackvolles Holzgitter abschloß, als Gedächtnisstätte für die Gefallenen der verschiedenen Kriege ausgestaltet werden. Die Brüstungen und hohen Rückenlehnen des in der Kirche an verschiedenen Stellen stehenden Gestühls wohlhabender Bürger, Amts- und Standespersonen mit schönen, bunten Intarsienarbeiten wurden überarbeitet und im Altarraum neu angeordnet, wo vor dem Altar der Taufstein seinen liturgisch richtigen Ort fand. Der Orgelprospekt wurde aufgefrischt und die wertvolle Renaissance-Kanzel erneuert. In sorgfältiger Arbeit kamen unter der häßlichen braunen Übermalung der Orgel und des davor gelegenen „Tuchmacherchors“ die schönen Ornamente, Laubgewinde, Fruchtbänder sowie musizierende Engel wieder in ihrer alten elfenbeinfarbenen und goldenen Bemalung hervor. Die Kanzel mit ihren vergoldeten Knöpfen, Buckeln und Voluten erstrahlte wieder in ihrer alten Pracht. Auf den Triumphbogen wurde das Wort aus dem Neuen Testament gesetzt: „Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit.“ Drei wertvolle Sandsteinreliefs mit biblischen Darstellungen, die in einer Turmhalle aufgefunden wurden, bekamen einen wirkungsvollen Platz an den Pfeilern des Schiffs. Die zahlreichen Epitaphen und Grabdenkmäler an den Innenwänden wurden aufgefrischt und die alten Ölgemälde früherer Pfarrer unter der Kanzelempore verteilt.²⁷¹

Superintendent Karl Buschbeck berichtete am 26. 1. 1939 dem Konsistorium über die kirchliche Versorgung von Minderheiten. Es ging um die Überlassung der ev. Kirche in Ohlau an die von Pfarrer Martin Wahn in Peisterwitz geleitete Ortsgruppe Ohlau der Deutschen Christen, Nationalkirchliche Einung e.V., zu Gottesfeiern. Die Gemeinde Ohlau sei bereit,

²⁷¹ Karl BUSCHBECK, Die letzte Renovation der evangelischen Kirche in Ohlau. In: SCHULZ (wie Anm. 201), S. 4 – 6.

dieser Gruppe alle vier Wochen den Gemeindesaal zur Verfügung zu stellen. Pfarrer Wahn hat Superintendent Buschbeck das Recht zugebilligt, in Peisterwitz Gemeindeglieder geistlich zu versorgen, die sich von Pfarrer Wahn nicht mehr in der rechten Weise geleitet fühlten. Der EOK sah am 25. 4. 1939 diese Angelegenheit durch die Verordnung zur Sicherung der kirchlichen Versorgung der Gemeindeglieder vom 18. März 1939 als erledigt an.²⁷² Über die Deutschen Christen meldete Superintendent Buschbeck am 24. 6. 1939 an das Konsistorium: „Die Gruppe der unter Pastor Kliesch gesammelten deutschen Christen war derartig zusammenschmolzen und hatte seit meinem hiesigen Amtsantritt in zunehmendem Maße ihre Betätigung aufgegeben, bis sie auf einmal in Folge einer von außen an sie herangetretenen Agitation wieder auflebte.“²⁷³

Besondere Höhepunkte für den schlesischen ev. Kindergottesdienstverband waren die Jahresversammlungen. An seiner 51. Jahresversammlung vom 3. – 5. 6. 1939 in Ohlau nahmen mehr als 250 Personen teil, darunter 34 Pastoren und Vikare und ebensoviele Diakonissen. Superintendent Buschbeck zeigte dabei eine eigenartige Münze: Auf der einen Seite ein langer Zug von betenden Kindern, die unter Vorantragung eines Kreuzes sich den Mauern einer Stadt näherten, auf der anderen Seite ein lateinisches Distichon, auf deutsch: „In Schlesiens größter Not retteten Kinder durch ihr Gebet das Vaterland“. Dieser Text verwies auf die eigenartige und einzigartige Erscheinung der Betenden Kinder um das Jahr 1707.²⁷⁴

Aufgrund eines Schreibens des Landrats in Ohlau vom 5. 10. 1939 fragte der Superintendent am 14. 10. beim Konsistorium an, ob eine Dienststelle, die sich durch das Geläut der in der Nähe befindlichen Glocken gestört fühlt, eine Einschränkung des Glockengeläuts fordern kann. Das Konsistorium sah in seinem Schreiben vom 26. 10. keinen Anlaß zu grundsätzlicher Erörterung und empfahl eine Besprechung des Gemeindekirchenrats Ohlau mit dem Landrat.²⁷⁵

Das Ev. Pfarramt Ohlau (Pastor Schmidt) wandte sich am 6. 3. 1940 an das Konsistorium wegen der Überlassung der Stadtpfarrkirche für Sonder-Gottesdienst und -Konfirmation an die Deutschen Christen, die der Gemeindekirchenrat am 4. 3. abgelehnt hatte. Das Konsistorium sprach sich für die Kirchenüberlassung aufgrund der Minderheiten-Verordnung vom

272 AKTEN EOK (wie Anm. 225).

273 AKTEN KONSIST. (wie Anm. 241).

274 DIAKONISCHES WERK (wie Anm. 182), S. 190ff.

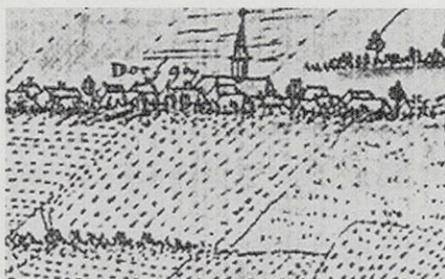
275 AKTEN KONSIST. (wie Anm. 241).



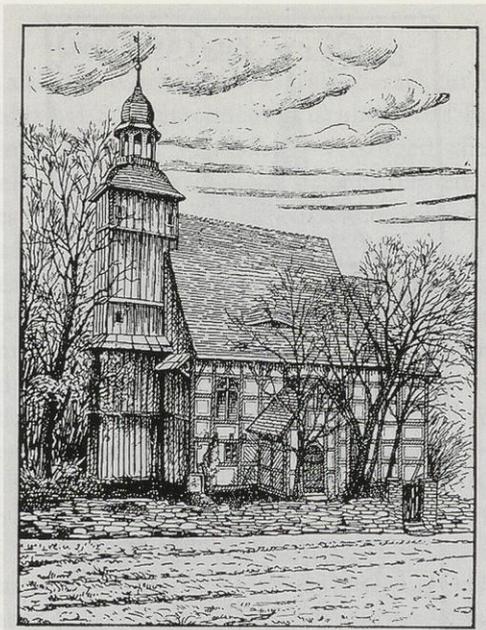
Evangelische Kirche von Frauenhain



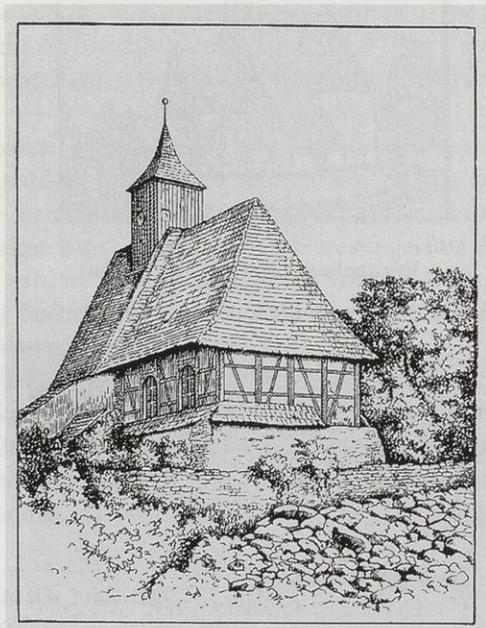
Evangelische Kirche von Heidau



Evangelische Kirche von Goy



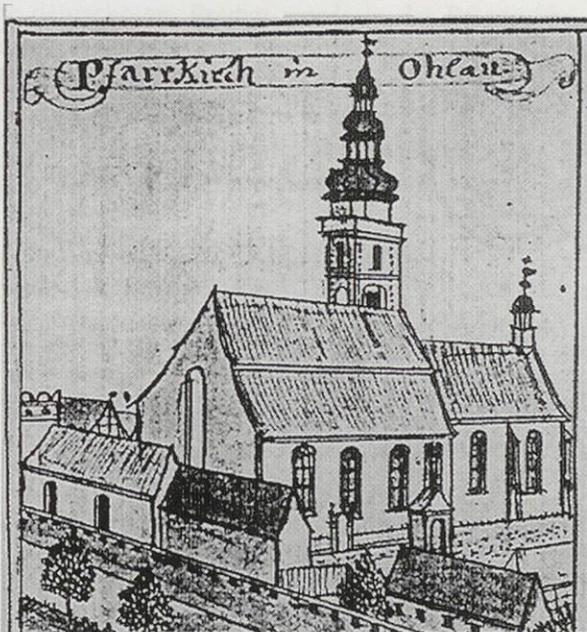
Evangelische Kirche von Hünern



Evangelische Kirche von Mechwitz



Evangelische Kirche von Ohlau



Evangelische Kirche von Ohlau



Siegel der Kirchengemeinden des Kirchenkreises Ohlau

18. 3. 1939 aus. Am 12. 3. 1941 beantragte Pfarrer Schafhirt – als Betreuer der Deutschen Christen nach dem Weggang von Pfarrer Wahn – beim Konsistorium die Freigabe der Kirche Ohlau für Sonntag, 23. März, 14.30 Uhr, zur Konfirmationsfeier der Deutschen Christen. Pastor Schmidt hatte die Überlassung der Kirche abgelehnt, weil er selbst eine zweite Konfirmationsfeier abhalten wollte. Das Konsistorium wies Pastor Schmidt am 17. 3. an, die Kirche den Deutschen Christen ab 16.00 Uhr zur Verfügung zu stellen. Pastor Schmidt berichtete dem Konsistorium am 22. 11. 1941 über die Teilnehmerzahlen bei den Veranstaltungen der Deutschen Christen: März 1940: 90 Personen, August 1940: 65 Personen, Dezember 1940: 45 Personen, 23.3.1941 (Konfirmation): 65 Personen.²⁷⁶

Am 19. und 20. 10. 1941 fand in Ohlau ein „Schlesischer Goßner-Tag“ statt, zu dem sich sämtliche Kirchengemeinden des Kreises zu Gottesdiensten und Vorträgen öffneten. Die 1836 von Pastor Goßner gegründete Mission war insbesondere in Indien tätig.²⁷⁷

Das Konsistorium – Aktenzeichen I 4428 - teilte (1942?) dem Superintendenten Ohlau die Beauftragung folgender Gemeindeglieder als Vorleser mit: Konrektor Wittwer, Kantor i. R. Hoffmann und Regierungsrat Fichtner, alle aus Ohlau.²⁷⁸

Die letzte deutsche ev. Predigt wurde in der Pfarrkirche am Sonntag, dem 21. Januar 1945, von Pastor Martin Schmidt gehalten. Die schon zum Aufbruch vor der heranrückenden Front auf dem Ring wartenden Ohlauer Einwohner hörten noch einmal die vertrauten Klänge der Glocken.²⁷⁹

Superintendent Buschbeck befand sich 1945 in französischer Kriegsgefangenschaft, und Pfarrer Martin Schmidt war mit seiner Familie am 15. 4.

276 AKTEN KONSIST. (wie Anm. 12), Sign. II/4516.

277 WELTMISSION (wie Anm. 245), S. 89.

278 AKTEN KONSIST. (wie Anm. 276). Der Ev. Oberkirchenrat (EOK) in Berlin forderte 1940 die Kirchenleitungen auf, das kirchliche Amt des Vorlesers neu zu beleben. Dabei bezog er sich auf die günstigen Erfahrungen des Posener Konsistoriums mit den Vorlesern. Durch einen Erlaß vom 14. 11. 1941 erlaubte der EOK schließlich auf Anregung des Konsistoriums der Rheinprovinz, den Vorlesern durch den zuständigen Superintendenten auch das Recht der freien Wortverkündigung zu verleihen. Die „Vorleser“ sind mit den späteren Lektoren (Leseprediger) vergleichbar. Wenn sie das Recht zur freien Wortverkündigung hatten, wurden sie in der Bekennenden Kirche der Altpreußischen Union als „Prediger“ (heute je nach Landeskirche „Predigthelfer“ oder „Prädikant“) bezeichnet. Nach Mai 1945 wurden im KK Ohlau durch den Superintendenten oder die Kirchenleitung ein Prediger (Rektor Friedrich Biehlig in Wanssen, Gaulau und Mechwitz) und folgende Lektoren (Leseprediger) eingesetzt: Herr Weinhold (Gaulau), Käthe Reigber (Groß Peiskerau), Herr Knorr (Minken), Anna Titzmann (Peisterwitz), Else Kloska (Rattwitz), Lehrer Fritz Langner und Schulrat Heinrich Krockow (Rosenhain), Jutta Niesel (Wanssen) und Lehrer Alfred Menzel (Weigwitz).

279 BUSCHBECK (wie Anm. 271).

1945 in der Nähe von Magdeburg bei einem Fliegerangriff ums Leben gekommen. So war die durch Rückkehr immer größer werdende ev. Kgm. von Ohlau zunächst ohne Seelsorger. Mit großem Einsatz bemühte sich ab Anfang August 1945 der altlutherische Pastor Gerhard Kluge, damals 69 Jahre alt, um die Evangelischen. Der von der Kirchenleitung in Breslau zur Hilfe nach Ohlau entsandte Pfarrvikar Seifert blieb in den weiter westlich gelegenen Kreisen und kam nicht in das Notgebiet der Kreise Brieg und Ohlau. Ab Herbst 1945 half dann der aus Kriegsgefangenschaft zurückgekehrte Pfarrer Fritz Schmidt (Marschwitz) bei der Vertretung in Ohlau. Trotzdem war die Betreuung der ev. Kgm. Ohlau unzureichend, denn der altlutherische Pastor war alt, und Pfarrer Schmidt war mit seiner eigenen Gemeinde und weiteren Vertretungen überbelastet. Es wurde daher vom Superintendenturverwalter, Senior Kleyer (Weigwitz), der Kirchenleitung als dringend notwendig vorgeschlagen, für Ohlau alsbald eine geistliche Kraft einzusetzen, die – mit dem Amtssitz in Peisterwitz – Ohlau, Peisterwitz und möglichst auch Minken versorgen sollte. Eine Besetzung der Pfarrstelle mit dem Amtssitz Ohlau wurde „als noch nicht ratsam“ angesehen. Bei diesen Verhältnissen war es sozusagen zwangsläufig, daß die im Kriege unbeschädigte ev. Stadtpfarrkirche noch im Sommer 1945 von der polnischen kath. Kirche übernommen und für ihre Gottesdienste verwendet wurde. Die deutsche ev. Gemeinde versammelte sich in der kleinen, häufig überfüllten altlutherischen Kirche an der Hospitalstraße. Oft wurden Kirchgänger von der polnischen Miliz zu Arbeiten mitgenommen. Ein Höhepunkt im Gemeindeleben war neben den Gottesdiensten zu den hohen kirchlichen Festen die Konfirmation von etwa 20 Kindern am 11. 6. 1946 durch Senior Kleyer. Unterwiesen hatte die Konfirmanden Pastor Kluge. Die Konfirmanden erhielten eine handschriftlich angefertigte Bescheinigung, die von Senior Kleyer unterzeichnet war.

Nach der Vertreibung der meisten Deutschen im Juni 1946, durch die auch die Pfarrer Schmidt und Kluge die Heimat verlassen mußten, betreute noch bis zum Winter 1946 Superintendent Schmidt von Puskas (Brieg) auch die zurückgebliebenen Evangelischen in Ohlau.²⁸⁰

Die frühere altlutherische Kirche in Ohlau mußte Weihnachten 1950 der polnischen ev. Gemeinde übergeben werden, für die alle zwei Wochen ein polnischer Prediger aus Brieg kam. Die Zahl der ev. Polen war nur gering; den wenigen deutschen Evangelischen brachten diese Gottesdienste aber nichts, denn sie verstanden nicht polnisch.²⁸¹ Vom 3. Advent 1959 an

280 KK OHLAU (wie Anm. 24), 6/1996, S. 5f.

281 Erzpriester WAHLICH, 13. Ohlauer Heimatbrief, September 1951. Stapelfeld.

hatten sie dann die Möglichkeit, in der Christophori-Kirche in Breslau an deutschen ev. Sonntagsgottesdiensten teilzunehmen.

2. DIE POLNISCHE KIRCHE (1822 abgebrochen)

Die sogenannte polnische Kirche,²⁸² bei der der Magistrat der Stadt Ohlau das Recht zur Pfarrstellenbesetzung (Kollatur) hatte, lag neben der Pfarrkirche an der Stadtmauer und war sehr klein. Seit 1534 wurde auch in ihr ev. Gottesdienst gehalten. Von 1534 bis zu seinem Tode im Jahr 1580 war Simon Francisci sen. von Jägerndorf polnischer Diakon in Ohlau. Die Kirche, die nach der auf der Reise des Pfalzgrafen Ottheinrich 1536/37 gemalten Stadtansicht einen kleinen spitzen Turm hatte, brannte am 19. Mai 1634 nieder, als der kaiserliche Obrist von Rostock die ganze Stadt in Schutt und Asche legte. Erst 1663 baute man sie ohne Turm wieder auf; Superintendent Bartholomäus Schleicher weihte sie am 12. Sonntag nach Trinitatis ein. Von 1667 bis 1693 war wohl die ev. Kirche in Rohrau mit der polnischen Kirche in Ohlau pfarramtlich verbunden gewesen.²⁸³

Nach dem Tode des Zedlitzer Pfarrers Johann Christian Opolius, der zugleich die polnische Kirche in Ohlau zu versehen hatte, am 28. April 1695 besetzte die Gemeinde seine Stelle wieder, und zwar mit Georg Friedrich Thilo jun., der am 29. April 1695 für Ohlau ordiniert worden war. Dieses „grobe Attentat“ auf das kaiserliche Patronatsrecht veranlaßte das Oberamt in Breslau zu sofortigem Bericht. Der Kaiser ordnete an, die Kirche durch Oberamts-Kommissare zu sperren, den „Prädikanten beim Kopf zu nehmen und nach Neiß in custodiam zu bringen“, den Rat scharf zu verwarnen und wegen seiner Bestrafung Vorschläge zu machen.²⁸⁴ Die polnische Kirche wurde am 8. Juni 1695 von kaiserlichen Kommissaren versiegelt. Mit 25 Soldaten kamen sie von Brieg, verdrängten am Stadttor die Bürgerwehr und besetzten die Wache und das polnische Pfarrhaus. Der Rat wurde von den Kommissaren auf das Schloß geboten und gezwungen, die Kirche aufzugeben. In einer Karosse mit 6 Pferden, der 12 Musketiere vorangingen, sind die Herren dann vom Schloß zur Kirche gefahren und haben sie mit sechs Siegeln versiegelt. In der polnischen Kirche in Ohlau ist während ihrer zwölfjährigen Versiegelung kein katholischer Gottesdienst abgehalten worden.²⁸⁵

282 Siehe die Beiträge über „Die evangelisch-polnische Kirche in Ohlau“ von Dr. Gerhard BOCK und Erich QUESTER. In: HEIMATBLATT (wie Anm. 11), 5 und 7/1964.

283 BOYSEN (wie Anm. 217), S. 77.

284 SCHULZ (wie Anm. 201), S. 29.

285 Ebd., S. 20.

Infolge der Altranstädter Konvention wurde die Kirche am 19. September 1707 wieder für die Evangelischen geöffnet. Der erste Pfarrer nach der Wiedereröffnung war Gottfried Fiebig. Die Kirche erhielt 1723 (oder 1726) eine neue Orgel, gebaut von Michael Engler in Breslau. Sie wurde am 4. Juni vom Orgelbauer in Gegenwart des Rates übergeben und vom polnischen Diakon Samuel Ludwig Fiebig mit einer deutschen und polnischen Predigt eingeführt. Zu den Kosten von 225 Talern streckte der Zedlitzer Pastor Andreas Argyräus 200 Taler vor.²⁸⁶

Die polnische Kirche war nur für polnische Einwohner bestimmt. Deshalb ließen auch einige aus Giesdorf in ihr taufen und trauen, jedoch ohne daß diese Kirche ein jus parochiale gehabt hätte, das allein der Pfarrkirche zustand. Nach einem Königlichen Dekret aus Brieg vom 28. Juni 1735 „soll der polnische Diakon zu Olau nur ganz polnische, die weder deutsch reden noch verstehen können, copuliren, auch keinen Tauf-Actum verrichten, es wäre denn, daß drey Pathen, die ganz polnisch sind, und kein Deutsch verstehen, dabey fürhanden sind.“ Weil der königliche Feldprediger auch in der polnischen Kirche Gottesdienst für die Soldaten der Ohlauer Garnison hielt, so hieß sie seit der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts „Garnison-Kirche“.²⁸⁷ Die Dörfer Ottag (später Altottag) (und Goy?) haben sich zur polnischen Kirche gehalten. Die polnische Kirche war sehr arm; sie hatte kein Barvermögen.²⁸⁸ Nach der Versetzung des Ohlauer Diaconus und Pastors zu Zedlitz, Carl Wilhelm Fichtner, im Jahre 1818 nach Scheidelwitz, Kr. Brieg, wurde das polnische Diakonat nicht wieder besetzt, und die polnischen Gottesdienste hörten in Ohlau auf. Die Gemeinde Ottag, die sich bisher zum Gottesdienst in der polnischen Filialkirche gehalten hatte, wurde nun zur Pfarrkirche eingepfarrt. Im Frühjahr 1822 wurde die seit 1818 leer und ungebraucht stehende polnische Kirche, nachdem ihre Orgel in die Kirche zu Zedlitz und der Altar in die Sakristei der hiesigen Pfarrkirche versetzt worden waren, vollständig abgetragen. Im August 1825 ist das ehemalige polnische Prediger- und das Kantorhaus abgetragen und an ihrer Stelle ein großes Wohnhaus für den zweiten Prediger, die Kirchenbeamten und Lehrer gebaut und der Bau im Sommer 1826 vollendet worden.

286 GÜNTHER (wie Anm. 30), S. 224.

287 EHRHARDT (wie Anm. 26), S. 195 – 242.

288 BOYSEN (wie Anm. 217), S. 78.

3. SCHLOSSKAPELLE (1680 weggenommen)

Vorab ist zu bemerken, daß die benutzten Quellen für die Zeit vor 1654 teilweise widersprüchliche Angaben enthalten, die bisher nicht geklärt werden konnten.

Zum Ohlauer Schloß gehörte eine Kapelle, die 1455 urkundlich als Marienkapelle erwähnt worden ist,²⁸⁹ die aber in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts „zur heiligen Barbara“ genannt wurde.²⁹⁰ Mit dem Brieger Herzogshaus 1534 protestantisch geworden, stand sie dann aber lange ungenutzt. 1586 bis 1595 hielt der deutsche Diakon als Hofprediger lutherischen Gottesdienst; 1602–1605 wurde reformierter Gottesdienst gefeiert. Herzog Christian ließ die Kapelle 1608 (oder 1618) wiederherstellen. Er ließ „sie schön malen und mit Chören von trefflicher Bildhauerarbeit versehen“; die Malerei war gold auf hellblau. Nach dem Urbarium von 1604 soll die Orgel ein ausgezeichnet gutes Werk gewesen sein.²⁹¹ Der deutsche Diakon war bis 1654 gleichzeitig lutherischer Hofprediger. Seit 1654 wurde die Kapelle von reformierten Hofpredigern betreut.

Der Schloßturm, der sich unweit der Kapelle befand, ist 1588 mit einer welschen Haube mit aufgesetzter schlanker Pyramide versehen worden. Seit Mitte des 17. Jahrhunderts trug der Turm Glocken. Später wurde die morsch gewordene Spitze beseitigt und die Haube erhielt eine die Durchsicht verkleidende Überhöhung. Dadurch hat sich das Turmhelmbild erheblich verändert.²⁹²

Mit dem Abzug der schwedischen Besatzung im Jahre 1650 wurde das Ohlauer Schloß frei. Hier zog nach vierjähriger Abwesenheit Herzog Georg III. erneut mit seiner Familie ein und wohnte bis 1654 im Schloß. In der Schloßkapelle fand während dieser Zeit in wöchentlichem Wechsel reformierter Gottesdienst nach dem Bekenntnis des Herzogs und lutherischer nach dem der Herzogin Sophia Katharina statt.²⁹³ Nach dem Tode der Herzogin Louise am 25. April 1680 war die Schloßkapelle, deren „die Fürstlichen Personen und dero Hofstaat, auch andere sich hier befindliche Reformierte bedient hatten“, bald geschlossen worden.

289 NEULING (wie Anm. 196).

290 Eine Barbara-Kapelle lag vor dem Brieger Tor und war wohl die 1385 erwähnte Begräbniskirche; sie wurde 1634 eingäschert und als Hospital (aber ohne Kapelle) neu erbaut.

291 BOYSEN (wie Anm. 217), S. 78.

292 Kurt BIMLER, *Schlesische Burgen und Renaissanceschlösser*, Band 3. Breslau 1936, S. 46.

293 GÜNTHER (wie Anm. 30), S. 140.

1685 wurde die Schloßkapelle durch den Bischof von Breslau, Franz Ludwig von Pfalz-Neuburg, dem kath. Gottesdienst geweiht und mit dem Priester Pater Paul Zimmermann besetzt. Die kath. Gemeinde war klein; sie bestand aus den wenigen Familien kaiserlicher Beamter und deren Gesinde.²⁹⁴ Der Gottesdienst in der Schloßkapelle hörte auf, als die kath. Gemeinde 1836 an der Stelle des Christianbaus des Schlosses einen größeren Kirchenraum erhielt. Danach war der Kapellenraum Teil einer Gaststätte. Der Schloßturm wurde nach 1945 zur Ruine. Im Jahr 2000 ist der nördliche Schloßflügel, in dem sich die Schloßkapelle befunden hatte, einschließlich der Turmruine nicht mehr vorhanden.

Heinz Quester, Przyczynki do historii ewangelickich zborów w okręgu kościelnym Oława

Autor w formie swego rodzaju księgi zborowej przedstawia krótką historię wszystkich 18 zborów oławskiego okręgu kościelnego. Zawiera ona informacje o materialnym, lecz również duchowym stanie posiadania każdego ze zborów. Jej przedstawienie następuje w pierwszej części wedle wcześniej ustalonego schematu opartego, na ile to możliwe, na 10 wytycznych: najwcześniejsza znana informacja na temat miejscowości i pierwsza wzmianka o tutejszym kościele, wprowadzenie reformacji, podległość administracyjna danej parafii z innymi miejscowościami, miejscowości należące do danej parafii, cmentarze i szkoły, własność danego zboru, budowa i wyposażenie ostatnio posiadanego kościoła, kwestia prawa patronatu, wcześniejsze kościoły ewangelickie danej parafii, obecna polska nazwa miejscowości. W części drugiej następuje ukazanie rozwoju historycznego, w którym nie chodzi o przedstawienie wydarzeń historycznych czy też osobowości poszczególnych pastorów, lecz o materialny stan posiadania i jego zmiany, o szkoły, organy, dochody, rozwój budowlany, darowizny, wprowadzenie nowego śpiewnika, wyniki przeprowadzanych wizytacji itd. Opis trzech pierwszych zborów znaleźć można w roczniku 82/2003. Rocznik 83/2004 zawiera kontynuację i ukaze się wkrótce. Ostatnia część wydrukowana zostanie w 2006 r.

294 Ebd., S. 196.

Protestanten in Oberschlesien

VON KRZYSZTOF GLADKOWSKI

Auch die Ruinen haben ihre Geschichte

Heinrich Weicht¹

Mein Bericht betrifft den Forschungsbereich, der sich mit dem schlesischen Kulturerbe befasst, das sich heute unter polnischer Verwaltung befindet. Genauer gesagt: meine Forschungen betreffen die protestantische Kultur im südlichen Teil der Wojewodschaft Oppeln (Opole), Kreis Leobschütz (Głubczyce), an der Grenze zu Tschechien. Das ist ein Grenzgebiet, wo in ethnischer und nationaler historischer Hinsicht Schlesier, Mähren, Böhmen (Tschechen), Österreicher, Preußen und Polen aufeinander treffen².

Seit der Wende in Polen im Jahre 1989 ist es wieder möglich, die multikulturelle Geschichte von Schlesien zu studieren. Für mich persönlich ist das auch die Suche nach den Familienwurzeln, weil meine Mutter aus einer oberschlesischen evangelischen Familie stammte. Als ich an der Katholischen Universität in Lublin Theologie studiert habe, schrieb ich im ersten Studiensemester eine Arbeit über Martin Luther [in einem Seminar der Kirchengeschichte]. Damals war für mich klar, dass ich eines Tages die Familiengeschichte kennen lernen müsse, obwohl im Jahre 1975 die wahre Geschichte über die deutsche Vergangenheit in Schlesien noch nicht ans Tageslicht kommen konnte. Dieser Traum kann heute, nach 25 Jahren, in Erfüllung gehen. Und ich freue mich sehr, dass ich hier in Jauernick-Buschbach bei Görlitz an der Tagung *Schlesiens evangelische Kirchengeschichte im Herzen Europas* teilnehmen kann.

Wenn ich noch einmal auf den Anlaß meiner Forschung zurückkommen darf, möchte ich sagen, dass viele Gesellschaften in Polen heute unterschiedliche Forschungen über die multikulturelle Vergangenheit ihrer Heimat durchführen. In Allenstein (Olsztyn), wo ich arbeite und wohne, ist die Kulturelle Gesellschaft „Borussia“ tätig. „Wiederherstellung der Erinnerung“ – unter diesem Titel veröffentlichte sie eine literarische Serie.

1 Heinrich Weicht, Nachtrag zur Chronik von Rösnitz, Duisburg, o. J., S. 77.

2 Vgl. Elmar Seidl, Das Troppauer Land zwischen den fünf Südgrenzen Schlesiens, Grundzüge der politischen und territorialen Geschichte bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts (Schriften der Stiftung Haus Oberschlesien, Landeskundliche Reihe, Bd. 1), Berlin 1992.

Diese Reihe behandelt einen sehr wichtigen Bereich, nicht nur durch die Arbeiten zu Borussia, sondern auch für die Bewusstseinsbildung des heutigen Menschen überhaupt. Es geht nicht nur um das deutsche Kulturerbe, sondern auch um viele andere Nationen, wie z. B. Ukrainer, Litauer, Weißrussen, Juden.

Mich interessiert besonders eine Bevölkerungsgruppe aus Oberschlesien, die dort nicht mehr existiert. Sie ist im Jahre 1946 aus Rösnitz vertrieben worden und lebt heute in ganz Deutschland zerstreut. Diese Bevölkerungsgruppe existiert immer noch, obwohl nur noch 140 Personen von den 1.000 Einwohnern leben, die den Zweiten Weltkrieg überlebt haben. Die kleine Diaspora besucht bis heute ihre Ortschaft, manche von ihnen laufen am Stock durchs Dorf. Aber das Besondere daran ist, dass alle, die regelmäßig nach Rösnitz kommen, mit der heutigen polnischen Bevölkerung befreundet sind.

QUELLE, ZIEL UND METHODE DER FORSCHUNG

Meine Forschungen gehören zum ethnohistorischen Bereich, deswegen sind außer den typischen historischen (schlesische Kirchengeschichte)³ auch die lokalen Quellen sehr wichtig. Das sind: die Heimatbücher von Heinrich Weicht⁴, ein Amateurhistoriker aus der Rösntzer Gemeinde. Diese regionalen Quellen ergänzen noch Johan Jaromir Schrammeks⁵ mit *Der arme David von Rösnitz* ([Typoskript], 73 S.) und Pastor Fritz Strass-

3 Das wichtigste Buch zur schlesischen Kirchengeschichte ist Max Fiebig, Geschichte der Evangelischen Kirche zu Rösnitz (O. S.) nebst Mitteilungen über Pfarrei, Schule und sonstige wichtige Vorgänge allgemeinerer Art aus dem Leben der Heimat. 5 Abbildungen. Zur Feier des hundertjährigen Kirchenweihjubiläums am 18. October 1907, Rösnitz 1907.

4 Rösntzer Heimatbuch, Teil: Die Dorfgeschichte, [Typoskript ca. 1991], 121 S.; Rösntzer Heimatbuch, Teil 2: Land, wo meine Wiege stand, [Typoskript ca. 1991], 232 S.; Rösntzer Heimatbuch, Teil 4: Die Rösntzer Mundart in Geschichten und Gedichten, [Typoskript], 82 S.; Nachtrag zur Chronik von Rösnitz, [Typoskript], 84 S.; In jenen Tagen. Erlebnisse der Bewohner des Dorfes Rösnitz, Kreis Leobschütz (Oberschlesien) während des großen Trecks, in der Polenzeit und bei der Vertreibung, [Typoskript], 77 S.; Unvergessenes Rösnitz. Unser Heimatdorf bis Frühjahr 1945. Ein Bildband, 62 S.; Die Geschichte des Leobschützer Landes, [ca. 1970], Manuskript, 58 S.; mit Max Kolbe, Die Redensarten und Lebensweisen, Duisburg 1980, [Typoskript], 50 S.

5 Johan Jaromir Šramek, Pfarrer in Rösnitz 1853-1866, Konvertit aus dem römischen Priesterstande, stammte aus Böhmen. „Der Arme David von Rösnitz“ ist im Jahr 1857 erschienen. Im Jahr 1867 trat Šramek mit Namen Iwan Fedoronowitsch in Petersburg zur griechisch-orthodoxen Kirche über. Johannes Grünewald, Die Pastoren der neugegründeten Kolonistengemeinden in Schlesien unter Friedrich dem Großen. Ein Beitrag zur schlesischen Presbyterologie. In: Im Dienst der Schlesischen Kirche. Festschrift für Gerhard Hultsch zum 75. Geburtstag, hg. von Dietrich Meyer und Ulrich Hutter, Lübeck 1986, S. 24; Fiebig (wie Anm. 3), S. 91.

manns Artikel *Rösniŕ* (Jahrbuch für schlesische Kirchengeschichte 70, 1991, S. 181-182) und der bis heute erscheinende „Rösniŕer Rundbrief“⁶.

Im allgemeinen ist die feste Bindung der Rösniŕer mit ihrer Heimat mein Ausgangspunkt, und gleichzeitig auch das ungebrochene Zusammengehörigkeitsgefühl der Rösniŕer, obwohl sie in verschiedenen Ländern, z.B. in Deutschland und in anderen Ländern Europas wohnen. Ich möchte die Gründe für die lange und starke Bindung zwischen den Rösniŕern herausfinden, um damit ihr Zusammengehörigkeitsgefühl zu verstehen.

In Bezug auf das Kulturerbe habe ich vor, die Dorfgeschichte zu rekonstruieren, um sie der polnischen wissenschaftlichen Literatur zur Verfügung zu stellen. Das ermöglicht auch, in den Schulen das Wissen über die regionale Geschichte zu verbreiten.

Dieses Vorhaben ermöglicht gleichzeitig, die kulturelle und ethnische Differenzierung von Oberschlesien zu rekonstruieren. Im starken Zusammenhang damit steht die Beschreibung der Kulturlandschaft und des besonderen multikulturellen Grenzgebietes, was die ethnohistorischen Forschungen ermöglicht.

Das Mittel dafür ist die ethnohistorische und kulturanthropologische Methode, vor allem die emische (emic/etic) Methode⁷, und als Hilfsmittel können die soziologischen Methoden, besonders die biographische Methode⁸, und die religionsgeschichtliche (religionsanthropologische) Methode angesehen werden.

6 Der Redakteur des „Rösniŕer Rundbrief“ war ab 1947 Pastor Strassmann und ab 1970 Heinrich Weicht, jetzt Elsbeth und Fritz Wehowsky.

7 Ward H. Goodenough, *Culture, language and society*, Berkeley 1981; Wojciech Burszta, *W świecie ideacyjnych kodów – propozycja Warda Goodenough'a*, „Lud“ 1982, Bd. 66. Die Begriffe „etic“ und „emic“ wurde von dem amerikanischen Linguist K. Pike eingeführt um zwei analytische Prozesse in Sprach- und Kulturforschung zu unterscheiden. Das Begriff „etic“ in der Kulturanthropologie bedeutet das Forschen des Kultursystems aus der Perspektive des externen Beobachters und „emic“ aus der Perspektive des internen Beobachters/Interpretators also aus der Perspektive der Kulturträger. Der Prozdur „emic“ forsch die Kultur als System, ihre Partikularität und Kontekstualität. Verwendung dieser zwei analytischen Forschungstechniken mit der hermeneutische Analyse des Symbols (Paul Ricoeur) und die Anwendung der dichten Beschreibung in der Kulturinterpretation (Clifford Geertz) dienen um Gemeinde Rösniŕ zu beschreiben. Sie sollen ihre Originalität und Besonderheit zeigen.

8 F. Schütze, *Teaching Biografical Research*, Bielefeld 1982; Jan Włodarek u. Marek Ziółkowski (Hg.), *Metoda biograficzna w socjologii*, Warszawa-Poznań 1990.

KURZE GESCHICHTE DER EVANGELISCHEN KIRCHENGEMEINDE RÖSNITZ-STEUBERWITZ, KRS. LEOBSCHÜTZ O/S

Superintendent Küstler, Pfarrer in Rösnitz, schreibt: „Unter den Gemeinden, die wir evangelischen Schlesier in liebender Erinnerung behalten sollten, steht sicher mit weit vornean die evangelische Kirchengemeinde Rösnitz O/S, bei der man selbst in der Zeit der Gegenreformation Kirchengemeinde und bürgerliche Gemeinde nicht zu unterscheiden brauchte“⁹. Die Bemerkung, dass man „Kirchen und bürgerliche Gemeinde nicht zu unterscheiden brauchte“, ist für mich die Grundhypothese, dass der evangelische Glaube für die ehemaligen Bewohner des Dorfes Rösnitz die Hauptbasis für die schlesische Identität, und heute für die Gemeinschaftsbande der Rösninger bildete.

Wie tief in der Geschichte das evangelische Fundament verwurzelt ist, zeigt die nächste Feststellung Küstlers: „Anlässlich des bedeutsamen Kirchenprozesses, der den Rösnitzern ihre weggenommene Kirche wiedergab (1797 bis 1801), konnte die Rösninger Gemeinde die unwidersprochen gebliebene Behauptung aufstellen, daß es seit 1526 in Rösnitz keine katholischen Insassen mehr gegeben habe“¹⁰. Diese Feststellung Küstlers stützt sich auf Pastor Max Fiebig *Geschichte der Evangelischen Kirche zu Rösnitz*¹¹, wo Fiebig auch über den freien Verkehr Ende des 15. Jahrhunderts mit dem damals blühenden, nur um eine Meile entfernten Troppau berichtet. Dort lernten sie die frommen Nachkommen der unglücklichen Schüler von Johannes Hus, dort die zerstreut und verborgen lebenden mährischen Brüder kennen¹². Diese Ereignisse weisen darauf hin, dass Rösnitz mit großer Wahrscheinlichkeit an den vorreformatorischen Bewegungen Teil hatte¹³. Max Fiebig verstärkt diese Vermutung durch seinen Bericht über das wohlhabende Kuhländchen/Mähren, wo noch vor dem Jahr 1500 ein Bischof der älteren Brüderkirche, Matthias von Kunwald, lebte und im stillen tätig war. Vielleicht hat, wie es Pastor Fiebig¹⁴ auch vermutet, die

9 Schlesische Dorf- und Stadtkirchen, dargestellt von Gerhard Hultsch, Lübeck 1977, S. 327.

10 Ebd.

11 Max Fiebig (wie Anm. 3), S.10.

12 Ebd., S. 7.

13 Vgl. Eric Voegelin, Lud Boży, [org. Titel: The People of God], übersetzt von Monika Umińska, Kraków 1994, S. 31-33; E. Gibbon, Zmierzch Cesarstwa Rzymskiego, übersetzt von Stanisław Kryński u. Zofia Kierszyn, Warszawa 1960; Gerhard Hultsch, Die Bedeutung des Hussitentums im Leben der schlesischen Kirche. In: Im Dienst der Schlesischen Kirche. Festschrift für Gerhard Hultsch zum 75. Geburtstag, hg. von Dietrich Meyer und Ulrich Hutter, Lübeck 1986, S. 1-13.

14 Max Fiebig (wie Anm. 3), S. 6.

Gemeinde Rösnitz als erste hiesiger Gegend Freiheit und Selbständigkeit erworben. Eben diese gesellschaftliche Bewegung führte in Böhmen und Mähren zu Freiheit und Unabhängigkeit.

Rösnitz gehörte damals zum Fürstentum Jägerndorf (tschechisch: Křnov, polnisch: Karniów), das 1524 in Georg dem Frommen, Markgrafen von Ansbach-Brandenburg, einen neuen Herrn erhielt. Markgraf Georg ist in der Geschichte als treuer Förderer und tapferer Beschützer des evangelischen Glaubens bekannt¹⁵. Reicht das älteste Kirchenbuch auch nur bis 1582 zurück und kann uns darum keine Auskunft über die Jahrzehnte davor geben, so hatte Rösnitz, jedenfalls seit 1532, als in Jägerndorf (tschechisch: Křnov, polnisch: Karniów) ein evangelisches Konsistorium eingerichtet wurde, einen evangelischen Prediger¹⁶. Nach Ausbruch des 30-jährigen Krieges brachte das Jahr 1620 mit der Niederlage Friedrichs von der Pfalz auch für Oberschlesien einen furchtbaren Rückschlag. Das Herzogtum von Markgraf Georg von Jägerndorf erhielt der berüchtigte Fürst von Liechtenstein. In den schrecklichen Drangsalen dieser Zeit mit allen Greueln damaliger Kriegsführung wurde auch die Rösninger Kirche vier Wochen vor Weihnachten 1628 von einer Kommission verschlossen und ihr Pfarrer Raphael Ayklar mit Weib und Kind vertrieben¹⁷.

Dank dem tapferen Eintreten der evangelischen Grundherrschaft von Kykepusch konnte die Kirche am 2. April 1646 wieder geöffnet werden. Allerdings währten Freude und Freiheit nur kurze Zeit, denn leider war das Fürstentum Jägerndorf-Troppau in den Westfälischen Frieden (1648) nicht mit einbegriffen, so daß nach mancherlei Hin und Her die Kirche im Jahre 1659 erneut weggenommen wurde. Immerhin konnte die nunmehrige Grundherrin ihr Patronatsrecht noch behaupten. Die schwerste Anfechtung und Belastung kam dann im Jahre 1671, als die Kirche für den bischöflichen Missionar, den Jesuiten Pater Nicolaus Bauer, geöffnet wurde, der wie sein Nachfolger mit den schärfsten Mitteln gegen die Rösninger Gemeinde vorging, aus der sich noch immer keiner von seinem Glauben abgewandt hatte. Zeitweilig wurde Rös-

15 Iselin Gundermann, Markgraf Georg von Brandenburg-Ansbach und die Einführung der Reformation in Oberschlesien. In: Reformation und Gegenreformation in Oberschlesien. Die Auswirkungen auf Politik, Kunst und Kultur im ostmitteleuropäischen Kontext, hg. von Thomas Wünsch, Berlin 1994, S. 31-45; vgl. Max Fiebig (wie Anm. 3), S. 8.

16 Nach Max Fiebig: „Die mündliche Überlieferung nennt das Jahr 1526“ als das Jahr, in welchem die Gemeinde Rösnitz sich öffentlich zum evangelischen Gottesdienste bekannte. (Max Fiebig, wie Anm. 3, S. 9).

17 Ebd., S. 11-12.

nitz der Verwaltung des katholischen Pfarrers von Thröm (tschechisch: Třebom) unterstellt¹⁸.

Die dankenswerte Hilfe Karls XII. von Schweden auf der Altranstädter Konvention, die über 100 Gemeinden Mittelschlesiens ihre Kirchen wiedergab, kam Rösnitz nur insofern zugute, als für Teschen (Cieszyn) eine Gnadenkirche bewilligt wurde. So pilgerten die Evangelischen heimlich zu dem 6 Meilen (ca. 60 km) entfernten Teschen oder lauschten der Predigt ungarischer evangelischer Geistlicher heimlich im Busch. Ohne eigenen Pfarrer und Kirche, ohne Lehrer und Schule mußten die Rösninger alle Abgaben an die katholische Kirche bezahlen, ihre Toten konnten nur außerhalb der Friedhofsmauer begraben werden. Alle Bibeln und evangelischen Gebet- und Gesangbücher waren ihnen natürlich auch weggenommen worden. Trotzdem blieben alle treu bei ihrem lutherischen Glauben¹⁹. Erst 1740 kam eine befreiende Wende, als Schlesien unter preußische Herrschaft kam. Die Gemeinde Rösnitz mit Steuberwitz zählte damals 590 Seelen, sämtlich dem evangelischen Glauben zugetan. 1743 erhielt die Gemeinde die Erlaubnis, sich ein Bethaus zu erbauen, das aber infolge der Kriegswirren erst 1750 zustande kam. Aber nun hatte man doch wieder einen Prediger und konnte evangelische Gottesdienste halten. Nach langen Schwierigkeiten mit dem bischöflichen Amt in Olmütz und dem Pfarrer von Thröm (Třebom) konnte die schwerkgeprüfte Gemeinde schließlich 1795 den großen Prozeß anstrengen, den sie 1799 gewann, vor allem durch den Nachweis, daß die Grundherrschaft ihre Patronatsrechte nie eingebüßt oder aufgegeben hatte, und durch die nachgewiesene Tatsache, daß sämtliche in Rösnitz Angewesenen beim lutherischen Glauben geblieben waren. Auch in der Revision wurde die Gemeinde in allen Rechten, nach den Besitzrechten an Kirche, Inventar und Grundbesitz bestätigt. Kirche und Bethaus waren aber inzwischen so baufällig geworden, daß die Gemeinde zum Kirchenneubau schreiten mußte. Die Einweihung fand dann am 18. Oktober 1807 in jubelnder Freude statt. Im Jahre 1873 konnte auch Steuberwitz eine eigene Kirche bauen, und Katscher bekam 1876 eine Kapelle und 1892 einen Vikar²⁰.

Bisher ist eigentlich nur über das kirchliche Ringen dieser treuen Gemeinden berichtet worden, es vollzog sich aber auf dem düsteren Hin-

18 Ebd., S. 13-19.

19 Ebd., S. 19-22.

20 Katscher war eine Filiale der Pfarrei Rösnitz. Georg Beier, Die Dörfer des Kreises Leobschütz 1914-1946, Dülmen 1990, S. 225.

tergrunde von Kriegsnoten, Seuchen und immer wieder verheerenden Feuerbränden. Rösnitz ist seinem evangelischen Glaubensstande treu geblieben. Das 19. Jahrhundert hat dann manche Spannungen gelockert, aber die feste Treue der Rösninger bewies sich noch einmal in der Zeit des Dritten Reiches, als sie fest zur Bekennenden Kirche und ihrem lange in Untersuchungshaft festgehaltenen und dann ausgewiesenen Pfarrer Arnold Hitzer stand. Als besondere Eigentümlichkeiten dieser Gemeinde seien noch hervorgehoben die zäh festgehaltene Tracht der Frauen und Mädchen – die verheirateten Frauen trugen ihr Haar in langem Zopf bis zum Gürtel –, die meist vorn an der Dorfstraße stehenden sogenannten Leimes, kleine, in Lehmfachwerk gebaute Vorratstürme, in denen in verschiedenen Stockwerken die geernteten Früchte aufbewahrt wurden, und die in Steuberwitz noch vorherrschende Sprache des Mährischen. Die Abgeschlossenheit der Rösninger inmitten einer nahezu rein katholischen Umgebung hat es wohl mit sich gebracht, daß das ganze große Dorf mit wenig mehr als 10 Familiennamen auskam.

Küstler, der in bewegter Zeit einige Monate Pfarrer Hitzer zu vertreten hatte, konnte Rösnitz und seine kernigen Bauern nie vergessen. Aber auch die ganze evangelische Kirche sollte die vorbildliche Treue der Gemeinde zum evangelischen Glauben und zu ihrer Kirche in dankbarer Erinnerung behalten. Die Gemeinde besaß also je eine Kirche in Rösnitz (Rozumice) und Steuberwitz (Ściborzyce Wielkie) und eine Kapelle in Katscher mit insgesamt rund 2.700 Evangelischen. Die Kirche zu Rösnitz wurde nach 1945 zerstört, die in Steuberwitz blieb erhalten.

Nach dem Krieg in Deutschland treffen sich die Rösninger regelmäßig in Ahlen-Vorhelm (Westfalen) in der Nikolai-Kirche, wo jedes Heimattreffen mit einem Gottesdienst beginnt, wo sich auch eine von den drei Rösninger Glocken befindet. Unter anderen hatte für die Rösninger das Heimattreffen 1987 eine besondere Bedeutung. Sie gedachten dabei der 180jährigen Wiederkehr der Einweihung ihrer Kirche. Heinrich Weicht schreibt dazu: Wohl ist die Rösninger Kirche eine Ruine. Doch auch die Ruinen haben ihre Geschichte. Das gilt insofern auch für unsere Kirche, wenn wir an ihre leidvolle Geschichte denken. Kein Gesang einer frommen Gemeinde ertönt aus ihrem Innern und kein Glockenklang erschallt mehr über unser Dorf. Doch dieser Ort, wo wir getauft, konfirmiert und getraut wurden, lebt weiter in unseren Herzen²¹. Der Satz: „Auch die Ruinen haben ihre Geschichte“ ist das Motto für meinen Bericht, ist die

21 Heinrich Weicht, Nachtrag (wie Anm. 1), S. 77.

Anfangsklammer, und als Endklammer möchte ich die Inschrift auf dem Denkmal in Rösnitz zitieren: *Nie wieder Krieg*²²

Krzysztof Gładkowski, Protestanci na Górnym Śląsku

Artykuł zawiera informacje o badaniach podjętych nad jedną z najstarszych społeczności protestanckich na Górnym Śląsku, jaką była do 1946 roku ewangelicka parafia w Rozumicach (Rösnitz). Miejscowość ta jest położona na granicy z Republiką Czeską, w województwie opolskim, w powiecie głubczycki, na terenie Gminy Kietrz. Ewangelickich mieszkańców Rozumic wysiedlono w 1946 roku. Zamieszkują oni dzisiaj w różnych landach w Niemczech i utrzymują kontakty z obecnymi mieszkańcami Rozumic.

W artykule zamieszczono podstawowe informacje historyczne odnośnie do początków luteranckiego wyznania w XVI wieku, prześladowaniach w czasie kontrreformacji, podczas której pojęcia „gminy religijnej” i „gminy obywatelskiej” stały się tożsame. Społeczność Rozumic zachowała ciągłość wyznania luteranckiego od jej początków do momentu wypędzenia, kontynuowała swoją ewangelicką przeszłość w Niemczech, gdzie w Ahlen-Vorhelm w tamtejszym ewangelickim kościele pod wezwaniem św. Mikołaja, obchodzi do dziś swoje ważniejsze uroczystości kościelne, jak np. jubileusze konfirmacji obok dorocznych spotkań we wrześniu.

Wspomniano tu też o kilku ważnych dla historii protestantyzmu faktach związanych z tą gminą ewangelicką, jak powiązania z gminami husyckimi na Śląsku Opawski, co wskazuje na prerreformacyjną genezę protestantyzmu społeczności ewangelickiej w Rozumicach, która powoływała się niejednokrotnie na to, że od roku 1526 nie było w Rozumicach katolików, w staraniach o pozyskanie dla siebie miejscowego kościoła.

Znakiem szczególnego związku z rodzinną miejscowością jest ufundowana przez byłych mieszkańców Rozumic oraz wspólnie z obecnymi mieszkańcami zamontowana i odsłonięta w 2002 roku tablica z napisem w dwóch językach: „Nie wieder Krieg”/„Nigdy więcej wojny” i z przedstawieniem dwóch dłoni w uścisku.

22 Am 23. Juli 2002 wurde das restaurierte Ehrenmal der deutschen Gemeinde Rösnitz in einer kleinen Feierstunde der Öffentlichkeit übergeben. An diesem Tag wurde eine neue Gedenktafel enthüllt. Die neue Tafel wurde von Fritz Wehowsky entworfen und von Familie Ernst Striebny hergestellt und gestiftet. Ohne Hilfe der polnischen Gemeinde Rozumice wäre dieser Wunsch der ehemaligen deutschen Bevölkerung nicht zu erfüllen gewesen. An der neuen Tafel befindet sich die Inschrift: „Nie wieder Krieg“/„Nigdy więcej wojny“.

Preisgegebene Menschen | Zwangslager und Juden- ghetto Zoar/Martinshof in Rothenburg 1941/42

VON REINHARD LEUE

Wer heute den Martinshof in Rothenburg/OL besucht, dem wird auch links vom jetzigen Brüderhaus auf einer Grünfläche der „Denkort“ gezeigt. Seit Bußtag 1995 erinnert diese Gedenkstätte an Geschehnisse in den Jahren 1941 und 1942. Fünf unverputzte Ziegelsäulen umschließen eine gerisene Steinplatte, die folgende Inschrift trägt:

Unsere Schwestern und Brüder!
An diesem Ort diente in den
Kriegsjahren 1941/42 ein
Gebäude als Synagoge. Für
700 jüdische Menschen war
Zoar - Martinshof als Ghetto
bestimmt worden. Sie wurden
in den Konzentrationslagern
Auschwitz und Theresienstadt
umgebracht. Nur 7 sollen überlebt
haben. Von hier waren zuvor
über 100 Menschen mit geistiger
Behinderung abtransportiert worden.
Sie hatten in Zoar Heimat gefunden.
Schutzlos wurden sie den sogenannten
Landesheilanstalten im nationalsozialistischen
Staat zur Ermordung ausgeliefert.
Nur wenige wurden gerettet.
Was ihr nicht getan habt ...

Jesus von Nazareth

Nach 1945 hat man Jahrzehnte über diese Ereignisse geschwiegen und hat eine Auseinandersetzung damit verdrängt, vielleicht aus Scham und Angst oder auch in dem Wissen darum, mitschuldig geworden zu sein. Es war schwierig, etwa ab Mitte der 80-ziger Jahre ein Gespräch darüber in Gang zu bringen und eine Aufarbeitung zu beginnen. Die letzten Zeitzeugen lebten noch und konnten also befragt werden, und die zwei vorhandenen

Chroniken¹ berichten darüber, wurden aber bis dahin unter Verschuß gehalten. Intensive Nachforschungen haben nun Licht in die dunkelsten Jahre der Geschichte Zoars bzw. des Martinshofes gebracht.

Was damals geschah, wurde für die Brüderschaft Zoar unter ihrem Vorsteher, Pastor Curt Zitzmann, zu einer Zerreißprobe, denn es ging dabei um Sein oder Nichtsein des Martinshofes und seiner bis dahin über 40-jährigen segensreichen Tätigkeit. Zoar-Martinshof war nicht als „Insel der Seligen“ zu bewahren. Auch hier musste man sich nach 1933 mit den neuen nationalsozialistischen Machthabern arrangieren, ohne klein beizugeben. Pastor Zitzmann als deutsch-nationaldenkender Mann hatte sich nicht der Bekennenden Kirche angeschlossen, war aber auch nicht der Partei (NSDAP) beigetreten. Er war darauf bedacht, sich gegenüber dem Staat loyal zu verhalten, soweit nicht Eingriffe in die diakonische Arbeit von Zoar-Martinshof erfolgten. Er konnte bis Anfang 1941 behaupten, dass das Verhältnis zur Partei im großen und ganzen tragbar war.² Sogar den Ortsgruppenleiter und Bürgermeister Hans Slanina fand er bis dahin anständig. Landrat Dr. Blendermann und der Leiter des Sozialamtes im Kreise Rothenburg, Dr. Hoffmann, waren Christen, die um die Verdienste Zoars wußten.

Dennoch musste es eines Tages zu einer Auseinandersetzung kommen. Wie wir im Nachhinein wissen, hatten der Nationalsozialismus und seine Machthaber mit der Kirche und ihren diakonischen Einrichtungen auf längere Sicht nichts Gutes im Sinn. Als man ab 1933 zur „Erhaltung gesunden Erbgutes“ die Sterilisation von Geistigschwerbehinderten forderte, hat die Brüderschaft dieser Maßnahme wohl kaum Widerstand entgegengesetzt, weil Zoar eine halb-offene Anstalt war. Wir wissen von Sterilisationen und können das an mindestens zwei Fällen von Schizophrenie nachweisen. Diese Vorgänge waren damals auch unter der Stadtbevölkerung im Gespräch.

Das nächste Kapitel war das Thema „Euthanasie“, das in Deutschland schon vor 1933 im Gespräch war. In Zoar hatte man sich aber wohl kaum damit ernsthaft befaßt. Pastor Zitzmann erfuhr 1940 von den in anderen Anstalten eingeleiteten Abtransporten Geistigbehinderter zur Durchführung der durch Hitler selbst am 1. September 1939 angeordneten Euthanasie. Der „Führerbefehl“ spricht ausdrücklich von „unheilbaren Schwerstbehinderten“. Während man in Bethel und Lobetal die Auslieferung dieser

1 Vgl. dazu die beiden im Quellenverzeichnis genannten Chroniken von Curt Zitzmann, *Die Geschichte der Brüderschaft Zoar/Martinshof*, 1953, und von Herbert Matuschok, *Die Geschichte der Brüderschaft Zoar/Martinshof*, 1955.

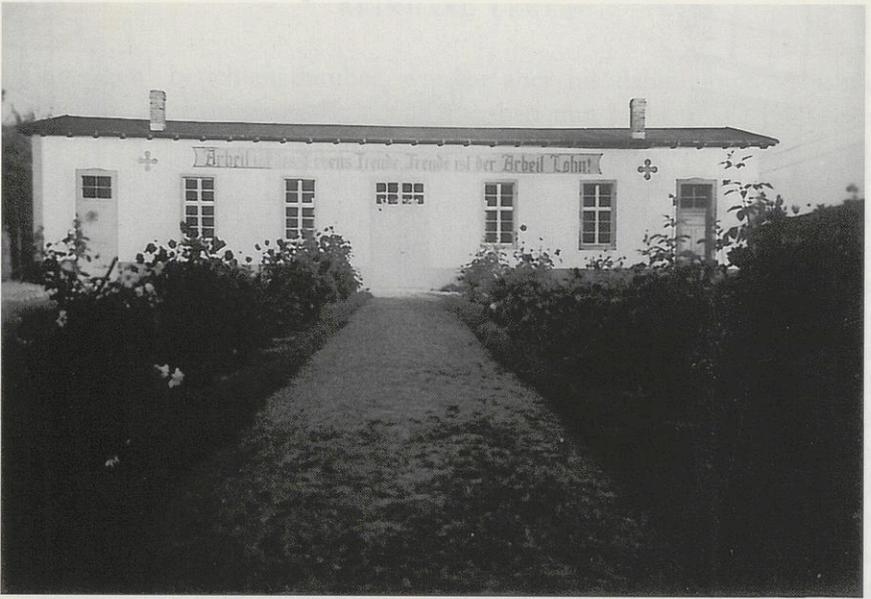
2 Curt Zitzmann (wie Anm. 1), S. 50 und 53.



Einweihung des Denkmals am Martinshof, Bußtag 1995
v.l.n.r.: Bischof Klaus Wollenweber, Herr Hans Hiller und Frau Hiller



Denkmal Martinshof



Arbeitshalle für Behinderte Zoar-Martinshof 1941/42 als Behelfssynagoge im Juden-Ghetto, Aufschrift: Arbeit ist des Lebens Freude. Freude ist der Arbeit Lohn!



Das alte Zoar-Kreuz auf dem ehem. Friedhof der Brüderschaft in Tormersdorf



Portrait des sechsjährigen Hans Hiller in Tormersdorf
(aus der Schrift »Gezeichnet durch den gelben Stern« von Roland Otto)



Im Martinshof (Lager Tormersdorf) in Rothenburg
(aus der Schrift »Gezeichnet durch den gelben Stern« von Roland Otto)



Kirche von Rösnitz, zum Aufsatz: Protestanten in Oberschlesien

Menschen verweigerte, wofür Pastor Braune sogar ins Gefängnis ging, ist uns für Zoar eine solche Haltung nicht bekannt.

Es kamen im Jahre 1940 zunächst staatliche Fragebögen in alle Einrichtungen, mit denen die Krankheitsbilder der Heimbewohner neu erfaßt werden sollten. Die Ausfüllung dieser Bögen wurde in Bethel und Lobetal zunächst verweigert, in Zoar wohl nicht. Es gibt dagegen noch vom Heimarzt, Dr. Knape (Rothenburg), ausgefüllte Formulare. Dabei handelte es sich um eine „Erbbiologische Erfassung“ vom Dezember 1939.

Seit 1934 gab es eine „Arbeitsgemeinschaft der missionarischen und diakonischen Werke der Deutschen Evangelischen Kirche“, zu deren Vorstand Pastor von Bodelschwingh, D. Knak und Pastor Graf von Lüttichau gehörten. Zu dieser Arbeitsgemeinschaft gehörte auch Zoar und wurde über geplante Vorhaben der Nationalsozialisten und die ersten Aktionen zur Euthanasie sogar mit genauen Zahlen informiert. Ich habe den Eindruck, dass man in Zoar die Dinge abwartete, bis dann im Mai 1941 die tragischen Ereignisse Schlag auf Schlag auch die Brüderschaft hier erreichten. Wie aufregend diese Wochen, Monate, ja Jahre für Zitzmann und seine Mitarbeiter waren, bezeugt allein schon, dass Zitzmann in seiner 85-seitigen Chronik 17 Seiten den Jahren 1941/42 widmet.

Es begann also im Mai 1941 mit dem Erscheinen einer Kommission aus Breslau,³ die von Landesrat Saalman, dem Kommissar der Freien Wohlfahrtspflege für Schlesien, geleitet wurde, also allerhöchstem Besuch. Dabei ging es um Überlegungen, inwieweit die Häuser von Zoar der Allgemeinheit noch zweckentsprechender dienen könnten. Weiter wurde eine Abänderung der von Pastor von Gerlach gegebenen alttestamentlichen Namen der Anstalt und der Häuser gefordert. Dem widersetzte sich die Brüderschaft nicht. Die Häuser sollten von nun an nicht mehr Zoar, Hermon, Gilead, Pniel, Troas und Bethlehem heißen, sondern Abendsonne, Gartenhaus, Auenblick oder Glück im Winkel.⁴ Der Name der Einrichtung Zoar wurde in Martinshof geändert, nur die Brüderschaft Zoar musste diesen Namen behalten, da sie so ins Vereinsregister eingetragen ist. Eine Änderung könne erst ein Brüdertag beschließen. Kurze Zeit später kam aus Breslau die Aufforderung, ein jüdisches Altersheim aus Breslau aufzunehmen. Die Brüderschaft hielt das nicht für möglich, da nicht genügend Plätze vorhanden sind und versuchte die Forderung abzulehnen - auch mit Hilfe des Kreisarztes.

3 Curt Zitzmann (wie Anm. 1), S. 53.

4 Curt Zitzmann (wie Anm. 1), S. 54.

Daraufhin erfolgte über das Landratsamt die telefonische Nachricht, dass der gesamte Martinshof aufgrund des Reichsleistungsgesetzes beschlagnahmt sei.⁵ Dagegen protestierte die Bruderschaft in Breslau. Pastor Zitzmann konnte aber nur mit dem stellvertretenden Landesrat, einem Dr. Tewes sprechen, der nun forderte, dass der Martinshof sofort vom gesamten Personal und allen Pfinglingen zu räumen sei, um dann vollkommen mit Juden belegt zu werden. Dieser Räumungsbefehl machte nun die ganze Situation blitzlichtartig klar: Die Existenz von Zoar-Martinshof stand auf dem Spiel. Die Bruderschaft und Anstalt sollten vernichtet werden. Dass man dabei auch gleich das Problem der Verlegung bzw. Vernichtung der Behinderten lösen wollte, zeigt, wie teuflisch alles war.

Es blieb nicht viel Zeit. Die Bruderschaft versuchte durch eine eilige, großangelegte Brief- und Besuchsaktion⁶ die Angehörigen der Heimbewohner dafür zu gewinnen, ihre geistigbehinderten Kinder oder Geschwister nach Hause zu holen, wenn sie keine Verlegung in staatliche Einrichtungen wünschten. Zu der Zeit gab es in Zoar-Martinshof etwa 300 geistigbehinderte Heimbewohner, von denen nur etwa die Hälfte in ihre Familien zurückgeholt wurde. Die übrigen wurden anhand der ausgefüllten staatlichen Fragebögen „selektiert“.⁷ Davon hatte der Psychiater Dr. Tewes in Breslau schon mit Pastor Zitzmann gesprochen, dass er wegen der Verlegung der Kranken noch einmal in den Martinshof kommen müsse, was dann auch an jenem „heißen Freitag“⁸, dessen Datum Zitzmann 10 Jahre später nicht mehr weiß, was aber Ende Mai/Anfang Juni 1941 gewesen sein muss, auf der Veranda des Hauses Nebo geschah. Dabei versuchte Pastor Zitzmann noch einzelne zu retten, indem er sie nach Leuthen in den freigewordenen „Berghof“ verlegte, um sie dort in der Landwirtschaft oder in der Sandgrube zu beschäftigen, ohne für sie weiter staatliche Sozialhilfe zu erhalten. Die vorher im Berghof befindlichen 15 oder 20 geistigbehinderten Frauen,⁹ die eine Ausnahme in der sonst nur Männer beherbergenden Anstalt darstellten, waren (also) schon vorher in eine staatliche Einrichtung verlegt worden.

Der Abtransport der „selektierten Behinderten“, es waren 100 bis 120, erfolgte in zwei Transporten mit der Eisenbahn¹⁰ am 17. Juni 1941 nach Bunzlau und am 19. Juni 1941 nach Plagwitz bei Löwenberg. Diakon Ma-

5 Curt Zitzmann (wie Anm. 1), S. 55.

6 Curt Zitzmann (wie Anm. 1), S. 56.

7 Curt Zitzmann (wie Anm. 1), S. 56.

8 Curt Zitzmann (wie Anm. 1), S. 56.

9 Herbert Matuschok (wie Anm. 1), S. 82-83.

10 Herbert Matuschok (wie Anm. 1), S. 82-83.

tuschok hat diese Transporte begleitet, nennt aber keine genauen Zahlen oder Namen anderer Begleitpersonen. Da Schlesien nach Aussage von Landesrat Saalman keine eigenen „Vernichtungseinrichtungen“ hatte, ist anzunehmen, dass die Behinderten von Zoar-Martinshof wie Hunderte von anderen auf den Sonnenstein bei Pirna gebracht wurden, um dort vergast zu werden. Die Akten (Krankenbögen) von Zoar-Martinshof konnten im Bundesarchiv in Potsdam noch nicht gefunden bzw. aufgearbeitet werden, sind aber sicher vorhanden. Sie allein könnten Aufschluß darüber geben, um wieviele es sich tatsächlich gehandelt hat.

Man konnte sich von den Taten der Nationalsozialisten nicht distanzieren oder fernhalten, sondern wurde einfach damit konfrontiert. Das weiß der Schreiber dieser Zeilen aus eigener Erfahrung, da er die Kriegsjahre 1939 - 1945 bewußt miterlebt hat. Der Abtransport der Schwerstbehinderten¹¹ ließ sich nicht aufhalten, ebenso wenig wie die Belegung des Martinshofes mit jüdischen Menschen. Lediglich der Protest der Bruderschaft,¹² ihr Eigentum aufzugeben und selbst den Martinshof zu verlassen, hatte Erfolg. Pastor Zitzmann wußte, was den in staatliche Einrichtungen verlegten Heimbewohnern drohte, aber er konnte es nicht ändern, so meinte er. Von Bodelschwingh in Bethel war da anderer Meinung und hat außer den jüdischen Pflegebefohlenen keinen seiner Leute ausgeliefert.

Auch die Belegung des nun freigewordenen Martinshofes mit jüdischen Menschen konnte er nicht ändern, obwohl er noch versuchte, ein Reserve-lazarett¹³ in den Martinshof zu holen. Als das nicht gelang, erklärte er sich mit den Diakonen bereit, eine gewisse Aufsicht über die Juden zu übernehmen. Es war wohl damals in Deutschland einmalig, dass Arier und Juden in einem Ghetto zusammenlebten. Der Martinshof schien zunächst sogar zu einer Art Musterghetto¹⁴ zu werden; denn die alten jüdischen Menschen aus Breslau durften ihre Möbel, Teppiche und Gemälde mitbringen und hofften so, die Zeit hier zu überleben. Doch amtlich nannte sich der Martinshof Thormersdorf „DULAG“, d. h. Durchgangslager, wozu das Ganze dann auch wurde. Es kamen Juden aus ganz Schlesien hierher und wurden dann weitertransportiert, wenn sie noch arbeitsfähig waren. Bald wußte man auch, dass sie in Konzentrationslager in Polen kamen.

11 Curt Zitzmann (wie Anm. 1), S. 59.

12 Curt Zitzmann (wie Anm. 1), S. 58.

13 Curt Zitzmann (wie Anm. 1), S. 59.

14 Curt Zitzmann (wie Anm. 1), S. 60.

Über das Schicksal der Breslauer Judenschaft hat Prof. Dr. Alfred Konieczny (Wrocław) 1997 ein Buch veröffentlicht,¹⁵ durch das wir jetzt über 500 Namen von jüdischen Menschen wissen, die nach und nach in den Martinshof kamen. Man erfährt, wo sie in Breslau wohnten und über ihre Vermögensverhältnisse, auch verschiedenes über ihren Aufenthalt im Martinshof von Juli 1941 bis Oktober 1942 und schließlich, was aus ihnen ab Herbst 1942 wurde, nachdem sie von Rothenburg aus mit der Bahn zunächst nach Kloster Grüssau abtransportiert wurden. Über ihre Zeit im Martinshof versuche ich ein etwas genaueres Bild zu zeichnen.

BEÄNGSTIGEND

Nun brach das Verhängnis über den Martinshof herein! Der 1. Transport von 130 betagten jüdischen Menschen aus dem „Beate-Guttman-Heim“ in Breslau,¹⁶ Kirschallee, traf mit der Eisenbahn am 21. Juli 1941 in Rothenburg ein unter Leitung von Frau Anni Cohn, die in Breslau Heimleiterin war und schon seit Mai 1941 von dieser Umsiedlung der ihr Anbefohlenen nach Zoar-Tormersdorf wußte.¹⁷ Die Bruderschaft hatte alle Räume von den Möbeln der Behinderten freigeräumt und weiß getüncht. Das geschah auf Anordnung der Gestapo, die von nun an die Aufsicht über Zoar-Martinshof übernahm. Die Speditionsfirma Henke¹⁸ (Rothenburg) entlud die Möbel aus 35 Möbelwagen der Breslauer Speditionsfirma Röhlig und Co., die aber erst nach und nach ankamen, so dass die alten Menschen in den ersten Tagen kaum schlafen und wohnen konnten.

Da Gauleiter Hanke am 31. Juli 1941 die Säuberung Breslaus von Juden anordnete (Judenaktion), folgten bald am 7., 16., 25. und 29. August die nächsten Transporte mit 291 jüdischen Menschen,¹⁹ von denen allen wir die Namen wissen und wo sie in Breslau gewohnt haben. Im September kamen wöchentlich weitere Transporte aus Breslau, Liegnitz, Glogau, Schweidnitz und Lauban, im Dezember aus Görlitz. Es waren schließlich über 500 aus Breslau und über 100 aus den anderen Städten. Dabei handelte es sich um 72 % Frauen und 28 % Männer. Der Älteste hieß Elias Freund und war 89 Jahre alt, die Jüngste war ein Kind von 2 Jahren, Anna

15 Alfred Konieczny, Tormersdorf, Grüssau, Riebzig, Obozy przejściowe dla Żydów Dolnego Śląska z lat 1941-43, S. 89-110.

16 Rudolph Henke, Bausteine zur Rothenburger Stadt-, Kirchen- und Schulgeschichte 1998, Berichte über Judenghetto Zoar/Martinshof, S. 20.

17 Alfred Konieczny (wie Anm. 15), S. 23-25.

18 Rudolph Henke (wie Anm. 16), S. 20.

19 Alfred Konieczny (wie Anm. 15), S. 287.

Bär. Es sind noch mehr Kinder bis zu 15 Jahren darunter: 12 Jungen und 18 Mädchen.

Nun wurde es eng in den Häusern Bethlehem, Troas, Glück im Winkel, Abendsonne, Gartenhaus und Haus 5; denn vorher haben da nur etwa 300 Behinderte gewohnt. Bis zu 10 Menschen mussten in einem Zimmer kampieren, im „Glück im Winkel“ schiefen etwa 50 auf dem Dachboden. Die Lage ist beängstigend. Pastor Zitzmann half, indem er die „Kapelle zum Kripplein Christi“, heute Brüdersaal, zur Verfügung stellte²⁰ und mit der kleingewordenen Anstaltsgemeinde in die heutige Kapelle umzog, die vorher Brüdersaal war. Alle jüdischen Menschen mussten Miete zahlen,²¹ monatlich 50 RM bzw. 25 RM und 100 RM für die Verpflegung. Zitzmann verlangte jährlich für den ganzen Martinshof 6000 RM Miete, um damit die Anerkennung der rechtmäßigen Besitzverhältnisse gegenüber der Gestapo zu dokumentieren. Da Juden und Arier sich nicht begegnen dürfen, erfolgte eine Abgrenzung durch Zäune.²² Es gab Juden- und Arierwege und Juden- und Arierklosetts.

In der Zeit von September 1941 bis September 1942 gab es unter den jüdischen Menschen 26 Sterbefälle (7 Männer und 19 Frauen),²³ darunter 2 Selbstmorde am 24. April 1942 (Dr. med. Erich Oppenheimer und Frau aus Görlitz). Fast alle Verstorbenen sind über 70 Jahre. Als Todesursache findet sich mehrfach Grippe, Lungenentzündung, Entkräftung, Abzehrung und allgemeine Körperschwäche angegeben, sicher hervorgerufen durch Hunger und Kälte. Die jüdischen Menschen erhielten auf ihre Lebensmittelkarten viel geringere Rationen als alle übrigen Bürger.²⁴ Es fehlte auch an Kohle, so dass in jedem Haus nur *ein* Ofen geheizt werden durfte.

BEDRÜCKEND

Wie gestaltete sich das Leben im Ghetto? Zum Judenältesten und damit zum Leiter der jüdischen Selbstverwaltung wurde der 56-jährige Kaufmann Martin Saul aus Breslau,²⁵ Charlottenstr. 40, bestimmt, der am 31. Juli 1941 im Martinshof eintraf. Sein Stellvertreter wurde der 39-jährige Günther Runda aus Görlitz. Ihnen standen noch drei bis vier Helfer zur Seite, darunter Frau Eva Ringmann aus Breslau als Sekretärin.²⁶ Diese Gruppe haf-

20 Curt Zitzmann (wie Anm. 1), S. 60.

21 Curt Zitzmann (wie Anm. 1), S. 70, und Alfred Konieczny (wie Anm. 15), S. 34.

22 Curt Zitzmann (wie Anm. 1), S. 60.

23 Alfred Konieczny (wie Anm. 15), S. 36-37.

24 Rudolph Henke (wie Anm. 16), S. 21.

25 Alfred Konieczny (wie Anm. 15), S. 26 und 34.

26 Rudolph Henke (wie Anm. 16), S. 22.

tete für alle Geschehnisse im Ghetto und musste die Befehle und Anordnungen der Gestapo durchführen. Jedes Haus hatte einen Vorsitzenden. Diese Leute bekamen Passierscheine zum Verlassen des Ghettos,²⁷ um in der Stadt Verwaltungsgänge zum Finanzamt oder zum Standesamt und andere Besorgungen zu erledigen. Die übrigen jüdischen Menschen durften zum Spaziergehen nur noch den „Judenweg“²⁸ entlang der Neiße südlich der Tormersdorfer Brücke benutzen. Das Verlassen des Ghettos war mit einer Anordnung vom 15. Oktober 1941 unter Androhung der Todesstrafe verboten.²⁹

Das Ghetto bildete ein eigenes Gemeinwesen. Folgende Funktionen wurden offiziell vergeben: Arzt war Dr. Albert Sachs,³⁰ der vor dem Erstem Weltkrieg Hausarzt der Kronprinzessin in Berlin war. Ihm zur Seite stand ein Dr. Bruno Schwarz. Jüdische Ärzte durften nach der nationalsozialistischen Verordnung vom 25. Juli 1938 ihren Beruf nicht mehr öffentlich ausüben, ihre akademischen Titel nicht mehr führen und sich nur noch „Krankenbehandler“ nennen (vgl. Sterberegister Dr. Oppenheimer).³¹ Es waren noch eine ganze Reihe von Ärzten im Martinshof, auch eine Ärztin, die heimlich auf dem Boden über der Kapelle praktizierte. Als Zahnärzte wurden bestellt Dr. Werner Barasch und Dr. Heinz Rosenberg, beide aus Breslau.³² Als Krankenschwester fungierte Frau Tina Bottstein. Totengräber war Salo Grabowsky. Frau Olga Schleye war Küchenleiterin im Hause Troas. Herr Josef Tichauer war Kellner und Herr Joseph Friedland Friseur.

Es gab im Martinshof zunächst auch Schulunterricht für die Kinder. Lehrerin war Frau Hulda Horwitz,³³ Religionslehrer Herr Max Schönfeld. Dieser hielt auch an den Sabbaten Gebetsgottesdienste in einer neben dem Hause Bethlehem gelegenen Arbeitshalle,³⁴ die man den jüdischen Menschen als Casino zur Verfügung gestellt hatte, diese aber zur Behelfssynagoge umfunktioniert hatten. Einen Rabbiner gab es im Ghetto nicht. Der Schulunterricht für jüdische Kinder wurde mit einer Verordnung vom 20. Juni 1942 verboten und hörte dadurch ab 1. Juli 1942 auf.³⁵

27 Rudolph Henke (wie Anm. 16), S. 21.

28 Rudolph Henke (wie Anm. 16), S. 24.

29 Helmut Eschwege, Kennzeichen J, Bilder, Dokumente, Berichte, Berlin 1981, S. 386.

30 Alfred Konieczny (wie Anm. 15), S. 34; Herbert Matuschok (wie Anm. 1), S. 83.

31 Auszüge aus dem Standesamtsregister 1941/42 von Rothenburg (damals Kreisstadt). Akten jetzt im Archiv der Kreisstadt Niesky, s. Anlage.

32 Rudolph Henke (wie Anm. 16), S. 23.

33 Alfred Konieczny (wie Anm. 15), S. 34.

34 Curt Zitzmann (wie Anm. 1), s. Foto auf S. 60.

35 Helmut Eschwege (wie Anm. 29), S. 388.

AUSWEGLOS

Laut einer Verordnung vom 7. März 1941 wurden alle Arbeitsfähigen zur Arbeit gezwungen.³⁶ Seit 3. Oktober 1941 erfolgte die Aufhebung aller arbeitsrechtlichen Vorschriften für jüdische Menschen. Arbeitsverträge wurden nur noch durch den Judenältesten abgeschlossen, nicht mehr von einzelnen Personen. Er kassierte auch die Löhne, von denen grundsätzlich 15 % Lohnsteuer und 15 % Sozialausgleichabgabe einbehalten werden mussten, letztere Abgabe für die verarmten Leute, die teils auch keine Rente mehr bekamen. Ab 31. Oktober 1941 gab es dann nur noch geschlossene, isolierte Einsätze, was aber in Rothenburg nicht streng durchgeführt wurde. Wir wissen genau, wo die jüdischen Menschen arbeiten mussten:³⁷ Eine größere Gruppe arbeitete in Niesky bei Christoph & Unmack, ihr Sprecher ist ein Heinz Selig. Eine andere Gruppe arbeitete für die Baufirma C. H. Pötschke in Rothenburg und für die Weißnäherei Fa. Alfred Seidel in Rothenburg. Einzelne jüdische Leute arbeiteten bei Kaufmann Bruno Hänsel, bei Paul Schneiders „Lausitzer Marmeladenfabrik“ in Bleichenau, bei der Fa. Müller & Sohn, in der Gärtnerei Pietasch, im Hotel Krause. Aber auch bei der Wasserwirtschaft Görlitz waren einige beschäftigt zur Befestigung der Neißeufer, bei Wilhelm Müller in Krauschwitz und Muskau, bei der Fa. Bernhard in Tormersdorf, weiter arbeiteten sie auf dem Rittergut Uhmansdorf in der Landwirtschaft, beim Straßenbau und im Walde. Sogar Kinder mussten Knöpfe an Wäsche nähen für die Fa. Eduard Riedel in Görlitz. Davon berichtet der einzige Überlebende von damals, Herr Hans Hiller (Görlitz), der damals 7 Jahre alt war.³⁸ Im sehr harten, schneereichen Winter 1941/42 wurden jüdische Menschen auch in Rothenburg zum Schneeschippen eingesetzt. Trotz des Hungers arbeiteten sie fleißig und gut, in der Hoffnung, so überleben zu dürfen. Sie bekamen keinerlei Arbeitskleidung, sondern mussten ihre eigenen Sachen und Schuhe tragen, obwohl sie nichts Neues kaufen konnten; denn sie erhielten seit 14. November 1939 als Juden keine Kleiderkarten, nicht einmal Nähgarn oder Stopftwist. Ab 1. September 1941 mussten alle den Judenstern tragen, den sie sich selbst kaufen und anheften mussten.³⁹ Ab 1. Oktober 1941 wird ein Verbot der Auswanderung jüdischer Bürger aus Deutschland

36 Helmut Eschwege (wie Anm. 29), S. 386.

37 Rudolph Henke (wie Anm. 16), S. 21, und Alfred Konieczny (wie Anm. 15), S. 35.

38 Aufzeichnung eines Gesprächs mit Hans Hiller (1935-2003), Görlitz-Königs-hufen, An der Terrasse 13, dem letzten Überlebenden des Judenghettos Zoar - Martinshof in Tormersdorf bei Rothenburg, s. Anlage.

39 Helmut Eschwege (wie Anm. 29), S. 386.

erlassen. Es lebten aber zu der Zeit noch über 160.000 jüdische Menschen im sogenannten Altreich.

RECHTLOS

Das Leben im Martinshof wurde zum Alptraum, nicht nur für die jüdischen Menschen. Etwa 14-tägig gab es Kontrollen und Razzien durch die Gestapo, bei denen der Judenälteste, Herr Martin Saul, Rechenschaft ablegen musste und bei denen Stichproben bei den Ghettobewohnern gemacht wurden, ob alle Erlasse der Nationalsozialisten strikt eingehalten wurden. Da wurde am 10. Januar 1942 die Abgabe aller warmen Kleidung angeordnet, später am 9. Juni die Abgabe aller entbehrlichen Kleidung.⁴⁰ Ab 21. Dezember 1941 durften Juden keine öffentlichen Fernsprecher mehr benutzen, ab 24. April 1942 keine öffentlichen Verkehrsmittel mehr. Am 17. Februar 1942 wurde ihnen das Abonnement für Zeitungen und Zeitschriften verboten. Am 19. Juni 1942 kam die Anweisung, alle elektrischen Geräte bis hin zu Heizkissen und elektrischen Wärmeöfchen abzugeben, desgleichen alle optischen Geräte, Fahrräder, Schreibmaschinen, Schallplatten und Scheren. Für Beerdigungen durften keine Särge mehr benutzt werden. Die Toten wurden in eine Decke gewickelt, auf zwei zusammengeschlagenen Brettern transportiert⁴¹ und auf dem Friedhof der Bruderschaft in Tormersdorf beerdigt.

Am 30. Juli 1942 wurde die Abgabe von Kultgegenständen aus Edelmetall angeordnet. Damit könnte ein Einbruch in der Behelfssynagoge zusammenhängen.⁴² Es gab für das Judenghetto Martinshof keinen polizeilichen Schutz. Wie sollte es nur weitergehen, so fragten sich alle.

HOFFNUNGSLOS

Immer wieder wurden zunächst Arbeitsfähige aus dem Ghetto Martinshof mit Lastwagen abtransportiert.⁴³ Keiner wusste wohin. Aber durch heimliche Nachrichten erfuhr man, dass sie in Arbeitslager nach Polen kamen, ja, auch der Name „Auschwitz“ wurde bekannt und dass sich dort ein Konzentrationslager befand. Es kam zu den beiden Selbstmorden und zu verschiedenen Selbstmordversuchen. Man erfuhr von Theresienstadt, einer Stadt in der Tschechei, die „der Führer den Juden geschenkt hat“. Von

40 Helmut Eschwege (wie Anm. 29), S. 387.

41 Mündlicher Bericht von Tischlermeister Henke.

42 Helmut Eschwege (wie Anm. 29), S. 388, und Curt Zitzmann (wie Anm. 1), S. 61.

43 Gertrud Menzel, Brief vom 10. September 1991, s. Anlage.

dort kamen Nachrichten, dass man sich als alter Mensch „einkaufen“ könnte, was dann auch 16 jüdische Bewohner tun, die noch Geld besitzen. Die Verträge, die den Nazis 86.550 RM einbrachten, sind erhalten geblieben.⁴⁴

Der Abtransport im Jahre 1942 ging weiter. Wir wissen, dass am 13. April, am 3. Mai, am 26. Juli und am 30. August 475 Menschen aus dem Martinshof-Ghetto abtransportiert werden,⁴⁵ zunächst nach Breslau und von dort weiter nach Theresienstadt oder in den Osten. Die restlichen 200 Menschen sind wahrscheinlich am 11. November 1942 mit einem Sonderzug nach Kloster Grüssau⁴⁶ in Schlesien verbracht worden. Es waren die ältesten Bewohner des Ghettos. Sie durften außer Handgepäck nichts mitnehmen.⁴⁷ Der Zug soll so überfüllt gewesen sein, dass sie Gepäck zurücklassen mussten. Viele waren so schwach, dass sie auf Tafelwagen der Firma Henke zum Bahnhof gefahren werden mussten.⁴⁸

Wenn Pastor Zitzmann in seiner Chronik (S. 68) schreibt: „Der Abschied der armen Leute war herzbewegend. Was sie den Martinshöfern nur irgend an Freundlichkeit erweisen konnten, das erwiesen sie ihnen. Kaum konnten sich diese der Möbelstücke und größeren Kostbarkeiten erwehren, die sie ihnen brachten.“⁴⁹ so hört sich das heute für uns seltsam an; denn das geschah doch aus einer furchtbaren Zwangslage heraus. Freilich ahnten die jüdischen Menschen, dass die Zeit im Martinshof noch erträglich war gegenüber dem, was sie nun erwartete. Übrigens wurde ihr Hab und Gut anschließend von der Partei in die Behelfssynagoge gebracht und unter „verdienstvollen Parteigenossen“ verteilt.⁵⁰

Pfarrer Zitzmann und die Brüderschaft haben damals versucht, auf verschiedene Weise den Ghettobewohnern zu helfen. Das taten auch andere Bürger von Rothenburg. Sie gaben heimlich Lebensmittel und andere notwendige Dinge, freilich oft im Tausch gegen Wertsachen der jüdischen Menschen. Man schmuggelte auch Briefe aus und in den Martinshof, hielt Verbindung zu den Menschen, was bei Strafe verboten war. Für Pastor Zitzmann kam es mehrfach zu Auseinandersetzungen mit der Gestapo und der Partei.⁵¹ Sein Verhältnis zum Judenältesten, Herrn Saul, war gut. Zitzmann beerdigte jüdische Menschen, die evangelischen Glaubens wa-

44 Alfred Konieczny (wie Anm. 15), S. 41/43.

45 Alfred Konieczny (wie Anm. 15), S. 42.

46 Alfred Konieczny (wie Anm. 15), S. 43.

47 Curt Zitzmann (wie Anm. 1), S. 68.

48 Rudolph Henke (wie Anm. 16), S. 24.

49 Curt Zitzmann (wie Anm. 1), S. 68.

50 Curt Zitzmann (wie Anm. 1), S. 68.

51 Curt Zitzmann (wie Anm. 1), S. 64, 66-67.

ren, teilte ihnen sogar das Abendmahl aus und hielt ihnen am letzten Tage einen Abschiedsgottesdienst.⁵² Er sagt einmal, dass „von ausgesprochenen Freundlichkeiten keine Rede sein könne. Die Brüder sowie er bemühten sich nur, den Juden gegenüber gerecht zu sein.“⁵³

Wir haben kein Recht und keinen Grund, die damaligen Brüder und Schwestern zu verurteilen. Aber es nimmt wunder, dass sich in den beiden vorhandenen Chroniken, die nach dem Kriege geschrieben wurden, kein Wort über ein Gefühl der Mitschuld oder einer inneren Belastung zu lesen ist. Eigentlich erwartet man, dass es eine Aussage geben müsste in etwa der Form: 'Es war nicht recht, es war Unrecht, und wir haben das gebilligt, mussten es billigen, wußten nicht, was wir hätten tun sollen, ohne selbst verhaftet zu werden!'

Zitzmann schreibt in seiner Chronik,⁵⁴ als er vom sowjetischen Kommandanten über das Juden-Ghetto befragt wurde: „Man habe sich bemüht, den armen Menschen das Leben soweit zu erleichtern, als dies ohne allzu große eigene Gefahr möglich war.“ Das ist wahrhaftig. So bleibt für uns heute die Aufgabe, dies dunkle Kapitel der Geschichte von Zoar-Martinshof aufzuarbeiten. Das kann nicht ohne Schmerzen und Beschämung geschehen. Schuld ist wie eine Hypothek, die man mit sich herum-schleppt, die „vererbt“ wird und nicht ungütig wird. Dem müssten wir uns stellen mit gebeugtem Haupt und gebeugten Knien und der Bitte zu Gott: „Herr, erbarme dich über uns arme Sünder!“

Anlagen

1. Ratsarchiv Görlitz: Betr. Lager Tormersdorf

Im Bericht der Ortspolizeibehörde Görlitz (Kriminalpolizei, Kommissariat 3) für Dezember 1941 heißt es u.a.:

„Naturgemäß haben wieder die Judensachen viel Zeit beansprucht, weil die Juden Mitte Dezember 1941 in vier Transporten nach Tormersdorf OL abgeschoben worden sind. Die meisten waren mit dieser Maßnahme ganz und gar nicht einverstanden. Einige belästigten mit ihren Anliegen die Dienststelle immer wieder, so dass mitunter ganz energisch durchgegriffen werden mußte, um zu verhindern, dass sie die belanglosen Wünsche nicht auch noch schriftlich bei übergeordneten Dienststellen anbrachten. Bei

52 Curt Zitzmann (wie Anm. 1), S. 65.

53 Curt Zitzmann (wie Anm. 1), S. 64.

54 Curt Zitzmann (wie Anm. 1), S. 76.

dem Juden Oliven, der vom hiesigen Arbeitsamt ursprünglich zum Arbeitseinsatz in Görlitz bestimmt war, trat der umgekehrte Fall ein. Er wollte durchaus nach Tormersdorf OL, weil er angeblich wegen Krankseins nicht arbeiten, wenigstens nicht die ihm zugewiesene Arbeit machen konnte. Schließlich mußte ihm der Wunsch erfüllt werden, da er körperlich hinfällig ist und nicht hätte voll arbeiten können. Der Jude Boehm hatte die für den Transport getroffenen Anordnungen, um hier bleiben zu können, einfach ignoriert. Seine Sachen hatte er nicht am Tage vor dem Transport abgeliefert, damit sie befördert werden konnten, nicht einmal zusammengepackt hatte er sie. Es wurde aber doch erreicht, daß er, - wie vorgesehen - abgeschoben werden konnte. ...“

Desgl. für Januar 1942:

„... als größere Arbeit, die durchgeführt wurde, ist diesmal die Feststellung der Vermögenswerte der Juden zu nennen, die irgendwie hervorgetreten sind. Naturgemäß mußten auch die nach Tormersdorf OL umgesiedelten Juden erfaßt werden ...“

2.) Aufzeichnung eines Gespräches mit Herrn Hans Hiller (1935-2003), Görlitz-Königshufen, An der Terrasse 13, dem letzten Überlebenden des Judenghettos Zoar-Martinshof in Tormersdorf bei Rothenburg.

20. Oktober 1995: Ich besuche Herrn Hans Hiller in seiner Wohnung in Görlitz. Er empfängt mich höflich und freundlich, obwohl ich mich nicht vorher angemeldet habe. Ich überbringe ihm mündlich die Einladung zur Einweihung des »Denkorts« am Bußtag, den 22. November 1995, 14 Uhr, und bitte ihn um Vergebung für das, was er 1941/42 als Kind gelitten hat, was er mit sichtlicher Bewegung aufnimmt.

Herr Hiller nimmt die Einladung an, möchte aber nicht, daß sein Name offiziell genannt wird, auch nicht in den Medien. Er will auch bei der Feier nicht sprechen. Als Grund gibt er an, daß er nach der Wende 1989 seltsame Briefe und Telefonanrufe erhalten hat, die er als Bedrohung empfunden hat. Er möchte in Ruhe und Frieden leben, besonders für seine Frau, die schwer krank ist, aber auch im Blick auf seine Kinder, denen er nicht solche Erlebnisse wie in der Hitlerzeit wünscht. Ich verspreche ihm, daß er nicht namentlich genannt wird, weder am Bußtag noch in Veröffentlichungen. Ich kündige ihm an, daß er eine offizielle Einladung für sich und seine Frau noch erhalten wird, und bitte ihn, seine Mappe mit Andenken an die Martinshofzeit (seinen Judenstern) doch mitzubringen, was er zusagt.

Sein Vater stammte aus Santomischel bei Posen und war ein strenggläubiger, gesetzestreuer Jude. Seine Mutter war evangelisch, trat aber bei der Hochzeit 1929 zum mosaischen Glauben über. Deshalb galt sie zunächst als Glaubensjüdin und kam mit ihren beiden Kindern 1941 von Görlitz aus in das Judenghetto Tormersdorf (Ursula und Hans). Sie wurden untergebracht im Haus Pniel = Glück im Winkel = später altes Franckehaus (wurde 1997 abgerissen). Auf dem Dachboden schliefen fast 100 Menschen, hatten dort nur Sägespäneöfen (Tonnen), für die Hans einmal Briketts stahl, weil er klein war und ins Kohlenlager eindringen konnte. Er wurde dabei erwischt und kam drei Tage in einen Keller - mit 6 Jahren! Die Kinder mußten Wäscheknöpfe für eine Görlitzer Firma annähen, erst die Arbeit, dann gab es etwas zu essen. Im Winter mußten die Kinder auf den eingefrorenen Klos (sogenannte „Hofapotheke“, die noch steht) das Urin-Eis lospickeln. Frau Hiller und seine Schwester mußten in der Gärtnerei Pietasch in Rothenburg arbeiten. Herr Gärtnermeister Pietasch war aber sehr human. Hans hat dort mit anderen Kindern auch Unkraut gezupft. Er besitzt noch ein Photo vom alten Franckehaus und ein Photo mit anderen Kindern auf einem Schlitten, worauf das kleine blonde Mädchen Beate Ringmann aus Breslau sitzt. Frau Hiller und Frau Ringmann wurden mit ihren Kleinkindern 1942 entlassen, da sie „arisch“ waren und ihre Kinder nur Halbjuden. Vater Hiller hatte in Görlitz einen Altstoffhandel und durfte ihn während des Krieges weiter betreiben, weil Altstoffe kriegswichtig waren. Er hat mit seiner Familie 1945 überlebt. Im Jahre 1951 erhielt Hans Hiller, der beschnitten war, in Dresden die Barmizwa. Er heiratete 1957 und ist seitdem kein Glaubensjude mehr. Seine Frau trat aus der evangelischen Kirche aus.

Anmerkung: Herr Hans Hiller war am Bußtag 1995 zur Einweihung des „Denkorts“ mit seiner Frau erschienen. Ein Photo zeigt ihn im Gespräch mit Bischof Klaus Wollenweber. Im März 2003 verstarb Hans Hiller in Görlitz, so daß ich jetzt über ihn berichten kann.

3. Auszug aus einem Brief vom 10. 9. 1991 von Diakonisse Gertrud Menzel⁵⁵

„Was sich im tiefer gelegenen Martinshof abspielte, haben wir nur am Rande miterlebt. Wir mußten besonders vor den Kindern schweigen, und auch die Diakone ließen nichts verlauten, und doch haben wir am Rande miterlebt, wie die Gestapo fast wöchentlich mit großen Lastwagen ankamen, ausluden und einluden und abfuhrten. Wohin mit den jüdischen Menschen? Wir wußten es nicht! Es hieß zum Aufbau in den zerbombten Ländern, ob Rußland? Was eigentlich geschah, haben wir erst lange nach Kriegsende erfahren! Unsere Wäsche mußte im Martinshof gewaschen werden. Es gab dort ein schönes Waschhaus. Wir Schwestern sollten uns dort möglichst nicht sehen lassen, so luden wir jeden Montag die in 2 Badewannen eingeweichte Wäsche auf Leiterwägelchen, die die großen Buben halfen zum Martinshof zu fahren, mit 2 - 3 großen unserer Hausmädchen, die nach der Konfirmation bei uns blieben! Abends wurde alles sauber abgeholt. Die Wäsche wuschen mit den vorhandenen Maschinen einige jüdische Frauen, die es gern taten. Es müssen auch einige vornehme Frauen dabei gewesen sein, viel bekamen wir nicht heraus. Die Kinder waren sehr vernünftig, sie gingen ja auch in die Hitlerjugend und den Bund deutscher Mädchen. Einmal hörten wir, daß das vornehme jüdische Altersheim mit vornehmen jüdischen Pensionärinnen auch eingewiesen wurde mit dem damals sehr guten Mobiliar (aus Breslau). Wir hörten manches von dem in der Stadtkirche (Rothenburg) amtierenden Pastor Dierksen, der sich sehr lieb um uns kümmerte. Aber über allen Berichten lag großes Stillschweigen. Jeden Sonntag gingen wir mit den großen Kindern zum Gottesdienst im Martinshof, den Herr Pastor Zitzmann hielt, er war der damalige Leiter und Vorsteher der Diakonen-Anstalt. Zwei Bänke blieben immer für uns frei. Herr Pastor Zitzmann hatte seinen Gottesdienstraum verkürzen lassen, und eine Wand trennte einen ausgesparten Raum. Darin saßen die armen Juden und hörten dem Gottesdienst zu. Pastor Zitzmann sprach daher oft sehr laut, damit mitgehört werden konnte. Oft warfen die verzweifelten Menschen, ehe der Lastwagen das Gelände mit ihnen verließ, ihren versteckten Schmuck in die letzten Sträucher. Unsere Wäschekinder beobachteten es einmal und holten die vielen Ketten, Uhren, Ringe usw. aus den Sträuchern und brachten es mir!! Es durfte auch nicht ein Ringlein

⁵⁵ Sie arbeitete im Lehmgrubener Diakonissenhaus Breslau, zuletzt in Marktheidenfeld/Main, wo sie 2001 verstarb. Sie war von 1941-45 mit etwa 60 Kindern in Rothenburg, weil die Nationalsozialisten das evangelische Kinderheim in Jauer geschlossen hatten. Pastor Zitzmann nahm sie im Wilhelmshof auf.

behalten werden! Ich machte den Kindern klar, daß uns das nicht gehörte, und ich lieferte hoffentlich alles im Martinshof ab. Ja, das waren böse Zeiten.“

4. Zentralrat der Juden in Deutschland an Pfarrer Reinhard Leue, 29. August 1994

Sehr geehrter Herr Pfarrer Leue,
haben Sie vielen Dank für Ihr Schreiben vom 17. August. Grundsätzlich vertritt der Zentralrat der Juden die Auffassung, daß beim Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus der Genozid am jüdischen Volk insofern eine besondere Rolle spielen muß, als er in seiner Art einzigartig war. Das ist der Grund, aus dem der Zentralrat Mahnmale, die pauschal allen Opfern ohne Differenzierung gewidmet sind, ablehnt.

Etwas anderes ist es jedoch, wenn, wie in Ihrem Fall, zwei Gedenktafeln angebracht werden, um an dem Ort, an dem es zur Vernichtung sowohl von Juden als auch von Behinderten gekommen ist, beider Opfergruppen zu gedenken. Dagegen ist aus unserer Sicht nichts einzuwenden.

Ich habe mich gefreut zu hören, daß Sie mit Ihren Plänen zu diesem Mahnmal weitergekommen sind. Ich verbleibe mit freundlichen Grüßen
Ihr

gez. Ignatz Bubis

5. Verstorbene jüdische Menschen im Lager Tormersdorf

Todestag	Name	Geburtstag	Konfession	Todesursache
16.09.1941	Max Markus Israel <i>Berger</i> (Breslau)	23.10.1870	mosaisch	allgem. Körperschwäche, Herzschlag
01.10.1941	Fanny Laura <i>Bandmann</i> , geb. Freund	21.08.1858	mosaisch	Gefäßverkalkung, Gehirn- blutung
17.10.1941	Selma Sara <i>Laskowitz</i> , geb. Stein	12.07.1861	mosaisch	Gehirnblutung
12.11.1941	Hanne Sara <i>Maschkowski</i> , geb. Israelski	14.01.1857	mosaisch	Grippe, Lungenentzündung
13.11.1941	Lina Sara <i>Berkowitz</i> (Lehrerin, Breslau)	11.12.1864	mosaisch	Lungenentzündung
12.11.1941	Hulda Sara <i>Brinnitzer</i> , geb. Galewski	09.11.1864	mosaisch	Lungenentzündung
20.11.1941	Selma Sara <i>Rupp</i> , geb. Böhm	10.07.1876	mosaisch	Lungenentzündung
12.12.1941	Rosa Sara <i>Engel</i> , geb. Freund	24.03.1879	mosaisch	Krebs
01.01.1942	Ernst Israel <i>Neumann</i>	13.05.1886	mosaisch	Aderverkalkung, Herzasthma
19.12.1941	Marta Sara <i>Hartmann</i> , geb. Holländer	05.05.1870	mosaisch	Entkräftung, Knochen-Tb.
14.01.1942	Alma Emma Sara <i>Richter</i> , geb. Berliner	26.04.1861	mosaisch	Lungenentzündung
01.02.1942	Matthias Israel <i>Schwalbe</i> , Kaufmann	08.02.1868	mosaisch	Herzschwäche, pernic. Anämie
04.02.1942	Rosa Sara <i>Lippmann</i> , geb. Waldmann, Breslau	25.04.1866	mosaisch	Herzschwäche, allgemeine Entkräftung
07.02.1942	Fanny Sara <i>Fabian</i> Heimleiterin	01.12.1865	mosaisch	Herzschlag
15.02.1942	Adelheid Sara <i>Rosenbaum</i> , geb. Hurtig	25.04.1871	mosaisch	Darmkatarrh, Herzschwäche
02.03.1942	Leopold Israel <i>Mehrländer</i> , Kaufmann	13.05.1855	mosaisch	Gehirnblutung

Todestag	Name	Geburtstag	Konfession	Todesursache
24.04.1942	Erich Israel <i>Oppenbeimer</i> , Krankenbehandler aufgefunden am Wehr	24.05.1894	mosaisch	Selbstmord durch Vergiftung
24.04.1942	Charlotte Amalia Sara <i>Oppenbeimer</i> , geb. Cohn aufgefunden am Wehr	04.01.1896	mosaisch	Selbstmord durch Vergiftung
21.04.1942	Olga Sara <i>Prausnitz</i> , geb. Guttman	05.05.1863	evangelisch	Bauchgeschwulst
05.05.1942	Paul Israel <i>Böhm</i> Kunstmaler	14.03.1868	evangelisch	Abzehrung, Lungen- entzündung
31.05.1942	Aurora Sara <i>Hirschbain</i> , geb. Ladendorff	24.08.1856	mosaisch	Altersschwäche
13.06.1942	Amanda Scharne Sara <i>Hannes</i> , geb. Auerbach	13.08.1861	mosaisch	Herzschwäche
18.07.1942	Bianka Sara <i>Loewy</i>	30.09.1865	mosaisch	Abzehrung
24.07.1942	Hedwig Sara <i>Engel</i> , geb. Bloch	24.07.1864	mosaisch	Herzmuskelschwäche
09.08.1942	Jachil Joachim <i>Lissner</i>	11.03.1870	mosaisch	Gehirnschlag
25.09.1942	Wally Sara <i>Horn</i> , geb. Brinnitzer	16.05.1883	mosaisch	Herzschwäche

Auszüge aus dem Standesamtsregister 1941/42 von Rothenburg (damals Kreisstadt). Akten jetzt im Archiv der Kreisstadt Niesky. Außer Paul Böhm wurden alle Verstorbenen (Juden) auf dem Friedhof der Bruderschaft in Tormersdorf beerdigt.

QUELLEN

- Die Geschichte der Brüderschaft Zoar/Martinshof. Chronik von Pfarrer Curt Zitzmann, 1953 handschriftlich, 1980 Rotaprintdruck, im Archiv des Martinshofes
- Die Geschichte der Brüderschaft Zoar/Martinshof. Chronik von Diakon Herbert Matuschok, 1955 handschriftlich mit Originalfotos, im Archiv des Martinshofes

Literatur

- 100 Jahre Martinshof Rothenburg 1898-1998, bebilderte Festschrift, hg. v. Martinshof, Rothenburg 1998. Darin: Reinhard Leue, Die bitteren Jahre 1941/42, S. 31-35
- Alfred Konieczny, Tormersdorf, Grüssau, Riebzig, Obozy przejściowe dla Żydów Dolnego Śląska z lat 1941-43, Breslau 1997
- Kennzeichen J, Bilder, Dokumente, Berichte, hg. von Helmut Eschwege, Berlin 1981
- Görlitz 1933-1945. Gezeichnet durch den gelben Stern. Die Verfolgung der Görlitzer Juden durch die Faschisten, aus Dokumenten und Erinnerungen. Hg. v. d. Kommission zur Erforschung der Geschichte der örtlichen Arbeiterbewegung, Görlitz 1998. Darin: Roland Otto über Zoar/Martinshof: S. 11-13, 2 Fotos
- Auftrag für die Zukunft. Juden und Synagoge in Görlitz. Hg. v. d. Sächsischen Landeszentrale für politische Bildung, Dresden 1995. Darin über Zoar/Martinshof: S. 67-70
- Zur Geschichte der deutschen Juden: Ostdeutschland - Böhmen - Bukowina. In: Kulturpolitische Korrespondenz, hg. v. d. Stiftung ostdeutscher Kulturrat, Redaktion Jörg Bernhard Bilke, Bonn 61/1993. Über Juden in Schlesien, S. 9ff.
- Görlitzer Magazin 1988. Beiträge zur Geschichte, Kunst und Kulturgeschichte der Stadt Görlitz und ihrer Umgebung. Hg. v. Rat der Stadt Görlitz Abt. für Kultur, Roland Otto. Darin: Das Zwangslager Tormersdorf/Rothenburg 1941-43, S. 12f.
- Juden in der Oberlausitz. Hg. v. Frank Stübner, Bautzen 1998
- Bausteine zur Rothenburger Stadt-, Kirchen- und Schulgeschichte. Hg. v. Ulrich Hutter-Wolandt und Steffen Menzel, Rothenburg 1998. Darin: Reinhard Leue, Berichte über das Judenghetto Zoar/Martinshof, S. 20-24 und S. 91-92
- Häusler, Michael: Dienst an Kirche und Volk, München 1995

Reinhard Leue, Gorzkie lata. Obóz przymusowy i getto żydowskie Zoar/Martinshof

W Rothenburgu, centrum śląskiej diakonii, w domu Zoar opiekowano się ludźmi umysłowo chorymi, którym w Trzeciej Rzeszy ustawą „o utrzymaniu zdrowego potomstwa” przy użyciu sterylizacji i od 1940 r. poprzez celową likwidację drogą „eutanazji” odebrano prawo do życia. Do 1940 r. placówki tej jednak nie dostrzegano. Dopiero w 1941 r. miano dokonać konfiskaty tegoż zakładu. Upośledzeni i chorzy, których proboszcz Curt Zitzmann nie mógł odwiedzić do ich rodzin, zostali odtransportowani a na ich miejsce sprowadzono Żydów ze Śląska. Nazwa Zoar, ponieważ odnosiła się do Starego Testamentu, musiała zostać zmieniona na Martinshof. Ten funkcjonował jako obóz przejściowy, przy czym zdolni do pracy zostali stąd dalej odtransportowani do obozów koncentracyjnych do Polski. W ten sposób w przeciągu lata 1941 r. przybyło do Rothenburga ponad 500 Żydów z Wrocławia i 100 Żydów z innych miast śląskich, 72 % stanowiły kobiety, 28 % mężczyźni, wśród nich 12 chłopców i 18 dziewcząt poniżej 15 roku życia. Tym samym obóz Martinshof został całkowicie przepełniony. Autor ukazuje nieludzkie warunki zakwaterowania, za które mieszkańcy musieli jeszcze płacić czynsz i uiszczać koszty utrzymania. Stale zastrzające się nakazy (odebranie ciepłej odzieży, zakaz chowania zmarłych w trumnach itd.), jak również praca w okolicznych zakładach czyniły z życia tych ludzi prawdziwą katorgę, zanim nastąpiło najgorsze, mianowicie ich odtransportowanie do obozów zagłady.

Görlitz || Die Stadt an der Neiße

VON HEINRICH BORNKAMM

I. VOR 1914

DIE VORSTADT IM SÜDEN VON GÖRLITZ

Die Welt unserer Görlitzer Kindheit war von dem Großteil der Stadt durch das breite Gebinde der Eisenbahnschienen abgeschlossen, die hier in Richtung auf den nahen Bahnhof ausfächerten. Unsere Vorstadt zog sich in großer Länge, aber stellenweise nur geringer Tiefe an der Bahnlinie entlang; alles andere als eine geschlossene Anlage und doch eben darum eine ganze Stadt für sich. Es gab alles, was dazu nötig war: von den schönsten Villenvierteln bis zu den langen, zwar breit und luftig angelegten, aber erdrückend monotonen Arbeiterstraßen. Es war das Gebiet der modernen Maschinenindustrie mit ihren meist mittelgroßen Betrieben; aber ebenso war Raum für jegliches Handwerk, für behagliche bürgerliche Häuserreihen, für Gärten und Laubenkolonien. Hinter unserem Hause lag ein mächtiger Holzplatz, Gelegenheit zu unerschöpflichen Spielen mit den Enkeln des Besitzers, und daran anschließend ein riesiges Getreidefeld, noch heute ein unbebautes Gelände. Denn die Stadt hatte Raum zum Wachsen und brauchte sich nicht damit aufzuhalten, solche Flecken auf ihrem Plan zu beseitigen.

Ich habe erst später, als ich die Vorstadt als die Gemeinde meines Vaters sehen lernte, begriffen, was diese vielfältige Schichtung an Reichtum der Menschen und Probleme bedeutete. Uns Kinder berührte davon nur, was irgendwann unsere kleinen Kreise schnitt. Die Hauptrespektsperson war ohne Zweifel „der Kommerzienrat“ (Raupach), der Besitzer einer der Maschinenfabriken, der sich aus einfachem Stande heraufgearbeitet hatte, bei seinen Arbeitern darum geachtet war und durch die Gründung großer Laubenkolonien viel für sie tat. Auch wir erhielten in einer von ihnen einen Garten, halb zur Freude unserer Eltern, da sie nun wussten, wo sie uns unbesorgt hinschicken konnten, halb zum Kummer, da sie zum Bearbeiten keine Zeit hatten und wir durch nichts zu gewinnen waren, etwas dafür zu tun, dass er nicht im ehrgeizigen Wettstreit der Nachbarn seine unveränderlich klägliche Figur machte. Für uns war er Spielplatz und Startpunkt der unendlichen Jagden durch die langen Wege und Verstecke der Kolonie. Dem alten Kommerzienrat, der sie manchmal besuchte, wich man lieber aus, da man nicht wusste, was man auf die barsche Freundlichkeit des

wortkargen Mannes erwidern sollte. Meinem Vater war er in Gemeindenöten oft ein zuverlässiger Helfer. Und als er die große Glocke für unsere neue Kirche stiftete und unter Fuhrleuten und Arbeitern an der schlichten Feier zu ihrer Ankunft teilnahm, stellte sich eine scheue Vertraulichkeit ein. Der stolzeste Augenblick aber war, als wir in seinem Auto, einem der ersten in der Stadt, eine Fahrt über Land machten. Es dämpfte unsere Freude freilich sehr, dass wir dabei einen Hund überfuhren, der seinen mangelnden Respekt vor dem künftigen König der Landstraße mit dem Leben bezahlte.

Von der übrigen Welt der Fabriken interessierte uns nur die Schokoladenfabrik Mattke und Sydow. Ihre süßen, ahnungsvollen Düfte waren zuverlässige Wind- und Wetteranzeiger. Und die Kunde, dass die neu eintretenden Arbeiter und Arbeiterinnen sich zunächst so lange an Schokolade satt essen dürften, bis ihnen das Naschen verging, erhob sie ins Reich des Märchens. Am aufregendsten aber war es, wenn wieder einer der zweimal drei Söhne der beiden Besitzer bei meinem Vater als Konfirmand angemeldet wurde. Das erweckte die sichere Hoffnung auf ein prachtvolles Geleге des Osterhasen. Diese sechs Söhne, von denen der Weltkrieg nur wenige übrig ließ, schmückten übrigens eine der Schokoladentafeln der Firma, gleich den Kaisersöhnen wie die Orgelpfeifen aufgebaut, die Hände auf den Schultern des Vordermanns. Es war ein Rest patriarchalischen Empfindens, dass man sich davon einen Verkaufserfolg versprach.

Zu den mancherlei Handwerkern führten uns die Botengänge, die der Haushalt ergab; am liebsten zu dem alten Tischlermeister, einem stillen Mann mit hellen blauen Augen im bärtigen Gesicht, aus denen eine Seele sprach, die mit einer anderen Welt vertraut war. Es ergriff uns später tief, wie der fromme Mann im Kriege den Tod seines Sohnes und Erben trug. Alle Vorgänge in der Werkstatt, Geruch und Maserung des Holzes erregten mein Entzücken, das wohl von einer langen Zimmermannsreihe unter meinen Vorfahren stammte. Mein besonderer Freund aber wurde ein einstiger Kunstschmiede- und Schlossermeister Kühn, der in unserem Hause in der Wielandstr. 7 wohnte. Die beiden innig geliebten alten Leute waren Herrnhuter, und ich erfuhr im Laufe der Jahre, in denen ich oft täglich zu ihnen hinaufstieg, manches vom Leben, den Menschen und der Mission der Brüdergemeine. Eine große Attraktion bildete die herbe, körnige Surinam-Schokolade, die sie direkt von Verwandten in den dortigen Brudersiedlungen geschickt bekamen, die Urschokolade gegenüber dem vermilchten Zeug, die ich seitdem nie wieder gefunden habe. Die „Tante“ Kühn schrieb Märchen, die sie auch manchmal in Zeitschriften unterbrachte, besaß aber auch allerlei Jugendbücher und Almanache, aus denen sie gern vorlas. Die Tragödie Heinrichs IV. habe ich hier kennen gelernt. Allmäh-

lich aber wuchs ich zu der männlicheren Welt des „Onkels“ heran. Da er viel liegen musste, durfte ich mich oft auf dem einfachen Wachstuchkanapee neben ihn legen, und er erzählte. Oft waren es Zukunftsbilder einer glänzenden militärischen Karriere, die er, der alte Soldat, sich für mich ausdachte. Ich sehe noch die fein gezeichnete und ausgemalte Postkarte vor mir, die er mir in die Sommerfrische schickte, auf der ich in Generalsuniform auf einem Schimmel die Meldung meines heransprengenden Ordonnanzoffiziers, meines Bruders, entgegennahm, dass der Feind fliehe. Öfter aber noch erzählte er mir von den politischen Weltbegebenheiten: Der „Panthersprung von Agadir“, der seltsame Name von Kiderlen-Wächter, auf den man werde achten müssen, oder der von Bethmann-Hollweg bleiben haften. Für mein erwachendes historisches Gefühl war das die rechte Nahrung. Ich habe des klugen, mir liebevoll zugewandten Mannes noch oft dankbar gedacht; vor allem regelmäßig, wenn ich an dem prächtigen schmiedeeisernen Gartentor einer großen Villa vorbeiging, von dem außer dem Besitzer wohl nur ich allein noch wusste, dass er es gemacht hatte.

Zur selbstgenügsamen Abgeschlossenheit unseres Vorstadtlebens gehörte, dass das Schönste der Umgebung in weitem Bogen an sie grenzte und dass wir nirgends eines Anmarsches durch die Stadt bedurften. Uns zu Füßen lag tief eingeschnitten das Tal der Neiße mit der schmalen Fußgängerbrücke, welche das ganze andere Ufer mit seinen herrlichen Spaziergängen durch Wald und Wiesen erschloss, lagen Badeanstalt, Schlittschuhbahn und Rodelbahnen. Von der Höhe des Weinberges, dem südlichsten Punkt des Hochplateaus, auf dem die Stadt liegt, sah man weit über die im Frühjahr oft in einen gewaltigen See verwandelten Weißwiesen auf das blaue Gebirge. Und von der westlichen Ecke unserer Vorstadt aus hob sich das Gelände langsam dem stolzen Basaltkegel der Landskrone entgegen, die, 200 Meter höher als die Stadt, nach allen Richtungen einen königlichen Blick gewährte. Sie wurde, zumal wir ihr 1914 in einer neuen Wohnung noch näher rückten, zur Mitte alles Schönen, was die Jahreszeiten zu bieten hatten, nicht zuletzt im Winter mit der großartig um den Berg geschlungenen Rodelbahn.

Nur an einer Stelle brauchten wir einen Brückenkopf jenseits der Eisenbahn, den hoch über der Neiße gelegenen Felsen des Blockhauses, von dem aus man mit Hilfe einer Tafel die ganze Kette der Berge von der Schneekoppe über das breit gelagerte Isergebirge bis zu den prachtvollen Kuppen der Sudeten, Jeschken und Lausche, verfolgen konnte. Hier ist mir im Frühling 1946 im Blick auf das geliebte Gebirge zum ersten Male ahnend klar geworden, was wir verloren hatten. Es zu fassen, war unmöglich

und ist es heute noch. Vor dem Blockhause war dem Prinzen Friedrich Karl von Preußen, dem Heerführer von 1866, ein Denkmal errichtet, dessen anatomische Unmöglichkeit: den linken Fuß voran und mit dem rechten Arm weit nach Böhmen vorausweisend, wir immer wieder ausprobieren. Vom Blockhause aus verfolgte man zugleich den Lauf der Züge über den mächtigen Viadukt, die imponierende Eisenbahnbrücke schon aus den Jahren 1844 bis 1847, die große Verbindungslinie hinein nach Schlesien. Hier standen wir dann oft und sahen die Truppentransporte, anfangs geschmückt mit Blumen und übermütigen Inschriften, später immer ernster und stiller, und die Lazarett- oder die interessanten Gefangenenzüge vorbeierrollen. Am Ende des Zweiten Weltkrieges war die wichtige Verkehrsader natürlich durch Sprengung unterbrochen worden; mächtige Trümmer des Viaduktes lagen unten in der Neiße, die nun auf der anderen Seite von polnischen Posten bewacht war. Ein mir bekannter junger Pfarrer, der als Offizier von den Amerikanern in Italien aus der Gefangenschaft entlassen worden war, benutzte die Trümmerinseln, um nachts den Fluss zu überschreiten und – wie ich es von einer Reihe von Pfarrern weiß – zu den Resten seiner Gemeinde in Schlesien zurückzukehren. Er hatte am Tage zuvor in Görlitz geheiratet und gab seiner jungen Frau vor dem Hinüberklettern die Anweisung: „Wenn es nicht geknallt hat, kommst du nach.“

DIE ALTE STADT

Wenn Görlitz im Westen oder Süden Deutschlands läge, gehörte es zu den bekanntesten deutschen Städtebildern. So wissen nur die Kenner etwas von der mächtigen fünfschiffigen spätgotischen Hallenkirche, der Peterskirche, die sich gleich Meißen, Merseburg oder Limburg auf hohem Felsen über dem eng eingeschnittenen Tal der Neiße erhebt, von dem mit Kaufmannslauben wie in Prag oder Bologna umzogenen Marktplatz, von den frühesten deutschen Renaissance-Häusern, die sich hier finden. Auch wir Kinder drangen natürlich nur langsam in diese geschlossene Welt ein. Sie war von uns getrennt durch den langen Schulweg, zwei und von der späteren Wohnung drei Kilometer, hin und zurück ein gutes tägliches Lauftraining, zumal man ja immer verspätet war. Er führte durch die üblichen Geschäftsstraßen aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und endete dort, wo die alte Stadt anfing. Ihn freiwillig noch einmal zu gehen und weiterzustreifen, fühlten wir kein Bedürfnis, da wir es draußen so schön hatten.

So kam es, dass wir die alte Stadt zuerst von der entgegengesetzten Seite her kennen lernten, von dem alten Friedhof um die Nikolaikirche, der

Stätte der ältesten Siedlung, des slawischen Dorfes Gorelic, dessen Name 1071 unter Heinrich IV. zum ersten Mal auftaucht. Nach dem Friedhof hatte mein Vater oft zu Beerdigungen zu fahren, und es war ein Fest für uns, über dessen Verhältnis zu dem traurigen Anlass wir uns wenig Gedanken machten, wenn er uns mitnahm. Zu völligem Schweigen und Still-sitzen verpflichtet, blickten wir nur vorsichtig aus den Fenstern des vornehmen Landauers, streiften wohl einmal das abwesende, ganz in sich gesammelte Gesicht des Vaters und genossen, namentlich wenn wir von dem neueren glatten Granitpflaster auf die Basaltkatzenköpfe der Altstadtstraßen hinüberwechselten, das Trappeln der Pferde und das Rollen der Räder. Am Beginn des Friedhofs mussten wir aussteigen und konnten bis zu einer bestimmten Zeit herumstreifen. So prägte sich uns das Bild des alten, verfallenen Barockfriedhofs ein, der sich von der Nikolaikirche, der einstigen Pfarrkirche der Stadt, den Hang hinaufzog, mit überwachsenen Steinen, schönen geschmiedeten Gittern, Grabkapellen reicher Familien des 17. Jahrhunderts und mit den beiden besonders verehrten Gräbern: dem von Jakob Böhme mit einem großen schlichten Feldstein, dem amerikanischen Verehrer an seinem 300. Todestage 1924 eine kalte, der Umgebung unangemessene Marmorplatte mit symbolischen Zeichen hinzuzufügen, und dem von Minna Herzlieb, der Goethe einst im Frommannschen Hause in Jena seine Neigung zugewandt hatte. Der Spruch auf ihrem Grabstein: „Goethes Liebe verschönte deine Jugend, Goetheliebe schmückt dir nun dein Grab“ kam uns freilich recht verstaubt vor. Dicht neben der Kirche stand die geheimnisvolle Linde an dem Grabkapellchen des Pastor primarius Martin Moller († 1606). Wie so oft in der Geschichte der Kirche hatten die orthodoxen Alleswisser ihn der damaligen Modeketzerei, des Kryptocalvinismus, verdächtigt. Ein in sein Grab gesteckter Lindenzweig sollte nach seiner Voraussage Wurzel schlagen und seine Unschuld erweisen. Es war von ihm nur eine kurze Zeit- und Wegspanne hinüber bis zu Jakob Böhme (1575-1624), dem Schuhmachermeister und Mystiker, der ihn verehrte und von ihm nicht das auszustehen gehabt hätte, was ihm Mollers brutaler Nachfolger Gregor Richter antat. Zum Ausgleich sind jene Gegner vergessen, während Mollers lauterer Name noch in einigen zarten Liedern des Gesangbuchs weiterlebt.

Nach der Beerdigung ließ mein Vater, statt heimzukehren, den Wagen oft noch auf die Höhe hinauffahren, von der man den schönsten Blick auf die alte Stadt hat, und schickte ihn zurück, während wir einen Spaziergang machten. Da lag der Reichtum der herrlichen Türme vor uns: von dem mächtigen gotischen Turmpaar der Peterskirche – wie Köln und Ulm aus dem 19. Jahrhundert, aber glücklich aufgesetzt und nicht mehr wegzuden-

ken – über die eleganten, schlanken Türme des alten Rathauses und der einstigen Franziskanerkirche und ein paar kleineren Spitzen bis zu den barocken Hauben der drei kraftvollen Stadttürme und dem seltsamen Rundling des „Kaisertrutztes“, dem stärksten Bollwerk der alten Stadtbefestigung, das sich bei der Belagerung von 1641 diesen Ehrennamen erworben hatte.

Mussten wir, wenn mein Vater länger zu tun hatte, allein nach Hause gehen, so führte der Weg vom Gebiet der alten Siedlung um die Nikolai-kirche steilaufwärts auf die Höhe des Neißefelsens, den Ort der einstigen Burg der böhmischen Herzöge, von 1076 bis 1635 mit einigen Unterbrechungen Landesherren der Oberlausitz; dann wurde Görlitz kursächsisch und 1815 preußisch. Es war wohl die Stelle innerhalb der Stadt, wo man sich – ich weiß nicht, ob es anderen auch so gegangen ist – am stärksten „verreist“ fühlte: angesichts der gewaltigen Dimension der Peterskirche, des großen ungenutzten, wie von einer Burgmauer nach dem Felsabfall umgebenen, roh gepflasterten Platzes und des riesigen, mit kleinen Holzläden vor den Fenstern verschlossenen Steinhauses, das auf dem einstigen Burggelände stand. Was das archaische Gebäude einst bedeutet hatte, blieb verborgen; es konnte ja nicht immer der Feuerwehr gedient haben. Das Rätsel löste sich auch nur zum Teil, als ich später erfuhr, dass es als Stapel für Waid benutzt worden sei, das wertvolle Tuchfärbemittel, aus dessen Lagerung Görlitz lange Zeit große Gewinne zog. Denn was war Waid? Was war Stapelrecht? Zum Gefühl des Großartig-Fremden trug aber am meisten die domartige Kirche selbst bei mit ihrer strengen romanischen Westfassade und dem atemraubenden Wald schlanker Pfeiler, den das Innere in immer neuen Längs- und Diagonalblicken zeigte. Vertraut wurden wir mit dem Raum freilich erst später, als wir ihn öfter und verständnisvoller aufsuchten und vor allem als in der Zeit der aufblühenden Kirchenmusik nach dem Kriege die spätgotische Weite, die festliche barocke Ausstattung und Bachs Passionen sich zu einer zauberhaften Sprache verbanden. Es gab nur Kennern vertraute Emporen und Gestühle, wie den „Moyser Chor“ (nach dem ersten Dorf jenseits der Neiße genannt), die man rechtzeitig besetzen musste, um den vollen Genuss der halbdunklen Kirche für Auge und Ohr zu haben. Erst spät entdeckten wir auch die Schönheit der Krypta, eines von hohen Bogen auf schlanken Pfeilern überwölbten Raumes, den man erst um die Mitte des 15. Jahrhunderts dem verlängerten Neubau untergezogen hatte, um ihn gegen den Felsenrand abzustützen; eine Seltenheit also gegenüber den schweren romanischen Unterkirchen, die man sonst meist als Krypten kennt. Und dass ich nicht dazu gekommen bin, die schöne Bibliothek alter theologischer und erbau-

licher Werke, die ich unvermutet in der Sakristei fand, genauer zu studieren und zu katalogisieren, tut mir heute noch leid. Ein besonderes Vergnügen bereitete es uns, dass das gewaltige Kupferdach aus einem Ablassverkauf Tetzels (1509) stammen sollte. Das ist freilich eine Legende, wenn auch eine leicht verständliche. Der Rat hatte von dem Erlös (dem besten nächst Köln!) die Hälfte für die Peterskirche gefordert – ein damals üblicher Ablass vom Ablass –, deren Dach man im gleichen Jahr neu zu decken begonnen hatte.

Der große, etwas verwahrloste Platz neben der Peterskirche und die unansehnlichen Häuser, die an ihn angrenzen, zeigen schon, dass es sich hier nicht um den Stadtkern handeln kann. Er liegt ein paar hundert Meter weiter entfernt, neben Dorf und Burg nun das dritte Element künftigen Gemeinwesens: die um 1220 durch König Ottokar von Böhmen gegründete Stadt. Sie erstand an der Stelle, der Görlitz weit über das Mittelalter hinaus seinen Wohlstand zu verdanken hatte, an der „Hohen Straße“, der großen Fernhandelsstraße quer durch Deutschland hinein nach Schlesien und Polen. Sie kreuzte sich hier mit der Straße, die durch die Lücke zwischen den Sudetenbergen nach Böhmen führte. Noch heute zeigt die lang gezogene Anlage der alten Stadt mit den beiden Märkten den Durchlauf der „Hohen Straße“ vom Reichenbacher Tor mit seinem durch einen doppelten Wehrgang schön gegliederten Turm zur Neißebrücke. Den Zugang von den neueren Stadtteilen zum ältesten Stadtkern um den Untermarkt bildet die schmale Brüderstraße, nach den *fratres minores* des Franziskanerklosters genannt. Man kann sich für den Eintritt auf den Markt keine geistvollere Szenerie denken. Links schwingt sich in einem ausgesparten Winkel des alten Rathauses die vielbewunderte Rathaustreppe um eine freistehende, eine *Justitia* tragende Säule zu einer mit Reliefs verzierten Renaissancekanzel empor, von der einst die Verlautbarungen des Rats verlesen wurden. Als ich einmal in Tübingen das Glück hatte, mit dem alten Kunsthistoriker Dehio von einer Einladung gemeinsam nach Hause zu gehen, konnte er diese künstlerische Leistung höchster Qualität nicht genug rühmen. Von rechts folgt am Anfang der auf die Straße übergreifenden Marktlauben der elegante Erker des „Schönhofs“, eines der frühesten deutschen Renaissancehäuser (1526), der zurückspringenden Bewegung des Rathauses. Der Knick der Straße verzögert den Blick auf die behäbigen Kaufmannshäuser, die den Markt mit ihren Lauben umsäumen, und gibt ihn dann um so schöner frei. Natürlich waren wir zu scheu, in Häuser zu gehen, in denen wir nichts zu suchen hatten. So blieb es bei einem gelegentlichen Blick in ein hübsches Treppenhaus, das freilich seine Vornehmheit meist durch eingebaute Kleinwohnungen verloren hatte. Nur

eins der Häuser wurde mir näher vertraut, das großzügige Gebäude der Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften an der Marktecke, wo sich die Straße zur Neiße hinabsenkt. Hier wohnte im zweiten Stock über der Bibliothek und den Versammlungsräumen mein Freund Horst Jecht, heute Nationalökonom in München, der Sohn des Görlitzer Ratsarchivars Richard Jecht. Das frühklassizistische Haus umschließt einen großen Innenhof, der in allen Stockwerken von Loggien umzogen ist, ein fast italienischer Eindruck. Ich betrat es immer mit einer Mischung von Bewunderung und Schauern. Es war selbst Geschichte, still und ernst wie ein Museum. Wie konnte man darin leben? Den Vater, dem die Stadt die wissenschaftlichen Fundamente ihrer Geschichte verdankt, traf man nur selten. Er blitzte einen zwar immer über seine dicken Brillengläser freundlich an, aber man drückte sich doch, um ihn nicht zu stören, rasch vorbei und verehrte ihn lieber aus der Ferne als den Inbegriff des gelehrten Archivars, wie ihn der Görlitzer Künstler Otto Merseburg gezeichnet hat: vor seinem alten Sekretär sitzend, umgeben von Folianten auf Tisch und Fußboden, kurzzeitig über die Urkunden gebeugt, gegen die Kälte des Ratsarchivs durch einen dicken Schlafrock und mächtige Filztiefel geschützt. In seinen Vorträgen schüttete er seine Entdeckungen mit stürmischem Temperament aus, ganz gleich, ob es um Grundfragen des Stadtrechts ging, in denen er anerkannter Meister war, oder darum, dass der Meistersinger Adam Puschmann Brüderstraße 5 und nicht 6 gewohnt habe. Ich bewunderte, wie mein Freund Jecht, unser unerreichter Primus, dem den Platz streitig zu machen ich weder Gaben noch Ehrgeiz hatte, von Jugend auf in die Atmosphäre gelehrter Arbeit hineinwuchs und sich neben der Stadtgeschichte auch ein selbständiges kunstgeschichtliches Urteil an der schönen Sammlung von Kupferstichen und Zeichnungen bildete, welche die Gesellschaft besaß. Aber ich hätte diese klösterliche Welt doch nie mit dem Leben vertauschen mögen, das draußen am Stadtrand durch unser Haus ging. Unmittelbar neben dem mächtigen Eckhaus liegt das kostbarste der Görlitzer Renaissancehäuser (1570), das mit einer großen Zahl alt- und neutestamentlicher Reliefs in typologischer Anordnung geschmückt ist, ein unvergleichliches Beispiel dieser seltenen Dekoration eines Bürgerhauses. Außer solchen hervorragenden Beispielen die Fülle der kleineren Schönheiten an Portalen und Giebeln in den Straßen des alten Stadtkerns zu entdecken, waren unsere Augen leider zu ungeschult. Der Eindruck des Ganzen mit den zahlreichen malerischen Durchblicken auf Türme, Lauben und Plätze zog aber von Jahr zu Jahr mehr in seinen Bann.

Geht man durch die Brüderstraße zurück, so öffnet sich die enge Straße plötzlich zu dem weiten, langgestreckten Obermarkt, dem Zentrum der

neuen Stadt schon seit der Mitte des 13. Jahrhunderts, eine für diese Zeit höchst großzügige Anlage. An seinem Eingang hatten die Franziskaner bereits 1234 – vierzehn Jahre nach der Anerkennung ihres Ordens und acht Jahre nach dem Tode ihres Gründers, ein Zeichen für die schnelle Ausbreitung der Bettelordensbewegung – ein Kloster errichtet. Seine Kirche, heute Dreifaltigkeitskirche, hatte eineinhalb Jahrhunderte später den schönen gotischen Langchor erhalten, der ihr die eigentümliche Fernwirkung gab. Glücklicherweise war das Schiff schon von den predigteifrigen Franziskanern durch den Anbau einer großen Kapelle zu einer Gemeindekirche umgebaut worden. Eine anorganische, aber für die Zweipoligkeit des Spätmittelalters bezeichnende Lösung, die später dem evangelischen Predigtgottesdienst mühelos einen geeigneten Raum bot. Die differenzierten Raumwirkungen, die wunderschöne „Goldene Maria“, das Meisterstück eines spätgotischen Schnitzaltars, ein überaus menschlicher sitzender Schmerzensmann, hübsche alte Malereien gaben der Kirche einen viel intimeren Charakter als der gewaltige Raum der Peterskirche und machten sie uns besonders lieb.

Der Obermarkt selbst war viel zu groß, um eine ähnliche Raumwirkung hervorzubringen wie der ältere. Er war für uns, die wir dort wenig zu suchen hatten, einfach ein großer Platz. Eine Reihe prächtiger Barockhäuser, die er aus der Spätblüte des Görlitzer Kaufmannslebens im 18. Jahrhundert besitzt, gingen für den flüchtigen Blick in seiner Weite und den überall eingeschobenen frechen Nachkömmlingen aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts unter. Er war das gegebene Aufmarschgelände für patriotische Feiern. Von den hoffnungslos verhallenden Ansprachen der Kaisergeburtstagsreden vor den angetretenen 19ern blieb freilich nichts übrig als Anfang und Schluss: Kam'ran und das dreifache u-a, u-a, u-a! [= Hurra!], dem, wie ein Trauermarsch gespielt, „Heil dir im Siegerkranz“ folgte.

Das originellste und in mancher Hinsicht bemerkenswerteste Bauwerk der alten Stadt habe ich zu meiner Schande in meiner Jugend mit völliger Missachtung behandelt: eine Nachbildung des heiligen Grabes in Jerusalem, die der reiche Bürgermeisterssohn Georg Emmerich nach einer Pilgerfahrt ins heilige Land um 1500 hatte errichten lassen. Es lag am entgegengesetzten Ende unserer Welt in der entsetzlich langweiligen Heiligengrabstraße, der man nicht mehr ansah, dass hier einmal ein Prozessionsweg zum Grabe und der daneben stehenden reizenden Kapelle zum heiligen Kreuz geführt hatte. Erst als ich viel später bei Gustaf Dalmann gelesen hatte, dass die Görlitzer Nachbildung die genaueste sei und am meisten zur Rekonstruktion des Urbildes beitrage, schlug mein Gewissen, und ich besuchte wenigstens einmal das seltsam orientalische kleine Bauwerk in dem

malerischen alten Garten, den man in dem trostlosen Vorstadtviertel nicht erwartete.

DIE SCHULE

Unser Gymnasium war, wie mein Schul- (leider nicht Klassen-) Kamerad Werner Finck in seinem Lebensrückblick zu erzählen pflegt, „Ein gotischer Bau, besser gesagt: ein spätgotischer Bau, sehr spät gotisch sogar“.¹ Es war 1854 an Stelle des Franziskanerklosters gebaut worden, in dem es schon eine fast dreihundertjährige Geschichte erlebt hatte. König Friedrich Wilhelm IV. hatte selbst das alte Kloster besichtigt und einen Umbau – es wurde ein Neubau daraus – im Stile der romantischen Neugotik gefordert. Romantisch war nichts für uns an dem strengen Kasten, der in seinem schwarzen, unverputzten Granit hässlich von der hellen Dreifaltigkeitskirche abstach, die den Schulhof nach der Seite des Obermarktes begrenzte. Nur die Aula, der Ort – mit einer Äußerung Goethes an Zelter zu sprechen – „herz- und dacherhebender“ Chorgesänge und qualvoller Schulan-dachten der Lehrer, erhielt durch ihre hohen Spitzbogenfenster eine gewisse Festlichkeit.

Übrigens Werner Finck: Da er einige Klassen unter mir war und zudem seine Schullaufbahn aus Missbehagen frühzeitig für ein paar Jahre unterbrach, blieb er mir natürlich unbekannt. Wenn es irgendwo Klassengeist gibt, dann in der Schule. Nach unten wie nach oben sind Klüfte befestigt, wenn es sich nicht zufällig um einen guten Reckturner oder 100-Meter-Läufer handelte, auf den die Schule bei Sportwettkämpfen ihre Hoffnung setzte. Sonst kannte man auch aus den höheren Klassen, zu denen man noch eher hinauf- als auf die niederen hinabsah, nur wenige Namen und wusste von noch wenigeren etwas Näheres. So sehe ich noch das verschlossene und stolz wirkende Gesicht des zwei Jahre älteren Hans Joachim Iwand² vor mir, ohne dass ich irgend eine Vorstellung von ihm gehabt hätte.

Wir genossen damals noch den Vorzug, statt der Volksschule die nur dreijährige Vorschule zu besuchen. Und da ich mit fünfdreiviertel Jahren zur Schule gekommen war, konnte ich mit 18 Jahren die Universität beziehen. Diesem unbezweifelbaren Nutzen stand gegenüber, dass wir mit den Schülern der Volksschule nie in Berührung kamen. Auch im Konfirmandenunterricht waren wir, da die großen Klassen sowieso geteilt werden mussten, getrennt. Das gab natürlich ungute Spannungen, und die einzigen

¹ Werner Finck, *Alter Narr – was nun?* [1972], 1975ff, S. 23 (dtv 1044).

² Später Professor der Theologie, führender Vertreter der Bekennenden Kirche.

Berührungen waren zeitweilige Feldzüge, die aber durch die Organisation bestimmter „Banden“ begrenzt waren und eine Art von Völkerrecht erhielten. Es waren weniger Prügeleien als Schleich- und Jagdspiele, bei denen es auf geschickte Überrumpelung und Gefangennahme ankam. Einmal aber kam es zu dem empörenden Verrat, dass einer aus unserer Klasse – natürlich, sagten wir, der Sohn des Redakteurs der sozialdemokratischen Zeitung – die Führung einer Volksschülerbande übernahm und ausgerechnet auf dem uns ziemlich unbekanntem Gelände jenseits der Neiße zum Kampf herausforderte. Er hatte im übrigen keinen leichten Stand bei uns; ich kann rückblickend schwer sagen, wie viel dazu diese isolierende Herkunft und ein grobes, aggressives Wesen beitrugen. Allzuviel militärischen Ruhm ernteten wir „Pennäler“ in diesen Kriegszügen nicht, da wir den anderen mindestens an Zahl, oft aber auch an Draufgängertum unterlegen waren. Jedenfalls war es sicher ein Mangel, dass wir keinen der heranwachsenden Handwerker und Arbeiter von der Schule oder anderen Berührungen her kannten. Unsicherheit unsererseits und ein gereiztes Gefühl des Zurückgesetztheits ihrerseits, in seltenen Fällen auch einmal die enttäuschte Sehnsucht eines über seine Schulbildung Hinauswachsenden nach der geistigen Welt, in der wir lebten, waren die Folge davon.

Unser Gymnasium war, als ich 1909 von der Vorschule hinüberwechselte, in einem Verjüngungsprozess begriffen, der bei kräftiger und geschickter Leitung etwas Gutes aus ihm hätte machen können. Daran aber fehlte es. Unser Direktor Emil Stutzer besaß zwar wissenschaftlich einen gewissen Namen, da er sich literarisch mit neuester Geschichte und sogar mit der noch ganz modernen Soziologie beschäftigte; er hatte ein Buch über die deutsche Großstadt geschrieben. Aber sein Interesse war so sehr diesen Liebhabereien zugewandt, dass für die Führung der Schule nicht viel übrig blieb und auch sein Unterricht – abgesehen von diesen Gebieten, in denen eine Menge bei ihm zu lernen war – nicht viel taugte. Natürlich bedeutete der Krieg einen schweren Rückschlag. Aber das traf alle Schulen. Und wie man trotz seiner Auswirkungen eine Schule durch glücklichen Griff in der Wahl der Lehrer wieder aufbauen konnte, das exerzierte der Direktor des Realgymnasiums, Bockelmann (der Vater des Strafrechtlers Paul Bockelmann), glanzvoll vor.

Leider haben wir mit der mittleren und jüngeren Generation der Lehrerschaft wenig Berührung gehabt. So erhielten nicht wir, sondern unsere Parallelklasse den ausgezeichneten Walther Heinrich Voigt, den späteren Kieler Nordisten, als Klassenlehrer, dessen durch die Brillengläser blitzendes Temperament ebenso anziehend wie gefürchtet war; er warf nach den Unaufmerksamen mit Schwamm und Kreide, notfalls auch mit dem

Schlüsselbund. Aber sein Unterricht, vor allem seine Religionsstunden, galten etwas, während die unseren bei mir das runde Ergebnis erzeugten, das ich meiner Mutter mitteilte: „Religion ist Mist“. Aber auch abgesehen von diesem heiklen Fach, in dem uns fast in der ganzen Schulzeit das Unglück verfolgte, waren wir ruhigeren, weniger auf- und anregenden Herren anvertraut, von denen der eine – klein, eisgrau, herzensfreundlich, aber gelegentlich in hohem Diskant bellend – seinen Spitznamen „Pinscher“ ehrlich verdient hatte. Es war für uns höchst überraschend und belustigend, als zu Beginn des Krieges auch er in feldgrauer Offiziersuniform mit überlebensgroßem Säbel erschien. Fast alle Akademiker waren ja Reserveoffiziere, und es bedeutete für unsere Schule eine Katastrophe, dass nicht nur die Felddienstfähigen sofort einrücken mussten, sondern dass die Wehrbehörde wie sie selbst in der Begeisterung von 1914 bis zur höchsten Altersgrenze und zum Direktor hinauf es für wichtiger hielten, Rekruten zu mustern oder auszubilden, statt für die Kontinuität des Schulunterrichts zu sorgen. Als sie dann nach ein bis zwei Jahren zurückgeholt wurden, war diese schon an manchen Stellen unheilbar zerrissen.

Zu den wenigen zukunftsreichen jüngeren Lehrern, die wir vor 1914 hatten, gehörte der, den ich in meiner Schulzeit am kürzesten gehabt habe und dem ich am meisten verdanke: Dr. Fritz Mundry. Er hatte noch als Lehramtskandidat in der Untertertia bei uns im Griechischen teils hospitiert, teils unterrichtet und übernahm uns, zum Oberlehrer ernannt, in Obertertia als seine erste Klasse. Freilich nur für ein Vierteljahr; dann brach der Krieg aus, und nach drei Wochen war er bei Longwy³ gefallen. Dass es so etwas an mitreißender Frische und Straffheit des Unterrichts gab und dass man sich dafür jede Art von Strenge gefallen ließ, hatte ich nicht geahnt. Unter meinem ersten deutschen Aufsatz stand: „B. neigt zu Phrasen und großen Worten“. Das traf mich, und ich sagte mir: Das darf nie wieder drunterstehen. Es war der erziehlichste Satz, den ich während der Schulzeit gehört habe. Er tauchte auch später immer wieder als Warnung auf, stets verbunden mit dem Bilde dieses Mannes, dessen Tod der erste große Schmerz meines Lebens war. Ich habe die kleine Photographie, die seine Mutter meinem Vater auf seinen Beileidsbrief für mich geschenkt hatte – ein toderntes Gesicht mit fest geschlossenen Lippen, in der Felduniform von 1914, mit der überzogenen Pickelhaube – viele Jahre auf meinem Schreibtisch stehen gehabt und besitze es noch.

³ Longwys wurde am 26.8.1914 eingenommen.

KIRCHE UND PFARRER

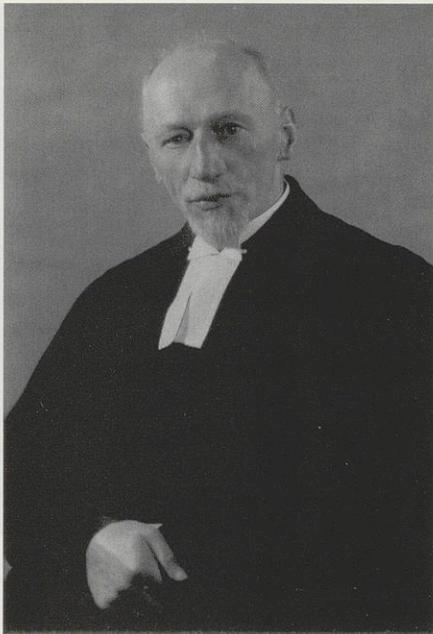
Die Familien, die uns außerhalb unserer Nachbarschafts- oder Schulfreundschaften am nächsten vertraut wurden, waren verständlicherweise die Pfarrfamilien. Und zwar merkwürdigerweise – so war es jedenfalls bei mir – nicht von ihren Kindern oder Müttern, sondern von ihren Vätern her. Ich hatte zufällig keine Alterskameraden in den anderen Pfarrhäusern – bis auf einen in meiner Klasse, der aber durch seine mathematisch-physikalischen Interessen von mir so verschieden war, dass eine Freundschaft nicht entstehen konnte. Aber die öffentliche Wirksamkeit der Väter und ihre amtlichen Beziehungen zu meinem Vater, von denen er in seiner mitteilbaren Art viel erzählte, gaben mir doch von vielen eine lebendige Anschauung, die sich beim Heranwachsen durch die persönlichen Begegnungen mehr und mehr vertiefte.

Die kirchlichen Verhältnisse im Görlitz meiner Jugend waren ein guter Spiegel für wesentliche Züge der damaligen evangelischen Kirche. Nach der Jahrhundertwende besaß die Stadt eine Mehrheit von liberalen Pfarrern, neben denen einige von vermittelnder theologischer Denkweise und nur wenige orthodoxe oder pietistisch bestimmte standen. Das hing sicherlich damit zusammen, dass der Magistrat Patron aller Pfarrstellen war und damit bei der Besetzung die Auswahl der Probeprediger und, obwohl die Gemeindevertretung sich äußern konnte, die letzte Entscheidung in der Hand hatte. Soweit ich es übersehen kann, hat er von seinen Rechten einen guten Gebrauch gemacht. Es waren zumeist selbständige, charakteristisch geprägte Persönlichkeiten, von denen einige später auf theologische Professuren kamen oder sich sonst einen Namen erwarben. Der Bedeutendste aus der älteren Generation war Martin Schian, der bald Professor für Praktische Theologie in Gießen und später einer der beiden schlesischen Generalsuperintendenten wurde; ein Mann von großem Wissen, Klugheit und Arbeitskraft, dessen oft zunächst befremdende Spröde nur die Kehrseite einer Energie und Festigkeit war, die er 1933 am Anfang des Kirchenkampfes bewies. Trotz des Überwiegens der liberalen Gruppe gab es keinen nennenswerten Richtungsstreit. Man hatte Achtung voreinander und konnte sie haben. So ist es vorgekommen, dass in dem kollegialen „Kränzchen“, dessen brüderlicher und oft fröhlicher Ton viel zum Ausgleich der Gegensätze beitrug, ein „Liberaler“ über „die Bedeutung der positiven Theologie“ und ein „Positiver“ über „die Bedeutung der liberalen Theologie“ referierte. Erst unter dem Nationalsozialismus ist durch die „Deutschen Christen“ dieser Geist zerstört worden. Auch in unserem Hause standen der kluge und würdige Vertreter der positiven Theologie, Dr.

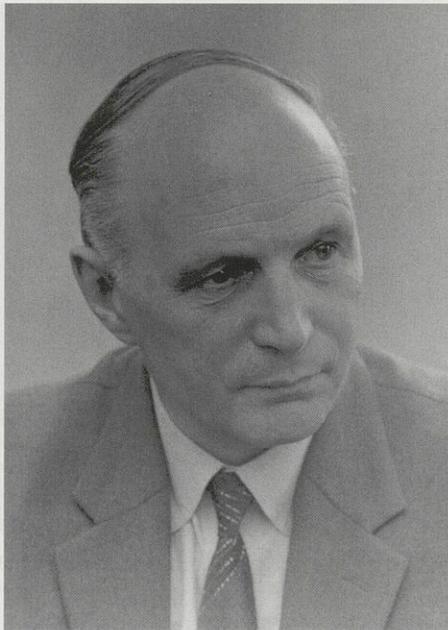
Festner, an den sich die kirchlich und politisch konservativen Kreise angeschlossen, und vor allem der ähnlich denkende, aber mehr vom Geist der Erweckung bestimmte Pastor Tietze, das Vorbild eines Christen, in hohem Ansehen. Bei seinem frühen Tode war ich zum ersten Male betroffen von dem Beerdigungstext: „Er war ein brennend und scheinend Licht, wir aber wollten eine Weile fröhlich sein in seinem Licht.“ (Joh 5, 35)

Görlitz war damals eine relativ kirchliche Stadt, wenn auch ohne ausgeprägte Eigenart. Es hatte weder die Gegenreformation erlebt, da die Habsburger nicht wagen konnten, in dieser Region durchzugreifen, und es seit 1635 zu Kursachsen gehörte, noch den Pietismus, der ja überhaupt im orthodoxen Sachsen keinen Fuß fassen konnte; Zinzendorf hatte aus dem nahen Herrnhut weichen müssen. So fehlten die Reserven erweckter Gemeinden wie etwa im Rheinland oder in Württemberg. Dafür aber griff eine gute und weithin durchaus bewusste kirchliche Sitte durch alle Bevölkerungsschichten bis hin zu vielen Gebildeten, am geringsten sicher in die Arbeiterschaft. So wenig dieser Zustand einem wirklichen Prediger des Evangeliums genügen konnte, so muss man doch rückblickend sagen, dass zu manchem, was später Görlitz von anderen Städten unterschied, in einer jahrzehntelangen Arbeit treuer Seelsorger, so verschieden sie im Einzelnen waren, der Grund gelegt wurde. Die „Deutschen Christen“ haben später nur eine geringe Rolle gespielt, obwohl sie ein paar ehrgeizige Vertreter unter den jüngeren Pfarrern fanden, die meinem Vater als damaligem Superintendenten das Leben sauer machten. Ein Zeichen für die innere Verfälschung der Gemeinden war es, dass nach dem Zweiten Weltkrieg die für eine Stadt dieser Größe ungewöhnliche Zahl von etwa 25 jungen Theologen aus ihr hervorging. Und wenn die Kirche von Görlitz und der Oberlausitz, des Restes von Schlesien, sich heute trotz der Schwierigkeiten, die an ihr wie an allen Kirchen in der sowjetischen Zone zehrten, ein Stück besonderer Festigkeit bewahrt hat, so verbindet sich darin mit der Treue der heutigen auch der Segen früherer Generationen.

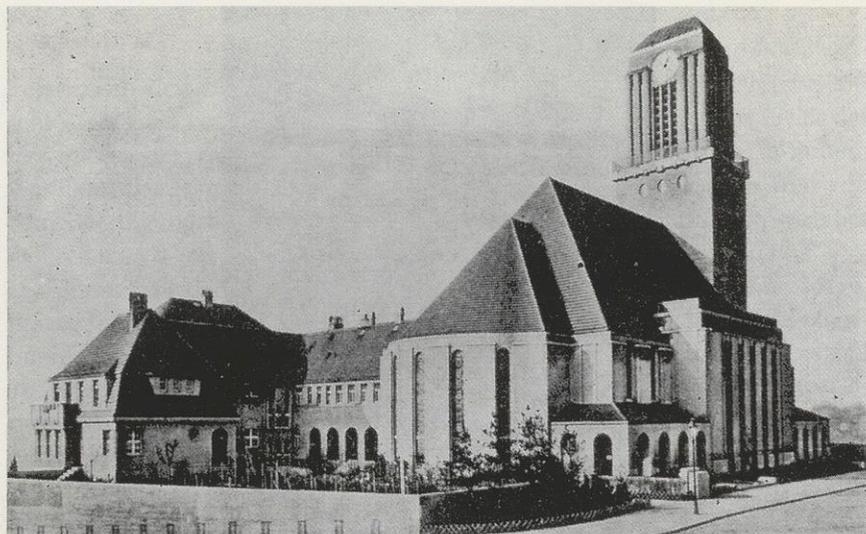
Als wir nach Görlitz kamen, gab es noch den Pastor primarius, der wie im mittelalterlichen und reformatorischen System eigentlich der einzige Pfarrer der Stadtkirche war. Alle anderen, auch die an den später entstandenen Kirchen, waren und hießen Diaconi. Das war zwar gerade abgeschafft, aber dem Primarius blieb sein Titel. Ihn beim Letzten der langen Reihe mit dem Bilde eines so liebenswerten Mannes zu verbinden, hatte für mich später, als ich mit seinem weit entfernten herrischen Vorgänger Gregor Richter, dem grimmigen Gegner Jakob Böhmes, Bekanntschaft



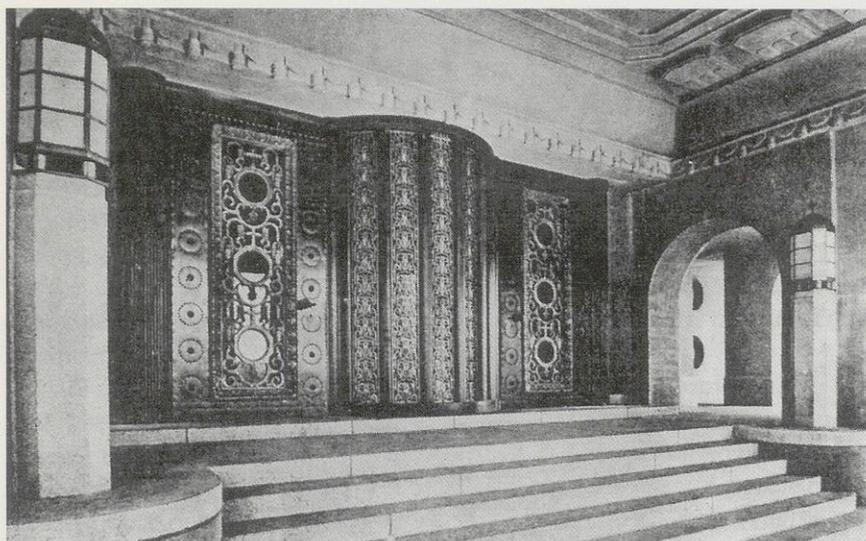
Superintendent Georg Bornkamm (1873–1950)



Professor Heinrich Bornkamm (1901–1977)



Ev. Kreuzkirche in Görlitz mit Pfarrhaus (Außenansicht)

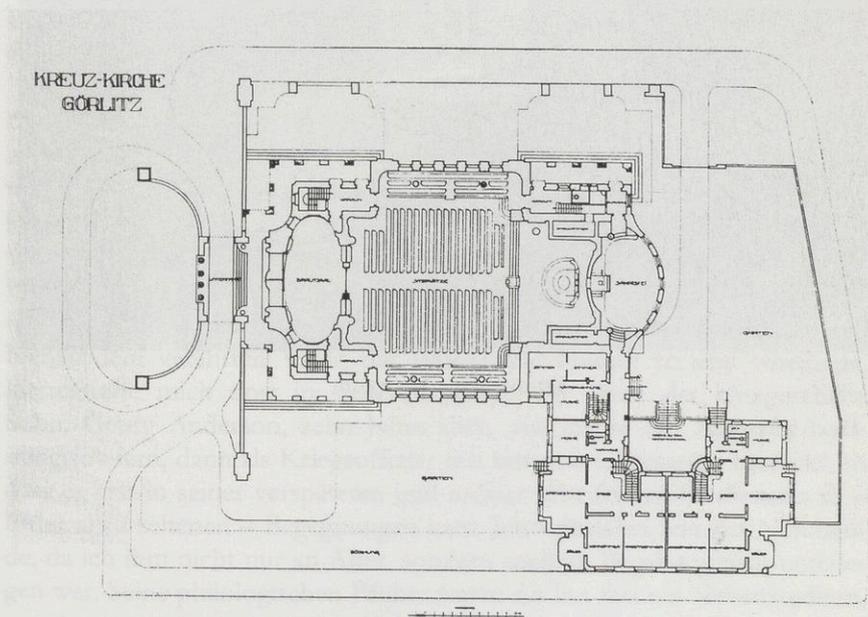


Kircheneingang Kreuzkirche (Innenansicht)



Kreuzkirche Innenansicht

Die Ansichten der Kreuzkirche sind der Schrift: Die Evangelische Kreuzkirche in Görlitz 1916–1990, hg. von der Ev. Kreuzkirchengemeinde Görlitz, Görlitz 1990, entnommen



Kreuzkirche Grundriß



Kreuzkirche Altarraum

machte, immer etwas Versöhnendes. Der alte Primarius Schmidt⁴ mit seinem grauen Bart und seinem immer schief sitzenden Kneifer – die übrigens damals fast allgemein getragen wurden und ganz andere Möglichkeiten für das Gestenspiel boten als die festsitzenden Brillen – war alles andere als ein Eiferer. Mit seiner kräftigen Stimme und Diktion dem Riesenraum der Peterskirche gewachsen, alter Burschenschaftler, war er der rechte Mann für alle männlichen Aufgaben, die Bändigung der schwierigen Altstadtkonfirmanden und die Gottesdienste und Ansprachen bei nationalen Feiern. Aber der noch viel gewinnendere Abschluss der langen Primarien-Reihe war die geliebte Primaria, eine Frau von bezaubernder Herzengüte und natürlicher Klugheit, die ihr, der Bauerntochter, unter den übrigen Pfarrfrauen, den ehemals „höheren Töchtern“, eine absolute Gleichberechtigung und allgemeine Verehrung eintrug. Sie war die Seele ihres Männerstaats mit den fünf Söhnen, die alle ihre eigenen, für ein Pfarrhaus unkonventionellen Wege gingen: Kaufmann, Seemann, Offizier, Maler; der jüngste, damals noch Schüler, war ein leidenschaftlicher Astronom. Seine Mutter hatte durch ihre Sparsamkeit die Anschaffung eines Fernrohrs für ihn ermöglicht. An klaren Abenden zog sie oft mit ihrer Nähmaschine hinauf zu ihm in die Bodenkammer und nahm an seinen Beobachtungsfreuden teil. Der Krieg ließ dann zwei von den Söhnen übrig.

Neben dem altertümlichen Primariatspfarrhaus an der Peterskirche war das Reizvollste – und für uns dank der persönlichen Freundschaft viel anziehender – das des damaligen Superintendenten Anderson⁵. Von außen war es eins der niedrigen, unscheinbaren Häuser der eintönigen Langenstraße, die am Rande der Neustadt von 1250 für die Ackerbürger mit ihren Wirtschaften entstanden war. Ging man aber durch die dunkle Diele im Erdgeschoss hindurch, so kam man in einen abgeschlossenen Garten, der mit seinem plätschernden Brunnen einen zauberhaften Frieden atmete. Neben dem verehrten Vater, der Würde und Humor reizend vereinigte, interessierte mich dort in späteren Jahren vor allem der blitzgescheite Sohn. Georg Anderson, zehn Jahre älter, war mir in der Schulzeit hoffnungslos fern, dann als Kriegsoffizier fast um eine Generation entrückt, so dass es erst in seiner verspäteten und meiner sehr frühen Studienzeit zu – leider allzu seltenen – Begegnungen kam. Ich war dabei rein der Nehmende, da ich ihm nicht nur an Alter, sondern auch an Begabung weit unterlegen war. Seine philologischen Fächer waren für ihn fast ein Nebenstudium,

⁴ Paul Schmidt (1856-1930), seit 1892 Diakonus in Görlitz, 1911 Primarius, 1921 emeritiert.

⁵ Fritz Anderson (1863-1928), seit 1896 Diakonus an der Dreifaltigkeitskirche in Görlitz, seit 1911 Superintendent.

sein eigentliches Interesse gehörte der Philosophie; er promovierte mit einer Arbeit zur Altersethik Kants. In jedem Gespräch brannte er ein Feuerwerk von Scharfsinn und Witz ab. Ich habe es später oft beschämend empfunden, dass er wegen seines Alters den Weg zur Universität nicht mehr wagte, während er mir durch die Opferwilligkeit meiner Eltern geöffnet wurde.

Zu unseren nächsten Freunden gehörten auch die beiden jüngeren Kollegen des Primarius an der Peterskirche – eng miteinander befreundet und amüsant voneinander verschieden. Der eine, Pastor Onnasch⁶, war ein Freund der Musik und der Sterne. Seine klingende Stimme, mit der er schon von weitem über die Straße grüßte, machte ihn zur Stütze des Bass in allen Bachkantaten; er spielte vorzüglich Klavier – „mit Barbarenanschlag“, wie er selbst über sein Empfindungsmusizieren spottete. Daneben schrieb er eine populäre Einführung in die Sternkunde. Beides war Ausdruck seines Glaubens an Harmonie in der Schöpfung wie zwischen Menschen. Er traute jedermann nur das Beste zu. Er hatte einmal zwei Beerdigungen zu halten: die einer armen Frau, die von einem Haufen unversorgter Kinder weggestorben war, und die eines alten adligen Fräuleins. Als er mitten dabei war, die mütterliche Leistung jener Frau und den durch ihren Tod entstandenen Jammer auszumalen, überfiel ihn angesichts der immer länger werdenden Gesichter der Leidtragenden die beklemmende Frage: Solltest du etwa den Sarg des alten Fräuleins vor dir haben? Er transponierte also, so gut es ging, in seine andere Rede. Als mein Vater ihn fragte, was die Angehörigen denn auf seine Entschuldigung gesagt hätten, antwortete er fröhlich: „Ach, die haben sehr gut verstanden, dass so etwas vorkommen kann.“

Der andere, Pastor Treu⁷, war in vielem genau das Gegenteil. Lang aufgeschossen, engbrüstig, namentlich im schwarzen Rock wie ein armer Kandidat im ersten theologischen Examen wirkend, kam er im Gegensatz zu Onnaschs weit ausholenden Bewegungen mit kurzen, eiligen Schritten daher. Seine Erscheinung und seine Falsettstimme verliehen ihm immer etwas Jünglingshaftes. Was der andere in der Musik suchte, fand er in der Welt der Bücher. Er war in Philosophie und namentlich Dichtung nicht nur ungemein belesen, sondern wusste auch in Vorträgen, Predigten und im Gespräch davon mitzuteilen. Als wir später auf der Universität waren, holte er uns immer wieder über das aus, was wir von dort mitbrachten. Er

⁶ Carl Onnasch (1874-1933), 1899 Geistlicher am Diakonissenhaus in Posen, seit 1906 Diakonus an der Peterskirche in Görlitz.

⁷ Theodor Treu (geb. 1877), 1905 Pfarrer der reformierten Gemeinde Glogau. Seit 1912 Pfarrer in Görlitz, vor allem in Moys, seit 1926 an der Peterskirche.

und seine Frau, eine quicklebendige Schweizerin, an Originalität und Bildung die auffallendste unter den Pfarrfrauen, waren kirchlich und politisch im entschiedensten Sinne liberal; er mit seinem Einschuss von Herrnhutertum, aus dem er kam, eine damals nicht seltene Verbindung.

Ein Einspänner, keiner der Gruppen näher verbunden, war ein Mann, der jahrelang in einem tragischen, unser Familienleben belastenden Gegensatz zu meinem Vater stand: Pastor Zobel⁸ von der Dreifaltigkeitskirche, der – natürlich auch von meinem Vater – hoch anerkannte gelehrte Kirchenhistoriker von Görlitz, dem die Stadt eine ausgezeichnete Reformationsgeschichte verdankt. Aber die beiden Männer waren so grundverschieden, dass sie fast immer in gemeinsamen Angelegenheiten gegeneinander stehen mussten, und das waren bei der Finanzeinheit der Gesamtgemeinde, die trotz der Verselbständigung der Einzelgemeinden festgehalten worden war, nicht wenige. Im Unterschied von meinem impulsiven, das Wort nicht wägenden, gern vertrauenden, immer neue Aufgaben sehenden und mit Hingabe durchführenden Vater war Zobel ein besorgter Rechner, ein Wahrer der Tradition, ein Meister der juristischen Formulierung, gegen jeden neuen Vorschlag misstrauisch, ein Debatteredner von schneidender Schärfe in der Sache wie in der Stimme, die auch seine an sich gedankenvollen Predigten schwer genießbar machte. Was mein Vater in Görlitz durchgeführt und gebaut hat, hat er fast durchweg gegen den erbitterten Widerstand dieses Gegenspielers getan, unter dem er furchtbar litt und den er doch in seiner Weise auch schätzte. Kein Zweifel, dass auch Pastor Zobel an dieser Gegnerschaft gelitten hat. Und so fand er schließlich später den Weg zu einer aufrichtigen Versöhnung, zu der mein Vater so oft die Hand ausgestreckt hatte.

Die Görlitzer Pfarrerschaft vor dem Kriege war geistig durch die Probleme der Jahrhundertwende bestimmt, sei es durch den stürmischen Durchbruch der kritischen Theologie, sei es durch die Bemühungen, unaufgebbare biblische Wahrheiten gegen ein Übermaß der Zerstörung einzudeichen. Insofern bildete sie trotz aller Unterschiede des Alters, Temperaments und Denkens eine Generation. Ein völlig neues Element trat in sie ein mit dem bedeutendsten und wissenschaftlich gebildetsten: Lic. Waldemar Macholz⁹. Er hatte sich als geistvoller Studieninspektor am Wittenberger Predigerseminar einen Namen gemacht, übernahm für kurze Zeit eine

⁸ Alfred Zobel (geb. 1865), 1892 Pfarrer in Kohlfurt, 1902 Diakon in Görlitz, 1905 Dreifaltigkeitskirche, 1931 emeritiert.

⁹ Waldemar Macholz (geb. 1876), 1906 Lutherkirche Görlitz, 1910-1913 am Ev. Gemeindesaal, 1915 Superintendent in Berlin-Köln-Land I, 1924 Direktor des Predigerseminars in Wittenberg, 1927 Professor für Praktische Theologie in Jena, 1938 entpflichtet.

Pfarrstelle an der Luthergemeinde, bis mein Vater ihn bewegen konnte, auf die neu gegründete zweite Pfarrei in unserer Südstadt hinüberzuwechseln. Äußerlich gesehen ein schlechter Tausch von dem zwar romanisch imitierten, aber doch stattlichen Rundbau der Lutherkirche in den jämmerlichen Gemeindesaal, einen früher übel beleumundeten Gasthaussaal, der damals unserer Gemeinde noch die Kirche ersetzen musste. Aber der Tausch wurde aufgewogen durch die freie Arbeit am Aufbau einer neuen Gemeinde und das Vertrauensverhältnis zu meinem Vater, aus dem dann eine die ganze Familie umspannende lebenslängliche Freundschaft und Schicksalsgemeinschaft in guten und bösen Tagen wurde bis zur Heirat unserer jüngsten Schwester mit dem ältesten Sohn Macholz, der dann 1941 als Fallschirmjäger auf Kreta fiel.

Macholz war in die bisherigen Kategorien theologischen Denkens nicht einzureihen. Völlig unbefangen in allen Fragen der kritischen Bibelforschung, war er doch ein entschiedener Gegner der liberalen Theologie, die das Evangelium im wesentlichen als eine Sittenlehre verstand und darum ohne Mühe mit dem Geist der Humanität im klassisch-idealistischen Denken verknüpfen konnte. Er grub dagegen die Paradoxien des paulinischen Denkens, die Verlorenheit des Menschen und die Unbegreiflichkeit der erlösenden Liebe Gottes am Kreuz wieder aus der tieferen Bodenschicht aus, in die sie für das menschenfreundliche und -vertrauende Denken der Liberalen versunken war. Und doch war er weder Pietist noch Orthodoxer, sondern allen Fragen der historischen Exegese offen. Dass kritische Schriftforschung nicht notwendig liberale Theologie bedeute, ist mir, als ich dann in meiner Studienzeit oft das Glück des Gesprächs mit ihm hatte, an ihm zum ersten Male aufgegangen. Er gehörte damit zu den Einzelgängern, die auf die große Wende in der Theologie nach dem Kriege zuwanderten. Paulus, Luther und Kierkegaard waren schon damals seine Wegführer – der Theologie der Zeit noch recht fremde Mächte. Infolgedessen ist die Wirkung seiner schwer erarbeiteten, die Leidenschaft des Herzens auch in der Sprache verratenden Predigten wohl auch auf eine Schicht ernster, aufwühlbarer Hörer beschränkt geblieben, während sie anderen fast erschreckend waren. Die Freundschaft mit meinen Eltern gründete neben der persönlichen Sympathie darauf, dass mein Vater in einem sonst liberalen Denken sich immer das Verständnis für die paulinisch-lutherische Sünden- und Gnadenlehre, wenn auch in einem viel weniger dogmatischen reflektierten Sinne, bewahrt hatte. Es war vorauszusehen, dass ein Mann von Macholz' Gaben nicht lange in einem Gemeindepfarramt bleiben würde. Seit er kurz vor dem Ersten Weltkrieg Görlitz verließ, führte ihn sein Weg rasch weiter: zum Propst in Kemberg, zum Superintendenten in

zwei Berliner Kirchenkreisen – in Dahlem saß ich dann oft unter seiner Kanzel in der Annenkirche und machte lange theologische Nachmittags-spaziergänge mit ihm durch den Pfarrhausgarten –, zum Direktor des Wittenberger Predigerseminars und schließlich zum Professor für Praktische Theologie in Jena.

Das hohe Niveau der Görlitzer Pfarrerschaft vor dem Kriege hat sich gewiss nicht völlig halten lassen. Wie könnte es anders sein? Aber es wirkte doch in einzelnen Gestalten lange nach und bildete im Stillen einen anspornenden Maßstab.

DIE „FREUNDE DER CHRISTLICHEN WELT“

In lockerem Zusammenhang mit dem kirchlichen Leben stand in Görlitz eine Gruppe von Gebildeten, deren heute unverständlich gewordener Name von der Zeitschrift „Die christliche Welt“ herrührte, um die sie sich scharte. Aus einer Lesergemeinde war so etwas wie eine Gemeinde geworden: sicher ein Beweis für die prägende Kraft des Blattes und seines Redakteurs, des Marburger Professors Martin Rade. Dabei wäre es schwer gewesen, anzugeben, worin eigentlich die leitende Idee der Zeitschrift lag, ja auch nur zu sagen, was ihr Titel bedeutete. Denn es war weder ein Organ für Nachrichten aus der Welt der christlichen Kirchen – obwohl es sich wie jede gut geleitete Zeitschrift auch durch solche interessant und unentbehrlich zu machen verstand –, noch war es getragen von dem naiven Glauben, einmal die Welt christlich machen zu können, – obwohl es solchen Auswirkungen des christlichen Glaubens seine besondere Beachtung schenkte. Auf eine undefinierte und undefinierbare Weise wurden hier das Christliche und das Weltliche in Zusammenhang gebracht; und das eben war das Anziehende: die Kirchentüren wurden geöffnet. Martin Rade war einer der begabtesten Publizisten, den die evangelische Kirche gehabt hat. Schon als junger sächsischer Pfarrer hatte er es fertig gebracht, seine dreibändige flott geschriebene Lutherbiographie „Martin Luthers Leben, Taten und Meinungen“ (1884-1887) in Form von Kolportageheften, wie sie damals an den Türen verkauft wurden, unter die Leute zu bringen¹⁰. Er hatte diese Gabe dann als Redakteur des von ihm geschaffenen Blattes vielseitig entfaltet, so dass es – nicht zu vergessen: samt der „Chronik der christlichen Welt“, die längere Jahre daneben erschien – eine der reichhaltigsten Quellen zur kirchlichen Geschichte der Zeit darstellt. Gebildet, aber nicht gelehrt, empfindsam, oft auch empfindlich und zur Po-

¹⁰ Rade ist 1857 in der Rennersdorf/ Oberlausitz geboren, war also um 1887 ein „junger sächsischer Pfarrer“, er starb 1940 in Frankfurt/M.

lemik aufgelegt, besaß Rade eine Witterung für Neues und Lebendiges und einen so weitgedehnten Begriff des Christlichen, dass ein fester Kern darin oft schwer wahrzunehmen war. Es war ein kirchlich-politischer Liberalismus, von dem sich auch frühere Freunde Rades teils aus theologischen, teils aus politischen Gründen im Laufe der Zeit trennten. Er hat damit ohne Frage viele Zweifelnde und Kritische unter den Gebildeten angezogen. Und doch reichte die literarische Aufmachung und Lebensform, für die seine bauschige schwarze Malerkrawatte symbolisch war, nicht aus, um in die große dichterische und philosophische Bewegung der Zeit hineinzu stoßen.

Wie die Gefolgschaft der „Christlichen Welt“ im einzelnen aussah, hing von den örtlichen Verhältnissen ab. In Görlitz bildete sich begreiflicherweise eine verhältnismäßig aktive Gruppe, die es bei der Zusammensetzung der Pfarrerschaft nicht schwer hatte, sich in der Kirche heimisch zu fühlen. Es war ein Kreis von gebildeten und feinsinnigen Leuten: Professoren (heute Studienräte), Juristen, Lehrer und Lehrerinnen u. a., die Vorträge veranstalteten, sich gegenseitig zu moderner theologischer oder dichterischer Lektüre anregten oder an den größeren Tagungen der „Freunde der Christlichen Welt“ teilnahmen und in ihrem Kreise darüber berichteten. Den Mittelpunkt bildete viele Jahre eine seit langem verwitwete Frau, für uns der Inbegriff der Verbindung von Adelskultur und geistiger Bildung, eine nahe Freundin meiner Eltern. Dass sie bei Wind und Wetter aus der Gemeinde, in der sie wohnte, regelmäßig als aufmerksame, mitunter auch kritische Zuhörerin in die Gottesdienste meines Vaters kam, hat ihm viel bedeutet. War in solchen Fällen die „Christliche Welt“ gewiss nicht das einzige Band zur Kirche – und für sich genommen auch ein zu schwaches –, so war es doch bedeutsam, dass es Verbindungen solcher Art zu der großen Zahl von Gebildeten gab, die in weitem Umkreis die Kirche umgaben, fragend und zweifelnd, liebend und ihrer bedürftend. Die Kirche hatte damals mehr Fenster als heute, durch die ihre Stimme hinaus- und Licht hereindrang. Dass diese Verbindungen sich auflösten, lag nicht nur an dem persönlichen Charakter der „Christlichen Welt“, der nach dem Tode ihres Begründers auf die Dauer nicht fortleben konnte. Es hatte tiefere Gründe. Der eine war der doktrinäre Charakter dieses Liberalismus, der über das, was sich in Theologie und Kirche nach dem Ersten Weltkrieg vollzog, nur die Hände ringen und kein freies Gespräch, unbefangen hörend und redend, damit führen konnte. Der andere war, dass die neuen Kräfte in Theologie und Kirche die zu Boden gefallene Aufgabe nicht aufgriffen und über die Versuche der früheren Generation hochmütig hinweggingen. So ist für das, was damals an Ausstrahlungen in die Welt der Gebildeten er-

losch, kein vergleichbarer Ersatz gefunden worden. Erst die Evangelischen Akademien und einzelne Zeitschriften haben, wenn auch nicht mit der gleichen verbindenden Kraft, das Erbe wieder aufgenommen.

STÄNDE UND „STÄNDE“

Was uns in unserem Haus, in der Nachbarschaft oder im kirchlichen Leben an Menschen begegnete, war nur ein Ausschnitt aus der vielschichtigen Bevölkerung der Stadt. Sicherlich kein enger. Denn das große Privileg der Pfarrhäuser, mit allen, vom Oberbürgermeister bis zum Straßenkehrer, freundschaftlich umzugehen, haben wir ausgiebig genossen. Wie oft brachte einer, der „unseren“ Straßenkehrer, den epileptischen Leschke, getroffen hatte, eine Geschichte von ihm mit nach Hause! Er gehörte so mit zu unserer Welt, dass meine kleine Schwester nach seinem Tode feststellte: „Nun kenne ich schon drei im Himmel: den Herrn Jesus, Oma und Leschke.“ Das war die unterste Stufe, auf der sich das breite und vielgestaltige soziale Gebäude der Stadt erhob.

Görlitz war im Spätmittelalter groß und reich geworden als Kaufmannsstadt mit einem starken, gegenüber den Zünften, dem Adel der Umgebung und den böhmischen Landesherren selbstbewusst auftretenden Magistrat. Der Reichtum und der privilegierte Stand der Kaufleute hatte sich seit den wirtschaftlichen und politischen Verschiebungen des 17. Jahrhunderts nicht halten lassen. Aber im 19. Jahrhundert war durch eine energische Stadtpolitik ein Ersatz dafür in einer raschen, klug gelenkten Industrialisierung gefunden worden. Was bis dahin die „Hohe Straße“ gewesen war, wurde nun die Eisenbahn. Schon 1849 – also unmittelbar nach der Fertigstellung des großen Viadukts über die Neiße – erhielt Görlitz durch den Waggonbau seinen bis heute führenden Industriezweig, an den sich mancherlei verwandte Fabrikationen anschlossen. Da sich außerdem die aus der alten berühmten Tuchweberei entstandene Tuchindustrie und eine kleinere chemische Industrie entwickelten, war wenigstens für einen gewissen Ausgleich gegenüber der Eisenindustrie gesorgt, die freilich ein für die Wirtschaftslage nicht ungefährliches Übergewicht besaß. Auf sie war vor allem das sprunghafte Anwachsen der Bevölkerungszahl zurückzuführen: 10.000 um 1800, 40.000 um 1840, 80.000 um 1880. Das war allerdings auch fast schon die Größe, welche die Stadt bis zum Ersten Weltkriege hatte (86.000), bis später durch Eingemeindungen auf krummen Wegen die Prestigezahl von 100.000 erreicht wurde. Diese Entwicklung bedeutete, dass die Stadt, die sich im 19. Jahrhundert unter den Industriestädten Preußens durch ungewöhnliches Wachstum bekannt gemacht hat-

te, in unserer Jugend eine stabile Kapazität besaß, an der sich nicht mehr allzu viel änderte und in die sich die vorhandenen Bevölkerungsstände ohne große Reibungen teilen konnten.

Mit dem Wachstum der Einwohnerzahl hing eine entsprechende Vermehrung der Verwaltung, der Schulen, Gerichte, Ärzte zusammen, ein Komplex der Beamten und ihnen gleichstehenden Akademiker, der neben den Kaufleuten und Industriellen den dritten, größten Bestandteil der höheren bürgerlichen Schicht bildete. Ein besonderer Vorzug von Görlitz war das reich ausgebildete Schulwesen: drei höhere Schulen für Jungen (humanistisches Gymnasium, Reform-Realgymnasium und Oberrealschule), eine für Mädchen (in die eine geschätzte Privatschule aufgegangen war), eine Baugewerk- und eine Maschinenbauschule. Die Schulen wurden nicht nur aus der Stadt, sondern auch vom Lande in ziemlich weitem Umkreise besucht; für uns alle Gelegenheit zu guten Landfreundschaften, welche unseren Horizont sehr erweiterten. Eine besondere Schicht bildeten wie immer die noch aus den Lehrerseminaren erwachsenen Lehrer und Lehrerinnen der zahlreichen, z. T. recht guten Volksschulen, die übrigens, ohne dass wir das als unnatürlich empfunden hätten, konfessionell getrennt waren. Es war ein Vorzug des Pfarrhaus- und Gemeindelebens, dass wir zu diesem unglücklich nach oben und nach unten isolierten Stand doch wenigstens einigen Kontakt hatten; allzu viel war es, außer bei meinem Vater selbst, freilich auch nicht. Einen wichtigen und verhältnismäßig großen Teil der Stadtbürger stellten die zahlreichen pensionierten Beamten, Offiziere, Pfarrer und andere, die sich Görlitz wegen seiner schönen Lage und seiner geistigen Anregungen zum Ruhesitz ausgesucht hatten. Besonders interessant waren uns natürlich die ziemlich zahlreichen ausgedienten Generäle, die man zu Kaisers Geburtstag am 27. Januar oder zu dem noch immer festlich und mit Schulausfall begangenen Tage der Kapitulation von Sedan am 2. September 1870 in ihren Uniformen sehen konnte. Einer von ihnen, der schon an diesem Kriege als blutjunger Leutnant teilgenommen hatte, wohnte unter uns, ein äußerst jovialer, kinderfreundlicher Mann, dessen Namen wir einem der Bleisoldaten-Offiziere aus unserer Kiste „Schlacht bei Orléans“ verliehen. Die Stadt förderte den Zuzug dieser Pensionäre. Sie bot billiges Baugelände und konnte geringe Grundsteuern fordern, denn sie war reich. Sie hatte den größten Land- und besonders Waldbesitz unter den preußischen Städten. Vor allem besaß sie in der Görlitzer Heide nordöstlich jenseits der Neiße ein riesiges, auch landschaftlich wunderschönes Waldrevier, in dem sich um Penzig eine wertvolle Glasindustrie angesiedelt hatte. Die Stadt hatte ihren neiderregenden Landbesitz schon einmal 1547 nach dem unglücklichen Schmalkaldischen Kriege, in

dem sie auf protestantischer Seite gestanden hatte, in einem harten Friedensdiktat völlig verloren. Der Rat konnte es sich, gestützt auf die privaten Vermögen seiner Bürger, leisten, ihn den geldbedürftigen Habsburgern sofort wieder abzukaufen.

Das alles gab der Stadt einen Zug wenn nicht des Reichtums, so doch des Wohlstandes, der sich in schönen, breiten Villenstraßen älteren und neueren Stils mit großen Gärten und vor allem großartigen Parkanlagen an den Hängen des Neißetals ausdrückte. Dass es freilich auch viel Armut gab, wusste man in den Pfarrhäusern am besten. Aber sie war nicht so hoffnungslos wie in anderen Industriestädten, mehr das Unglück vieler Einzelfamilien als des Arbeiterstandes im ganzen. Er hatte sich eine recht feste Position in der Stadt erworben. Seit Ende des 19. Jahrhunderts war die sozialdemokratische Partei die stärkste in der Stadtverordnetenversammlung. Und gegen den sozialdemokratischen Reichstagskandidaten Taubadel vermochten sich die anderen Parteien vor dem Kriege niemals durchzusetzen. Das gab der Arbeiterschaft ein starkes Selbstgefühl, das sie im Jahre 1912 die Kraftprobe eines großen Streiks in der Waggonfabrik, an dem Tausende von Familien hingen, riskieren lassen konnte. Es war daher auch kein Zufall, dass die Görlitzer Waggonarbeiter beim Aufstand des 17. Juni 1953 eine besondere Rolle spielten.

Ein schlimmes Übel hing freilich einem Teil der Arbeiterschaft in unserer Jugend sichtbar, allzu sichtbar an: eine schreckliche Trunksucht. Wie oft begegneten uns Betrunkene auf der Straße, sahen wir die Arbeiter nach der Lohnzahlung sich in den trostlosen Schnapsdestillen drängen, während manchmal die Frauen draußen sie herauszuholen oder zurückzuhalten suchten! Es war nur z. T. ein soziales Problem, das sich hier zeigte: unzureichende, durch große Kinderzahl überbelegte Wohnungen, die es in Görlitz sicher längst nicht in dem Ausmaß gab wie in Großstädten. Es war ebenso sehr das alte deutsche Nationallaster, gegen das man seit Jahrhunderten so oft vergeblich gekämpft hatte, und der Mangel an geeigneten Betätigungen in der – freilich viel karger als heute bemessenen – Freizeit. Darum hatte die Schrebergartenbewegung auch in Görlitz ihre Freunde; leider wie überall viel zu wenig in der Sozialdemokratie selbst, die davon ein Ablenken von den sozialen Notständen befürchtete. Aber durch seine praktische Leistung hatte der früher genannte Kommerzienrat Raupach energisch auf dieses Hilfsmittel hingewiesen; in der Kommunalpolitik tat es vor allem der zweite Bürgermeister Konrad Maß, mein späterer Schwiegervater. Es ist ein großer Fortschritt, dass dieses Übel, das sich natürlich nie beseitigen lässt, wenigstens aus dem äußeren Bilde unserer Städte weithin verschwunden ist: neben den verbesserten Wohnverhältnissen, Klein-

gärten, Selbstbeschäftigung usw. wohl auch ein Erfolg der langen Entwöhnungskuren in den Zeiten der Kriege und der Geldnot.

Das gesellige Leben zeigte in Görlitz schon vor dem Kriege zwei erfreulich verschiedene Seiten. Es gab die offiziellen Gesellschaften, die wohl nicht allzu häufig waren. Für uns Kinder eine hoch begrüßte Gelegenheit, unsere Eltern im seidenen Kleid und schwarzen Gehrock zu bewundern, noch mehr aber, wenn sie einmal bei uns gegeben wurden, der guten, dicken Kochfrau bei ihren Vorbereitungen im Wege zu stehen und dann dem Stimmengewirr zu lauschen. Daneben aber gab es viel häufiger anspruchslose Abendeinladungen mit Wein oder Bier und einfacher Bewirtung. Sie hatten den hübschen Namen „Zum Lichten“, den ich anderswo nicht wiedergetroffen habe. Wenn man bedenkt, dass es in jedem Haushalt ein bis zwei Dienstmädchen gab – auch wir hatten in den ersten Jahren zwei –, so war das eine Form der Geselligkeit, die der Hausfrau nicht zu viel zumutete und doch ein gelöstes und behagliches Zusammenkommen der Bekannten aus verschiedenen Berufen ermöglichte. Wenn ich damit vergleiche, was über den Verkehr in den Universitätsstädten aus derselben Zeit berichtet wird, so waren diese geselligen Formen ihm weit voraus. Unter den Pfarrern gab es außerdem das noch bescheidenere, in den Häusern umhergehende „Kränzchen“ und im Sommer hin und wieder den gemeinsamen Spaziergang mit den Familien zu irgendeiner der vielen hübschen Gartenwirtschaften in der Umgebung. Alles in allem eine Art des geselligen Lebens, welche die steifen Formen der wilhelminischen Zeit schon hinter sich gelassen hatte.

Eine Gliederung des sozialen Gefüges nach Ständen und ihren Lebensformen lag natürlich außerhalb unserer kindlichen Beobachtung. Nach dem Sinn des uns sonst ganz ungebräuchlichen Wortes befragt, hätten wir immerhin eine Antwort geben können: Stände seien die Leute, denen das im Stadtpark gelegene „Ständehaus“ gehöre, das rätselhafteste Gebäude, das wir kannten. Aus dem gleichen dunklen Granit wie unser Gymnasium mit einer überdachten Vorfahrtsrampe gebaut, vertrat es die Stelle eines Stadtschlusses, wie sie andere, auch viel kleinere Städte besaßen, die einmal Residenz gewesen waren. In diesem ziemlich düsteren Schloßchen hatte Wilhelm II. bei den Kaisermanövern bald nach der Jahrhundertwende gewohnt und sich mit dem russischen Zaren getroffen. Zur Erinnerung daran war dicht dabei ein antiker weißer Portikus errichtet worden, der mit seiner überzogenen Holzkonstruktion, deren hohlen Klang wir oft durch Klopfen hervorlockten, die Zeiten unverdient gut überstanden hat. Die „Stände“ waren die „Stände der Preussischen Ober-Lausitz“, Vertreter der Städte und des Landadels, von deren Tätigkeit wir uns aber nicht die ge-

ringste Vorstellung machen konnten. Sichtbar wurden sie uns nur durch die Gestalt des an ihrer Spitze stehenden Landeshauptmanns, zuerst von Wiedebach-Nostiz, dann von Eichel. Als dieser, eine hohe, vornehme Erscheinung, in Johanniteruniform an der Einweihung unserer neuen Kirche 1916 teilnahm, fragte meine jüngste Schwester, ob das der Generalsuperintendent sei. Warum sie das meine? – Sie dachte, er wäre im Frieden Superintendent und im Kriege General.

DIE JÜDISCHEN FAMILIEN

Das furchtbare Schicksal, das den Juden in unserer Volke später bereitet worden ist, stellt mich beim Rückblick vor die Frage, was sie vor dem Kriege in unserer Stadt bedeuteten, was wir als Kinder von ihnen wussten und wie wir zu ihnen standen. Ich will versuchen, davon ein Bild zu geben, so genau ich es aus der Erinnerung kann. Ich weiß nicht, wie viele Juden es in Görlitz gab. Die Zahl der Glieder der jüdischen Gemeinde, die eine moderne Synagoge besaß, ließe sich statistisch leicht feststellen. Aber damit wäre noch nicht angegeben, wen wir als jüdisch kannten. Auch dort, wo keinerlei Animosität gegen die Juden bestand, wie z. B. im Hause meiner Eltern, wusste man, dass dies eine jüdische Familie war, ob getauft oder ungetauft. Wenn kein Religionsunterschied im Spiele war oder der Name es nicht verriet, wusste man es zunächst einmal so, wie man eine katholische oder eine ehemals französische oder polnische Familie kannte. Und doch war etwas Anderes dabei. Den Glaubensunterschied gab es bei christlichen Judenfamilien nicht. Aber es handelte sich auch bei ihnen nicht um ein „ehemals“, das man etwa an einem Hugenottennamen oder bestimmten Zügen einer kulturellen Tradition erkennen konnte, sondern um etwas, was blieb, auch wenn nicht der leiseste Zug einer nicht-deutschen Kulturüberlieferung zu bemerken war. Dieses Wissen war in den Häusern, die nicht irgendwie vom Antisemitismus befallen waren, gänzlich neutral. Und ich bin überzeugt, dass es sich dabei um die weit überwiegende Zahl auch der bürgerlichen Häuser gehandelt hat, von Handwerkern und vor allem den Arbeitern ganz zu schweigen. Daneben gab es freilich auch Quellen antisemitischer Affekte; wie ich glaube vor allem zwei: ein konservativ-nationales politisches Denken, für das das Judentum verschmolz mit den Ideen der Freisinnigen Partei, vertreten vor allem durch das „Berliner Tageblatt“. Hier erhitzten sich der Kampf gegen den internationalen, oft antimonarchistischen Fortschrittsgedanken und gegen das Judentum gegenseitig. Die Erziehung in einer Reihe von studentischen Korporationen trug diese Gefühle in manche Beamtenfamilie.

Aber man muss gerechterweise sagen, längst nicht in alle. Auch viele Angehörige des Vereins deutscher Studenten (VDSt), bei dessen Gründung der Kampf gegen ein bestimmtes Pressejudentum mit Pate gestanden hatte, waren keine Antisemiten. Viele freilich waren es. Die andere Quelle war der Ärger vieler Geschäftsleute gegen die meist überlegene jüdische Konkurrenz. Als mein Vater die Lieferung der Beleuchtungskörper für das neue Pfarrhaus und die neue Kirche einem Lampengeschäft übertrug, dessen Inhaber Salomon Freundlich (er trug seinen Namen wirklich zu Recht) Glaubensjude war, bekam er empörende Zuschriften – von Konkurrenten, die bei dieser Gelegenheit ihr christliches Herz entdeckten. Wie weit die Klage über rücksichtslose Geschäftsmethoden jüdischer Firmen im ganzen berechtigt gewesen ist, lässt sich nur sehr schwer beantworten; nach meinen Eindrücken jedenfalls nicht generell nach der einen oder anderen Seite. An diesen beiden Punkten lagen gefährliche Zündstoffe, die später, als man nach Schuldigen für die Kriegskatastrophe und für das zehnjährige Wirtschaftselend nach dem Kriege suchte, explodierten und immer weiter zündeten. Aber sie waren, soweit ich mich erinnern kann, vor dem Kriege im wesentlichen auf diese Kreise des rechtsnationalen Bürgertums und der Geschäftswelt beschränkt.

Nur – man wusste, wer die jüdischen Familien waren. Das war, auch wenn keinerlei Abneigung oder Werturteil mitschwang, wichtig genug. Die Emanzipation seit dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts und die Eindeutschung waren nicht so gelungen, wie viele Juden es sich ersehnt hatten und glaubten. Man kann daraus an sich noch niemand einen Vorwurf machen. Dazu war die Zeit des nicht von Einschränkungen behinderten Zusammenlebens zu kurz. Es fehlte die Gemeinsamkeit einer langen Geschichte. Nachdenkliche Juden empfanden das. Eine Klassengenossin meiner Frau sagte zu ihr einmal auf einem Schulausflug: „Ihr habt es gut. Wenn von deutscher Geschichte die Rede ist oder von deutschem Bauerntum, dann sind das eure Vorfahren, aber nicht unsere.“ Das bleibende Unterschiedsbewusstsein war zugleich auch Zeichen für eine starke Eigenart, die sich nicht so einfach einschmelzen ließ, wie es im Verlauf weniger Generationen mit einst französischen, wendischen oder polnischen Familien geschah. Dazu kam, dass das Judentum in sich selbst gespalten war: einerseits das religiös gebundene, dessen Andersartigkeit natürlich erschien wie die einer Konfession, andererseits das von der jüdischen Gemeinde gelöste konfessionslos oder christlich gewordene. Hier lagen die eigentlichen Probleme. Sie hatten die alte Heimat aufgegeben und keine neue dafür gefunden. Natürlich, soweit sie ernstlich Christen waren, eine Heimat in der Kirche. Und es hätte damals in der Kirche noch so gut wie nieman-

den gegeben, der sie nicht in voller Brüderlichkeit wie jeden anderen anerkannt hätte. Aber das hob nicht auf, dass man sie, ohne darin im geringsten einen Makel zu sehen, als Juden kannte. Dafür konnte niemand etwas, das wusste man ohne Nachforschung, auch als Kind. Oft sagte es der fremdartige biblische Name, oft das Fehlen im Religionsunterricht, oft Merkmale des Aussehens, die man im Laufe der Zeit sonstwoher erfuhr.

Das alles bedeutete keine Trennung und keinen Gegensatz. Wer zur Schulklasse gehörte, gehörte dazu. Wir verkehrten völlig unbefangen im Hause unseres jüdischen Klassengenossen Nathan und er bei uns. Gerade diese Familie ist mir ein Beispiel für die damalige innere Situation. Ihrer Gemeinde entwachsen, aber doch keine Christen, standen sie wie die anderen liberalen Juden sichtbar in einem eigenen Raum. Der Vater, ein fähiger, aber in Prozessen gefürchteter Rechtsanwalt, ein sehr gebildeter Mann, war uns wenig zugänglich. Die feine, freundliche Mutter rührte uns immer dadurch, dass sie fast taub war und auch mit ihrer Familie nur mühsam durch ein Hörrohr verkehren konnte. Gegenüber den beiden reizenden und hochmusikalischen Töchtern, vor allem gegenüber der menschlich überaus gewinnenden Jüngsten, einer Freundin meiner älteren Schwester, bedeutete es nichts, dass man von einem Unterschied wusste. Dagegen gelang es dem Bruder trotz aller Bemühungen nie ganz, eine gewisse, von niemandem betonte Fremdheit zu überwinden, die ihn in unserer Klasse umgab. Es gelang ihm daher auch nicht, obwohl er es brennend wünschte, Eingang in eine literarische Schülerversammlung, von der ich später erzählen werde, zu finden, während die ausgezeichneten Söhne eines jüdischen Fabrikanten sehr angesehene Mitglieder in ihr waren. Sympathie konnte das Wissen, dass es sich um Menschen eines besonderen Volksteils handelte, völlig überdecken; fehlte sie, so wurde es spürbar und verschärfte die Abneigung.

Das galt auch für das öffentliche Leben. Es gab Juden vor allem in vier Berufen: Rechtsanwälte und Ärzte, Kaufleute und Fabrikbesitzer. Diese traten am sichtbarsten in die Erscheinung, sie machten einen für ihre Zahl großen Teil der Görlitzer Fabrikanten aus. Das wusste jeder, und jeder kannte die auf dem höchsten Punkt der Stadt gelegene große Villa, die „Zionsburg“ des Kommerzienrats Ephraim, eines liebenswürdigen und hilfsbereiten Mannes, dem wohl auch Übelgesinnte seinen Besitz nicht mehr neideten als jedem anderen Fabrikbesitzer auch. Es war im wesentlichen wieder eine Frage der durch ihr persönliches Verhalten oder ihr Geschäftsgebaren erworbenen Sympathie. Manche von ihnen hatten eine offene Hand und ließen sich gern auf soziale oder kirchliche Notstände ansprechen. Es gab allerdings auch einige, die als ausgesprochen unerfreu-

lich galten. Mehr im Hintergrund, dem geselligen Leben ganz entfernt, standen die Kaufleute, in deren Besitz die großen Geschäfte der Stadt waren. Am unmittelbarsten war natürlich der Kontakt zu den Akademikern, den Juristen und namentlich den Ärzten. Trotzdem waren, wenn ich mich recht erinnere, die gesellschaftlichen oder freundschaftlichen Bande zu den übrigen Schichten des Bürgertums ziemlich gering. Es mag sein, dass mein Blick aus dem Pfarrhauswinkel zu eng ist, da ja eine ganze Reihe als Glaubensjuden zu einem Verkehr in unserem Hause keinen Anlass hatten. Aber ich glaube mich doch nicht zu täuschen, dass beide Seiten – abgesehen von gewissen offiziellen Abendgesellschaften – freundschaftlich im wesentlichen im eigenen Kreise verkehrten. Darin lag keine Geringschätzung, sondern jenes Fremdheitsgefühl, das natürlich bei den ungezwungenen Freundschaftsbeziehungen besonders in die Waagschale fiel. Die stärkste Ausstrahlungskraft hatte wohl das Haus von Dr. Alexander Katz, dessen Frau eine Art von musikalischem Salon alten Stils geschaffen hatte. Hier fanden Hauskonzerte mit berühmten Künstlern statt, die in Görlitz gastierten und fast immer in ihrem Hause wohnten. Bis zu ihrer Emigration in die Schweiz 1933 war ihr Haus ein Zentrum des musikalischen Lebens in Görlitz.

DAS GEISTIGE UND MUSIKALISCHE LEBEN

Es ist reichlich anmaßend, etwas über das geistige Leben einer Zeit sagen zu wollen, die man im reifen Alter von 4 - 13 Jahren miterlebt hat. Die Stadt, ihre Verhältnisse und ihre Menschen prägen sich leichter ein als das, was ihre geistige Atmosphäre ausgemacht hat. So bin ich hier auf das angewiesen, was mir aus späterem Rückblick haften geblieben ist, und vor allem auf das, was sich in bestimmten, überdauernden Institutionen verfestigt hat. Was ich sagen kann, wird also hier besonders lückenhaft sein.

Immerhin scheint es mir nicht ganz zufällig, dass sich abgesehen von Einrichtungen wie Theater, Musikfesten u. a. so wenig an Einzelheiten geistiger Aktivität, von denen ich ja wenigstens durch spätere Erzählungen etwas hätte erfahren können, in meinem Gedächtnis niedergeschlagen hat. Für mein Empfinden hat das geistige Leben in und nach dem Kriege an Reichtum und frischen Anstößen gegenüber der Zeit vorher bedeutend gewonnen. Das ist sicher z. T. ungerecht empfunden, eben weil ich selbst jetzt erst etwas davon hatte. Aber z. T. trifft es, meine ich, doch zu. Ich kann mich keiner Menschen oder Kreise erinnern, die sich wie später etwa in der anfangs blühenden Volkshochschule oder in der Literarischen Ge-

sellschaft oder als einzelne Studienräte, Künstler usw. aus eigener, am Orte selbst gewachsener Verantwortung den Fragen der Zeit und der Bildung gestellt hätten. Sicherlich gab es auch vor dem Kriege eine Menge von Vorträgen, mit denen ebenso viele Vereine ihre Probleme und Parolen an den Mann zu bringen suchten. Über politische und soziale Fragen ist gewiss viel geredet worden, z. B. über die auch mich bald begeisternden Bodenreformideen von Adolf Damaschke. Die Parteien und nationalen Vereinigungen ließen von sich hören, die Kriegervereine pflegten ihre Traditionen. (Unsterbliches Beispiel war für uns der Königlich-Sächsische Militärverein, in dem mein Vater, einstiger Vizefeldwebel eines in Leipzig-Möckern liegenden Infanterieregiments, Ehrenkamerad war und die Ansprache bei den Weihnachtsfeiern zu halten hatte, von denen er jedes Mal mit herrlichen Geschichten zurückkam.) Es gab Vorträge von kirchlichen Organisationen und sicher noch viele andere, von denen ich nichts weiß. Aber es fehlte, so scheint mir, die Eigeninitiative, die später aus der Unruhe der Zeit nach dem Zusammenbruch von 1918 erwuchs und überall nach neuen Wegen und nach einer Abklärung gegenüber der zu Ende gelebten Vergangenheit suchte.

Ich muss mich also an die Institutionen halten. Ein tief einschneidender Unterschied gegenüber unseren heutigen Möglichkeiten lag darin, dass es noch keine mechanischen Übermittlungen geistiger und musikalischer Schöpfungen gab, weder Film noch Plattenspieler, noch Radio, noch Fernsehen. Ins Theater oder Konzert musste man gehen und empfing hier alles aus erster Hand mit der unvergleichlichen Frische und natürlich auch den Mängeln, die daran hingen. Dadurch hatte alles, ob Schauspiel, Vortrag oder Musik, noch Seltenheitswert. Freilich war das Repertoire dessen, was man kennen lernen konnte, auch viel kleiner. Der Film kam zwar schon auf, aber noch so flimmerig-zackig, dass künstlerische Aspirationen damit nicht gut zu verbinden waren. Es blieb zumeist beim Rühr- und Schauerstück, das nun nicht gerade im Spielfeld der pädagogischen Absichten unserer Eltern lag und das sie uns bei der Freiheit, die sie uns gewährten, mehr ausredeten als verboten. Die großen Eindrücke, die der Stummfilm bot, lagen viel später, als er – nicht die Kinderschuhe, sondern – die Holzpantoffeln ausgezogen hatte. Dagegen gingen wir mit Wonne ins geliebte „Panorama“ auf dem Marienplatz, wo man sich vor eines der Doppelokulare an einer großen Rotunde setzte, seinen Groschen einwarf und nun die schönsten Bilder aus fernen Ländern an sich vorüberziehen ließ. Ein helles Glöckchen weckte, nachdem der Rundlauf vollendet war, wieder aus der Verzauberung auf. Und wenn man, bevor es dunkel wurde, noch zwei oder

drei Bilder zum zweiten Male sah, hatte man das Gefühl, das Unternehmen auf unangreifbare Weise übers Ohr gehauen zu haben.

Auch vom Theater kann ich nicht allzu viel erzählen. Görlitz besaß schon seit 1850, also seit dem Beginn seines neuen wirtschaftlichen Aufschwungs, ein respektables Theatergebäude, das nach der Jahrhundertwende zweimal erweitert worden war und recht gute technische Möglichkeiten bot. Allen Zauber, der von einem Vorhang, auf dem eine heitere Frühlingszenerie gemalt war, von dem erwartungsvoll verdunkelten Raum, der belebten Bühne und ihren geheimnisvollen Hintergründen, die ich dann später als Mitspieler bei einer Schüleraufführung für die Lazarette genau kennen lernte, ausgehen kann, habe ich hier zum ersten Male erlebt. Natürlich in den früheren Jahren selten. Das Theater spielte keine große Rolle bei uns. Meine Eltern gingen zwar hin und wieder gern hinein, aber für einen regelmäßigen Besuch waren sie doch zu sehr in Anspruch genommen. Für uns Kinder gab es ein paar Jahre lang das Vergnügen des Weihnachtsmärchens, aber dann folgte eine größere Pause. Wenn ich nicht etwas Unwesentliches dazwischen vergessen habe, war das erste große Schauspiel, in das meine Eltern mich mitnahmen – ich spüre noch die Beseligung, als sie es mir eröffneten – , der Hamlet. Dieser Sprung in meinen Theatererlebnissen vom „Schneider Flickefest“ zum Hamlet war nun freilich ein Akt großartiger Vorwegnahme, die ich ihnen aber bis heute danke. Tiefer hätten sich mir die Bilder, die Handlung, die Gestalten, die rührende Ophelia und der rätselhafte, männlich-grüblerische Prinz nicht einprägen können. Keine spätere Aufführung reichte an diesen Vorgang heran; sie konnte ihn nur bestätigen. Ich habe im Laufe der Jahre noch manche schöne Aufführung im Görlitzer Theater gesehen, meist Klassiker bis hin zu Hebbel, der mehrfach gut gespielt wurde. Der Krieg beeinträchtigte freilich das Theaterleben erheblich. Dank der Nähe von Dresden kamen oft einmal Gäste von dort, aber auch von anderen Bühnen. Das waren natürlich besondere Festtage.

Ein nur wenigen bekanntes, mir durch meine Freundschaft mit Horst Jecht früh nahegebrachtes Zentrum gelehrter Arbeit besaß Görlitz in der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften. Sie stammte aus dem großen Jahrhundert der Akademien, die nach den Vorbildern der italienischen Akademien, der Royal Society in London und der Académie Française aus der Inspiration von Leibniz auch in Deutschland an einer Reihe von Orten entstanden. Im Gegensatz zu den meist fürstlichen Gründungen wurde sie 1779 von zwei Oberlausitzer Adligen (von Anton und von Gersdorff) gestiftet, die Mittel, bedeutende eigene wissenschaftliche Sammlungen und später das Antonsche Haus Neißstr. 30, von dem ich

schon früher erzählt habe, zur Verfügung stellten. Die Idee der Akademie, d. h. einer Zusammenfassung aller Wissenschaften, hat sich freilich nicht halten lassen. 1822 war eine eigene naturforschende Gesellschaft gebildet worden, die noch zu unserer Zeit recht aktiv war, Vorträge veranstaltete und ein gutes Naturkundemuseum unterhielt. Die Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften konzentrierte sich infolgedessen auf die Geschichtsforschung und gab seit 1822 an Stelle des gemeinsamen Organs das „Neue Lausitzische Magazin“ heraus, eine hoch angesehene landesgeschichtliche Zeitschrift. Es gab nicht viele Provinzstädte, die eine so fruchtbar arbeitende wissenschaftliche Organisation besaßen. Sie umfasste einige hundert historisch interessierte Mitglieder aus Görlitz und der Oberlausitz und hatte immer auch eine Anzahl auswärtiger Gelehrter als korrespondierende oder Ehrenmitglieder. Man kann die anregende Kraft einer solchen Organisation für die Geschichte einer Landschaft nicht hoch genug veranschlagen. Viele Einzelforschungen, die sonst ungetan geblieben wären, wurden durch die vereinigten Bemühungen hervorgehoben, kleine Rinnsale in ein gemeinsames größeres Bett geleitet. Mehrere Urkundenwerke, vor allem der Codex diplomaticus Lusatiae superioris, waren nur dank der jahrzehntelangen Betreuung durch die Gesellschaft zu verwirklichen. Die öffentlichen Vorträge, die sie hielt, galten nicht nur der Heimatgeschichte, sondern ganz verschiedenen Themen historischer, auch geistesgeschichtlicher Art. Natürlich bemühte sie sich 1924, im 300. Todesjahr Jakob Böhmes, durch eine Festschrift um ein würdiges Gedächtnis für den seltsamen, großen Sohn der Stadt. Die Mitarbeit in der Gesellschaft gab auch jungen Gelehrten wie Horst Jecht und dem späteren Münsterer Staatsarchivdirektor Johannes Bauermann Gelegenheit, sich die ersten Sporen zu verdienen. Ein besonderer Stolz der Gesellschaft war ihre ausgezeichnete, durch Generationen hindurch von ehrenamtlichen Bibliothekaren liebevoll gepflegte Bibliothek. Als ich sie später benutzte, umgab mich hier zum ersten Male das geheimnisvoll beruhigende wie aufregende Fluidum einer gelehrten Bücherei. Noch dazu dieser, wo die klassizistischen Räume, die im Mittelgang durch einen Bogen elegant zusammengefaßten Regale und die Zeiteinbände der alten Bücher in Pergament, gepresstem Leder oder dem marmorierten Papier des 19. Jahrhunderts eine Einheit bildeten, wie sie eine moderne Großbibliothek nie mehr bieten kann. Für meine Dissertation über Luther und Böhme war ich hier natürlich glänzend versorgt, zumal ich zu meiner Überraschung auch die Weimarer Lutherausgabe entdeckte. Eine andere besaß die Milich'sche Bibliothek, die vom Magistrat mit freilich bescheidenen Mitteln weitergeführte Stiftung eines Laubaner Juristen aus dem Jahre 1727, zu der auch wertvolle

Handschriften gehörten. Beide Ausgaben waren zwar nicht vollständig, aber immerhin, die wichtigsten Werke Luthers standen mir darin zur Verfügung, ohne dass ich einen Konkurrenten gehabt hätte. Die Milich'sche Bibliothek war damals mit in der modernen städtischen Volksbücherei untergebracht, die, von einer klugen Direktorin geleitet, vor allem schöne und allgemeinbildende Literatur erschloss. Dort genoss man auch das Vergnügen, in einem stillen Lesesaal in den mancherlei Standardwerken verschiedener Disziplinen herumzuznüffeln.

Am schwächsten war die Pflege der bildenden Kunst entwickelt, – ganz im Gegensatz zur Zeit nach dem Ersten Weltkriege, wo eine Gruppe begabter Künstler der Stadt ihre Werke zur Diskussion stellte. Görlitz hatte keine Tradition durch eine fürstliche oder eine früh begonnene städtische Sammlung. So stand das pompöse Museum, das man weit abseits, auf der anderen Seite der Neiße als Kopie des Reichstags in Berlin und des Reichsgerichts in Leipzig gebaut hatte, in schreiendem Widerspruch zu seinem Inhalt: meist zweite oder dritte Wahl des 19. Jahrhunderts, nur wenige Stücke von Qualität. Da auch die dort ausgestellten vorgeschichtlichen Funde, denen der Museumsdirektor weit mehr Aufmerksamkeit zuwandte, und die Oberlausitzer Bauernstuben, Möbel, Geräte und Trachten mich wenig, zu wenig, interessierten, war die Anziehungskraft nicht groß. Das änderte sich erst, als die genannten jungen Künstler mit ihren gewagten expressionistischen Werken in die kalte Pracht Einzug hielten.

Wenn hier Anspruch und Möglichkeiten auseinanderklafften, so hatte die Stadt mit ihren jährlichen Musikfesten etwas geschaffen, was weit über ihren provinziellen Charakter hinausreichte. Auch hier war wie früher bei der Gesellschaft der Wissenschaften ein Standesherr der Oberlausitz, Graf Bolko von Hochberg, die treibende Kraft gewesen. Die Stadt konnte es sich leisten, hervorragende Dirigenten und Solisten heranzuholen: z. B. Karl Muck, mehrmals Furtwängler, Fritz Stein, Hugo Rüdell, unter dem ich in Wolf-Ferraris *Vita nuova* im Schülerchor mitsang. Die Musiktage waren hohe Zeiten für die ganze Stadt, für die Musikalischen wie für die Schaulustigen. Ihre eigene festliche Umwelt bekamen sie durch die 1912 erbaute, schön im Park dicht an der Neiße gelegene Stadthalle. Dass die Decke während des Baues einmal eingestürzt war und dabei einige Arbeiter getötet und verletzt wurden, hat die ganze Stadt in Erregung und Trauer versetzt, wie es heute nach den zwei Kriegen und angesichts der täglichen Ernte des Verkehrstodes nicht mehr möglich wäre. Die großen Chöre hatte immer die Stadt selbst zu stellen, und schon dadurch waren viele Häuser mit Gelingen oder Misslingen, Angst und Glanz des Musikfestes verbunden. Und wir waren stolz darauf, dass wir neben unbedeutenden

Rollen auch öfter eine der großen Solostimmen aus den eigenen Reihen stellen konnten, die holländische Sopranistin Tilia Hill, eine überaus liebenswerte Frau, die mit einem feinen jüdischen Rechtsanwalt verheiratet war.

Es gab auch sonst in Görlitz eine Reihe von Künstlern, die nicht nur Unterricht erteilten, sondern auch regelmäßig mit eigenen, einem hohen Anspruch genügenden Konzerten an die Öffentlichkeit traten. Sie wurden, wenn ich mich nicht täusche, stärker beachtet als heute beim Vorherrschen der Gastkonzerte berühmter Solisten. Ich denke vor allem an die ausgezeichnete Pianistin Martha Bartling und die temperamentvolle Sängerin Kati Brückner, die aus einem originellen und vielseitigen Pfarrhause stammte. Zu ihrem jährlichen Liederabend erschienen regelmäßig ihre vier Brüder, von denen einer Gouverneur von Togo war. Die beiden Künstlerinnen leben und unterrichten heute noch in hohem Alter. Zu den Einzelkünstlern trat mit wachsender Bedeutung das Görlitzer Konservatorium, dessen Leiter, zugleich städtischer Musikdirektor, mit dem eigenen Chor und dem Stadtorchester einen allmählich größer werdenden Anteil am Görlitzer Musikleben bestreiten konnte.

DAS HAUS DES BÜRGERMEISTERS

Wenn ich aus den mancherlei mir bekannten Görlitzer Häusern das Haus des Bürgermeisters Konrad Maß herausgreife, um daran etwas von dem Familienleben und der Geselligkeit aus der Zeit vor dem Ersten Weltkriege zu schildern, so tue ich es nicht nur darum, weil es mir das Glück meines Lebens geschenkt hat. Gewiss bin ich ihm und allen, die dazu gehörten, dadurch mit tausend Banden der Liebe und Verehrung verbunden und kenne es so gut wie nach meinem Elternhause kein anderes. Aber ich glaube auch unabhängig davon sagen zu dürfen, dass es wie wenige aus unserer Stadt ein Bild des damaligen Lebens gibt, – soweit es sich in einem einzelnen Hause darstellen kann.

Es hatte einen repräsentativen Wert allein schon dadurch, dass der Oberbürgermeister Snay und seine Frau nicht die Gabe besaßen, von ihrem Hause etwas auf das Leben der Stadt ausstrahlen zu lassen. Sie kamen sicherlich ihren geselligen Verpflichtungen gewissenhaft nach, aber darüber hinaus spürte man kaum etwas von ihnen. So fiel dem Hause des zweiten Bürgermeisters von selbst eine sonst nicht wahrgenommene Aufgabe zu. Vielleicht sogar in glücklicherer Form, als er sie als erster gehabt hätte. Er hatte beim Weggang aus dem Bürgermeisteramt in Homburg v. d. Höhe

nach einer Stellung gesucht, die ihn von den übermäßigen Gesellschaftspflichten befreite, welche dort der regelmäßige Besuch Kaiser Wilhelms II. und vieler ausländischer Gäste mit sich brachte. So trat er gern hinter einem ersten Bürgermeister zurück, obwohl ihm der Kaiser den Oberbürgermeistertitel verliehen hatte, den er in Görlitz nicht führen konnte. So blieb meinen Schwiegereltern neben einem selbstverständlichen Maße offiziellen Verkehrs genug Möglichkeit, ihr Haus zu öffnen, wem und wie sie es wollten.

Es war ein besonderes Haus. An einer der schönsten Stellen der Stadt in der Holteistraße großzügig und modern gebaut, übertraf es das, was sich ein Beamter, auch der Oberbürgermeister, leisten konnte, wenn er nicht über privates Vermögen verfügte. Das Erbe des Kaufmannshauses Stavenhagen, das dem Sanitätsrat Maß in Anklam, dem Großvater meines Schwiegervaters, den Ankauf des geliebten Gutes Lüskow ermöglicht hatte, schuf hier noch einmal ein zweites Paradies. Zwischen beiden bewegte sich das Leben der Familie, glücklicher und weiträumiger, als es Menschen gleichen Standes sonst beschieden war. Im Lauf von wenigen Jahren ist sie dann aus beiden vertrieben worden.

Aber von den Wolken der Zukunft war damals noch nichts zu sehen. Wenn es ein „Haus in der Sonne“ gab, wie das vielgeliebte „Blaue Buch“ des Malers Larsson es zeichnete, hätte man es im Maßschen Hause auf der Höhe des Weinberges in dem großen Garten mit den 100 Rosenstöcken und dem herrlichen freien Blick über die Neißewiesen hinweg auf das Riesen- und Isergebirge gesehen. Neidlos, denn wer das Haus und seine Seele, die Mutter, kannte, dem verging das Neiden oder Vergleichen vor dem Zauber, der es durchstrahlte.

Du hohes Haus, so licht und hell,
die Mutter drin der Lebensquell,
an dem sie alle Freude haben,
an dem sich alle Herzen laben.

So schrieb einer der Freunde, der westfälische Dichter Friedrich Castelle. Ich sehe die Tür aufgehen und die bis in die frühe Todeskrankheit jugendlich-schöne Mutter jeden, der kommt, jung oder alt, einfach oder gebildet, begrüßen, mit einer unbeschreiblichen Freundlichkeit in Stimme und Blick, die sich immer gab und behielt zu gleicher Zeit. Es gab keine Frau, die so natürlich, so frei von Anspruch und Konvention, eine so selbstverständliche Verehrung erweckte. Sie war der Typus einer klugen Frau, der heute im Zeitalter des Frauenstudiums eine einschneidende

Wandlung durchgemacht hat: weder geistreich noch wissenschaftlich gebildet, wie es heute die Durchdringung mit dem rationalen und spezialisierenden Denken der Universität mit sich bringt, bereichernd und verengend. Sondern es war die Klugheit einer wachen Intelligenz, eines vielseitigen Interesses und der lebendigen Erfahrung. Schon als kleines Mädchen hatte sie das „Täfertint“ (Käferkind) geheißten, weil alles, was krabbelte und flog, ihr Entzücken hervorrief. Sie holte morgens vor der Schule Futter für die Raupenzucht ihres Vaters, eines Göttinger und später Stettiner Landgerichtsdirektors. Auf den Spaziergängen mit der Familie drehte sie oft die Steine um, um nach Käfern zu suchen und brachte ihrer Liselotte, die ihre Passionen geerbt hatte, wenn sie hatte zu Hause bleiben müssen, besonders schöne Exemplare in kleinen Behältern mit. Es gab nichts, was sie nicht angefasst hätte: Kröten oder Salamander oder eitrige Wunden eines Hundes. Liselottes zahmer Spatz saß beim Nähen auf ihrer Schulter; und wenn er etwas fallen ließ, dann gab es keine Aufregung darum. Was in ihren Lebenskreis trat, durfte mitleben, Tiere wie Menschen. Während des Krieges ließ sie, so lange es noch mit den eigenen Lebensmitteln möglich war, jede Woche einmal zehn arme Kinder aus der Gemeinde meines Vaters zum Essen kommen. Für Frauen ungewöhnlich wie ihre Freude an naturwissenschaftlichen und medizinischen Dingen war ihr politisches Interesse. Schon vor dem Kriege las sie, oft dafür ausgelacht, die Reichstagsreden, und an den sozialen Ideen ihres Mannes nahm sie lebhaften Anteil. Im Kriege verstärkte sich das alles. Niemand konnte sich an den Leistungen der deutschen Heere, an den Siegen und einzelnen Heldentaten aus einem tiefen, einfachen Vaterlandsgefühl inniger freuen, niemand am Zusammenbruch, der unverdienten Schmähung, der die Soldaten ausgesetzt wurden, und den harten Friedensbedingungen mehr leiden als sie. Sie lebte in und mit Gedichten, wohl mehr des späteren 19. Jahrhunderts als klassischen und ganz modernen, schrieb sich Verse ab und hängte sie neben ihrem Schreibtisch auf. Sie verschenkte auch gern Verse in ihrer klaren, harmonischen Handschrift, die ein Spiegel ihres Wesens war. Auch dem Konfirmationsgeschenk an mich fügte sie 1916 die schönen Betrachtungen Ernst Moritz Arndts über die Heimat bei: „Wo Dir Gottes Sonne zuerst geschienen . . ., da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland“.

Was sie ihrem Hause und seinen Gästen aber vor allem erschloss, war die Musik. Sie begleitete Annemarie, ihre Älteste, die als Geigerin ausgebildet wurde, und sorgte dafür, dass auch die Jüngeren etwas zum gemeinsamen Musizieren beitragen konnten. Wie oft haben Görlitzer Künstlerinnen, die zu den Freunden des Hauses gehörten, in den schönen miteinander verbundenen Räumen gesungen oder Klavier gespielt! Das war ein

unentbehrliches Element der Geselligkeit, am meisten der zwanglosen des engeren Kreises. Auf diesen Stunden liegt in der Erinnerung der Kinder ein besonderer Glanz.

Er ist nicht zu trennen von einem Freund der Familie, der wie eine Zusammenfassung der guten Kräfte wirkte, die vor dem Ausbruch des Krieges von 1914 auf eine neue Zeit in unserem Volke hoffen ließen: Dr. Martin Besser. Er war Jugendpfleger der Stadt, der erste Inhaber dieses von meinem Schwiegervater geschaffenen und ihm unterstehenden Amtes. Er stammte aus einem Pfarrhause mit zehn Kindern. Der Vater, Licentiat der Theologie (damals gab es noch selten promovierte Geistliche), liberaler Theologe, war früh gestorben. So kannte Martin Besser Jugendfragen reichlich aus eigener Erfahrung. Darum setzte er seine ganze Leidenschaft daran, jungen Menschen aus Not und Schwierigkeiten zu einem freien, fröhlichen Leben zu verhelfen. Er hatte sich schon in der Bildungsarbeit unter den Jungarbeitern bei Krupp viel Liebe erworben. Obwohl er selbst nicht zum „Wandervogel“ gehörte, war er durchströmt vom Geiste der Jugendbewegung. Er spottete und stürmte gegen die gesellschaftlichen Konventionen, die Anzüge mit den hohen Stehkragen, die Fremdwörterei, die Formalitäten im Verkehr. Mein Schwiegervater war ihm schnell aus dem Vorgesetzten zum Freunde geworden. Er gehörte zum Maß'schen Hause, wie sonst niemand dazu gehört hat, lachte, tollte mit den Kindern und sang mit Kati Brückner hinreißende Duette. Selbst in dem so freien Hause musste sein Überschwang gelegentlich gedämpft werden. Bei einem Maskenfest erschien er als Orest, und die gute Mutter musste ihn doch schnell beiseite nehmen und seine allzu griechische Kleidung mit Strümpfen und einer schließenden Nadel vervollständigen. Kurz vor dem Kriege ging er nach Berlin, um dort in der Sozialen Arbeitsgemeinschaft des Pastors Lic. Siegmund Schultze zu arbeiten und etwas über die Möglichkeiten sozialer Tätigkeit unter den schweren Bedingungen des Berliner Ostens zu lernen. Er fiel in Frankreich 1916.

Die Gastlichkeit des Hauses nahm im Kriege noch einmal andere Formen an. Während der Vater auf dem Generalkommando in Münster Dienst tat, öffnete die Mutter jeden Sonntag Haus und Garten für die Freunde und ihre Kinder, damit sie den Nachmittag im Freien zubringen konnten. Und mehr noch als früher fanden gedrückte Bekannte den Weg zu ihr, um sich bei ihr auszusprechen. Die offizielle Geselligkeit erlosch, nicht aber die Gewohnheit, dass Gäste der Stadt, die etwa zu einem Vortrag eingeladen waren, in einem der schönen, stillen Töchterzimmer einquartiert wurden. Ich weiß, dass Heinrich Weinell, der Jenaer Neutestamentler, der längere Zeit Lazarettpfarrer in Görlitz war, Ernst Troeltsch

und Eduard Spranger das lichte Haus und seine Mutter in unvergessener Erinnerung bewahrt haben. Spranger hat es noch 1959 beim Jubiläum der Heidelberger Akademie mit erstaunlich genauen Einzelheiten bezeugt.

Der Vater trat, wie jeder empfand, hinter der bezaubernden Mutter zurück – und wollte es nicht anders. Die Fäden zur Außenwelt überließ er, soweit es nicht sein Amt betraf, gern ihren Händen. Ihn zog es, wenn er vom Rathaus kam – den halbstündigen Weg dorthin machte er immer zu Fuß, oft zweimal und fast immer lesend –, so bald wie möglich an den Schreibtisch. Sein Herz gehörte nur zur Hälfte der Arbeit seines Berufes, zur Hälfte der Geschichte. Und da zu diesem Interesse und einem reichen Wissen Erzählertalent und pädagogische Gabe hinzutraten, sind eine Menge kleiner historischer und juristischer Hilfsbücher für Verwaltungsakademien, Volkshochschulen und dgl. aus seiner Feder hervorgegangen. Die Lust am Fabulieren hat eine Reihe von Novellen und Romanen ins Leben gerufen, die hübschesten und herzlichsten im pommerschen Platt, das er auch mündlich meisterhaft beherrschte. Seine Belehrungsfreude ließ er oft auf weiten Spaziergängen an den Töchtern aus, an den beiden älteren ohne viel Erfolg; erst Liselotte erwies sich als dankbare Abnehmerin. Oder er deklamierte unterwegs, unerschöpflich und eindrucksvoll; lange Faustpartien waren mit bestimmten Wegstrecken synchronisiert. Der Drang nach den Dingen, denen seine heimliche Liebe gehörte, ließ ihn Störungen, die ins Haus eindrang, gern aus dem Wege gehen. Das Leben mit der Familie und dem engeren Kreise der Freunde dagegen genoss er und ergänzte dabei durch einen herrlichen trockenen, oft ausgelassenen Humor das ausgeglichene, immer ein vornehmes Maß bewahrende Wesen seiner Frau. Es war wunderbar, wie sein gewöhnlich fast abweisendes Gesicht, das nichts von ihrem aufschließenden Strahlen besaß, bei einem Spaß aufleuchten konnte. Dahinter war viel versteckt, was man auf den ersten Blick nicht sah, vor allem wie bei seinem Vater ein religiöses Grübeln und Bedürfen, anfangs als heftige Kritik an den Lehren der Kirche, später mit immer wachsender Bereitschaft, an den einfachen Wahrheiten des Evangeliums Halt und Trost in dem schweren Lebensschicksal zu suchen, das ihm noch vorbehalten war.

Von den Aufgaben seines Amtes machten ihm die am meisten Freude, welche unmittelbar dem Menschen dienen, die Sozialfürsorge im weitesten Sinn. Viele heute selbstverständliche Einrichtungen hat er für Görlitz geschaffen: eine Mütterberatungsstelle, die den schönen Erfolg hatte, dass die Säuglingssterblichkeit um Hunderte von Kindern zurückging, Waisenhaus, Kinderhorte, Kinderlandverschickung (Görlitz bekam dafür ein eigenes Gutshaus mit einer Waldschule), Jugendheime, Berufsberatung u. a.

Zum Bau einer Erholungsstätte für Lungenkranke in der Nähe der Landeskronen stellte ihm der aufgeschlossene Kommerzienrat Raupach sofort 30.000 M zur Verfügung. Vor allem die vorbildliche Sorge für die aus der Schule entlassenen Jugendlichen, für die er Martin Besser gewonnen hatte und in der auch einige Fabriken dem städtischen Vorbild folgten, hat damals Görlitz einen weithin bekannten Ruf eingetragen und meinem Schwiegervater besondere Freude gemacht. Auch in seinen Kindern weckte er das Gefühl für das Elend, das auf allen diesen Gebieten zu überwinden war. Er zeigte ihnen gern die Tuberkuloseheilstätten, das Waisenhaus oder einen Kinderhort. Und als sie einmal „arme Leute“ spielten und zum Spaß bettelten oder wie Betrunkene torkelten, wurde er sehr ernst und stellte ihnen das damit verbundene Leid eindrücklich vor Augen.

Das großzügige und fröhliche Leben des Hauses bot den Kindern einen weiten Raum sich zu entwickeln. Es waren vier Mädchen, nachdem der einzige Junge, ein gesundes Kind von dreieinhalb Jahren, an einer Lungenentzündung und einer Darminfektion, die man damals noch nicht richtig zu bekämpfen verstand, gestorben war. Die Begabungen waren deutlicher als oft bei Kindern voneinander unterschieden. Die Älteste, Annemarie, hatte aus der mütterlichen Familie die hohe Musikalität geerbt und begann, sich zur Geigerin ausbilden zu lassen. In der zweiten, Dorothea (Dodi), steckten, weit kraftvoller und origineller, die dichterischen Gaben des Vaters. In Liselotte erschien das väterliche und mütterliche Erbe auf besondere Weise verschmolzen: die Liebe zu allem Kreatürlichen und das brennende Interesse an allem Naturwissenschaftlichen, aber ebenso das Grübeln an den Urfragen und – noch unter der Fürsorge für das vielfältige Getier, das sie immer bei sich hatte, verdeckt – der Sinn für menschliche Hilfsbedürftigkeit. Die jüngste, Erika, beim Ausbruch des Weltkrieges fünf Jahre alt, lief noch gläubig und träumend hinter der größeren Schwester her und barg sich im Schutz und der Wärme der Mutter, die sie dann so bald entbehren musste.

II.

KRIEG UND NACHKRIEGSZEIT

JULI 1914: PFARRHAUS UND KIRCHBAU

Das Jahr 1914 brachte uns die beiden tiefsten Einschnitte, die wir in unserer Kindheit erlebt haben: der Juli 1914 den Einzug in unser schönes neues Pfarrhaus neben der noch im Bau befindlichen Kreuzkirche, der August den Krieg, der mit seinen Auswirkungen unser Leben wie das aller Deutschen bis zum heutigen Tage bestimmt hat. Gewiss zwei ganz zufällig zu-

sammentreffende Daten, die nur unter einem sehr unglücklichen Aspekt etwas miteinander zu tun hatten: das prachtvolle Haus war ganz auf den Wohlstand und die technischen Möglichkeiten der Friedenszeit vor 1914 zugeschnitten und darum unter den Einschränkungen des Krieges und der Nachkriegszeit schwerer zu bewirtschaften als jede Mietwohnung oder jedes ältere, wenigstens noch für Kachelöfen neben einer Zentralheizung eingerichtete Haus. Aber das betraf in erster Linie nur unsere arme Mutter; wir hatten erst, als wir größer wurden, darunter zu leiden. Da der Krieg uns als Kinder noch nicht berührte, war der Einzug in das neue Haus zunächst das, was unser Leben am stärksten umgestaltete. Denn in was für ein Haus zogen wir! Es war nicht nur ein Doppelpfarrhaus mit so schönen Räumen und einer so eindrucksvollen, wenn auch unpraktischen, durch zwei Stockwerke führenden Diele, dass Generalsuperintendent Schian beim Besuch über den Unterschied der fürstlichen Pfarrhäuser und der bescheidenen Dienstwohnung der Breslauer Generalsuperintendenten freundlich spottete. Wichtiger war: die Pfarrhäuser gehörten zum Gebäudekomplex der Kirche, deren Entstehen wir fast zwei Jahre hindurch verfolgten. Das bot genug des Interessanten. Wir turnten monatelang noch auf Bohlen über die mancherlei Leitungsgräben, die zu der Baustelle führten, erlebten zum ersten Male, dass ein Kirchturm nicht gemauert, sondern in Beton gegossen wurde, sahen auf den Laufstegen des Oberbodens, dass die Decke nicht mehr wie die früheren Gewölbe eine sich selbst tragende Konstruktion war, sondern in einzelnen Vierecken von leichtem Gewicht an Balken hing: ein schwindelerregender Schwindel, da uns eingeschärft wurde, dass wir beim Betreten der Decke sofort unten auf dem Fußboden des Kirchenschiffes landen würden. Wir nahmen teil am Aussuchen der kirchlichen Geräte, der Beleuchtungskörper, Farben und Ornamente, des Marmors für den Altar – Proben davon habe ich lange auf meinem Schreibtisch liegen gehabt – und nicht zuletzt der Inschriften. Ich erinnere mich noch, wie froh mein Vater war, für die beiden Orgelprospekte – auch das ein Novum: der Spieltisch in der Mitte und zwei Prospekte an gegenüberliegenden Wänden – die Inschrift zu finden: „Ach, nimm das arme Lob auf Erden, mein Gott, in allen Gnaden hin“. Wir nahmen bei alledem an einem Stilumbruch teil. In einer der ersten Sitzungen des Gemeindegemeinderats, die sich mit dem Kirchbau beschäftigte, hatte der liebenswerte Oberstleutnant a. D. Guderian zu meinem Vater gesagt: „Eins ist doch wohl sicher: dass wir gotisch bauen werden.“ Mein Vater konnte nur antworten: „Wenn etwas sicher ist, dann, dass wir nicht gotisch bauen werden.“ Aber wie dann? Der ausgeführte Plan war aus einem Wettbewerb von Entwürfen hervorgegangen. Viele davon bekamen auch wir zu sehen.

Der beauftragte Dresdener Architekt Rudolf Bitzan hatte sich als Mitarbeiter der Firma Kühne und Lossow beim Bau des Leipziger Hauptbahnhofs einen Namen gemacht. Er war ohne Zweifel ein sehr begabter Mann, wenn er auch zur Aufgabe des Kirchenbaus kein ganz persönliches Verhältnis hatte. So war die im Außenbau vortrefflich gelungene, auch im Innern durch eine helle, festliche Raumwirkung überzeugende Lösung in manchem von Vorbildern bestimmt, z. B. der Pauluskirche in Darmstadt und einer auch von Bitzan gebauten Dresdener Kirche, und in manchem nicht stilsicher gegenüber repräsentativen Handels- oder Industriebauten. Mein Vater musste viel Verständnis bei ihm für das erwecken, was für einen gottesdienstlichen Raum möglich und nötig war. Im ganzen gelang das, manches konnte er freilich leider nicht durchsetzen. Sonst wären einige überladene Jugendstildekorationen unterblieben und der Raum dadurch noch schlichter und wuchtiger geworden. Aber im Ganzen konnte sich die Görlitzer Kreuzkirche künstlerisch wohl sehen lassen und kann es neben vielem, was damals und später versucht wurde, noch heute. Die rechte Würdigung gewinnt man, wenn man sie mit den etwa zehn Jahre älteren tastenden Schritten zu einem neuen Kirchenstil vergleicht, denen gegenüber sie an Einfachheit und Monumentalität bedeutend gewonnen hatte. Es war nicht schwer, den weiten Raum, dem natürlich das Geheimnisvolle eines Säulenwaldes und vieler Nebenräume fehlen musste, zu einer lebendigen, hörenden Einheit zusammenzufassen, namentlich wenn er voll besetzt war und etwa noch die besondere Erwartung eines Weihnachts- oder Silvesterabends dazu kam.

Es machte einen großen Reiz unserer Jugendjahre aus, an diesem Werden teilzunehmen. Man lernte wieder eine neue Kategorie von Menschen dabei kennen. Was konnte man sich früher unter einem Maurerpolier denken, dem man nun in der hochgewachsenen Gestalt des freundlichen, zuverlässigen Herrn Mönnich täglich begegnete? Der junge „Bauführer“, der seinem berühmten Namen Schadow einen großen Schlapphut und eine Künstlerkrawatte schuldig zu sein glaubte, war für uns der gegebene Vermittler zu allen Bauangelegenheiten, zumal seit er die Hauptverantwortung für den Bau trug, da er aus Gesundheitsgründen erst spät zum Militärdienst einberufen wurde. Bei Ausbruch des Krieges ergriff auch ihn der große Rausch: er schnitzte in eine Tür, welche das Baubüro mit der Kirche verband, ein feuriges Kriegsgedicht. Sie ist später, da der Eingang überflüssig wurde, auf der beschrifteten Seite zugemauert worden, blieb auf der anderen aber noch lange sichtbar. Schließlich wurde sie ganz beseitigt. Ein völlig anderer Typus war der nächste auf der Stufenleiter der Bauhierarchie, der schlichte, tüchtige Baumeister Golle, der meinen Bruder durch

einen geliebten kleinen Hund aus seiner eigenen Promenadenzucht glücklich machte. Der nie versagende Berater meines Vaters war der Vorsitzende der Baukommission des Gemeindegemeinderats, Architekt Röhr, ein von uns sehr respektierter Mann von wenig Worten und trockenem Humor, der unseren Sprachschatz durch die fachgerechte Frage bereicherte: „Wer ist denn der Herr dort mit der großen Baustelle auf dem Kopf?“ Und schließlich, nur selten auftauchend, der Schöpfer des Baues selbst, Architekt Bitzan aus Dresden, eine uns fremde Gestalt, nach Sprache und Lebensart ein echter Prager mit einer entsprechenden, fülligen Frau.

Die Kirche entstand auf einem ebenso schönen wie für die Gemeinde unpraktischen Platze, am Rande eines Abhangs, gut fünf Minuten von den nächsten Häusern entfernt. Das hing damit zusammen, dass das Baugelände schon zehn Jahre zuvor von einer Familie geschenkt worden war, die noch in einem originellen Manne existierte: dem Kuh-Müller, einem waschechten Bauern, der zwischen den Mietskasernenstraßen der Vorstadt seine Landwirtschaft betrieb und den wir unzählige Male trafen, wenn er die Felder neben der Kirche bestellte oder barfuß Jauche fuhr. Ihm wurde ein märchenhafter Reichtum aus seinen Landverkäufen für die schnell wachsenden Straßen nachgesagt. Leider war ein näher an der Stadt gelegenes Grundstück nicht erreichbar. Man tröstete sich mit der Hoffnung, dass die Straßen in der Richtung auf die Kirche nachfolgen würden. Diese Hoffnung hat sich bis heute, nach 50 Jahren, nicht erfüllt. Und so mussten die Kirchenbesucher sich oft genug gegen heftigen Wind, Schnee und Glatteis zum Gottesdienst durchkämpfen. Sie haben es mit anerkennenswerter Treue getan. Man war ja ohnehin einiges von dem rauhen, herrlichen Klima des Riesen- und Isergebirgsvorlandes gewohnt, zu dem Görlitz gehört.

AUGUST 1914: DER KRIEG

Drei Wochen nach dem Eintritt in die neue Welt, die uns umgab, begann der Krieg. Es wäre zu viel gesagt, daß er sie verdrängte oder überschattete. Ich war 13 Jahre alt, und sie war stark genug, sich nicht verdrängen zu lassen. Aber beides zusammen machte der Kindheit ein sichtbares, absolutes Ende. Kind war ich in den anderen Straßen, unter den anderen Freunden und Nachbarn im Frieden gewesen. Was begann nun?

Die Schüsse von Sarajewo hatten uns alle aufgeschreckt. Aber das hieß nicht, daß wir den Krieg fürchteten. Wie sollten wir ihn fürchten, wo wir ihn nicht kannten? Zumal wir Jungen, wenn schon die Älteren so gut wie nichts von ihm wußten? Es war vielmehr das gespannte Erwarten eines

Abenteuers, gewiß eines unheimlichen, aber auch eines berauschten. Und daran, daß er, wenn er kam, um der Ehre und der Existenz Deutschlands willen unvermeidlich und unser Volk unschuldig daran war, brauchten wir mit keiner Silbe zu zweifeln. Nach einem Familienspaziergang am 31. Juli in eine der hübschen Kaffeewirtschaften jenseits der Neiße, an dem auch die Kinder des Nachbarpfarrhauses teilnahmen, wurden zwei von uns noch „zur Redaktion“ geschickt. Der Aushang einer Zeitung war, da es noch kein Radio gab, die schnellste Art, wichtige Neuigkeiten zu erfahren. Dort lasen wir den Mobilmachungsbefehl und rannten den weiten Weg in gestrecktem Galopp nach Hause, unentwegt „Mobil! Mobil!“ schreiend, so laut wir konnten. Wer diese Tage, und sei es auch erst mit erwachendem Bewußtsein, miterlebt hat, wird sich erinnern, damals erfahren zu haben, was Begeisterung ist. Nicht Haß und Gebrüll, wie sie dann die nationalen Kundgebungen des Hitlerreiches kennzeichneten, sondern Zusammenschluß in einer von innen heraus bejahten Sache. Dabei zeigt sich zugleich wieder einmal der tiefe Zeitenunterschied gegenüber später. Es gab noch keine Massenstimmen: Lautsprecher, Rundfunk, aus denen zu jeder Tagesstunde der Rausch der Worte und die betäubende nationale Kultmusik strömen kann. Es ging alles noch durch die persönliche Stimme und das gedruckte Wort, das der Form bedurfte. Darum waren die ersten Kriegsgedichte, Lieder oder die übermütigen Witze an den Truppentransportzügen die eigentlichen Träger der Massenstimmung. So viel Überschwang es natürlich gab, so war doch das Grundempfinden echt und rein. Es kam aus der Tiefe einer bis dahin nie gefühlten Zusammengehörigkeit, die sich jetzt in der Herausforderung durch eine feindliche Umwelt ihrer selbst bewußt wurde. Daß der – keineswegs beliebte – Kaiser Wilhelm II. mit dem Wort: "Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche" die innere Zerklüftung beiseite wischte, daß die Sozialdemokratie ihr Ja zum Krieg sprach, daß erste, schönste Kriegsgedichte von Arbeitern, Heinrich Lersch und Karl Bröger, stammten, das machte den tiefen Grundton der Begeisterung aus, die damals unser ganzes Volk ergriff. In meiner Erinnerung ist darum auch keine Szene irgendwelcher nationalen Schreierei aus diesen Tagen haften geblieben, sondern das Bild eines jungen Reserveoffiziers, der ruhig und ernst neben seiner Mutter zu einem Gottesdienst ging. Ich kannte beide nicht, es war nicht in unserer Gemeinde. Für sie fand sich eine unvergeßliche gottesdienstliche Gelegenheit. Der alte Kommerzienrat Raupach öffnete seinen herrlichen Park, so daß mein Vater dort vor einer riesigen Menschenmenge, die unsere bisherige Ersatzkirche nicht entfernt gefaßt hätte, einen Gottesdienst unter dem freien, strahlenden Himmel des 2. August 1914 halten konnte.

Viele Wochen hindurch bestand für uns der Krieg aus ununterbrochenen Siegesmeldungen von West und bald auch von Ost, wo aus der Tannenbergschlacht der Mythos Hindenburgs erwuchs. Die Glocken, auch die soeben aufgezogenen unserer Kirche, waren neben den Extrablättern oft die ersten Boten. Wie fast das ganze Volk, so wurden erst recht wir Kinder dadurch sanft hinweggetäuscht über den Ernst des Geschehens, das begonnen hatte. Nur die Traueranzeigen in den Zeitungen erinnerten, wenn sie einen bekannten Namen trugen, wenigstens an die Opfer, die der Siegeszug kostete. Mich hat der Tod meines liebsten Lehrers bei Longwy am 21. August, von dem ich bereits erzählte, schon früh damit vertraut gemacht.

Neben dem, was man auf den Bahnhöfen oder Straßen sah, aus Zeitungen erfuhr oder von Bekannten hörte, war die Schule im besonderen Maße ein Kriegsbarometer. Zunächst schien es unveränderlich auf schön Wetter zu stehen. „Unser großer Hindenburg, der uns schon so viele freie Tage bescherte, hat wieder einmal einen gewaltigen Sieg errungen: morgen ist schulfrei“, so verkündete uns eines Tages mit sonorer Stimme unser Klassenlehrer, „der alte Babylonier“ genannt, weil er das o darin so unvergleichlich auszukosten verstand. Diese angenehme Kriegsfolge wiederholte sich noch ungezählte Male, freilich mit beklemmend größer werdendem Abstand.

Von den Veränderungen, die der Krieg innerhalb der Schule mit sich brachte, wird noch zu reden sein. Hier soll zunächst nur etwas davon gesagt werden, daß sie auch die Vermittlerin unserer Kriegspflichten war. Die erste fiel noch in die Schulferien am Kriegsbeginn: freiwilliger Ernteeinsatz auf einem der Güter am Stadtrand, wo wir aber als zu junge und ungeschickte Helfer nur halb willkommen waren und durch den rauhen Ton der Arbeiter und des Gutsherrn in unserer Begeisterung bald ernüchert wurden. Ich zog die Lehre daraus, für eine Wiederholung eine sinnvollere Gelegenheit zu suchen. Sie fand sich auf dem Gute Krobnitz bei Reichenbach (Oberlausitz), das einst der Kriegsminister Roon aus der ihm nach dem Krieg 1866 vom preußischen Landtage bewilligten Dotation erworben hatte. Unter seinem Sohn, dem damaligen Besitzer, wurde es bewirtschaftet durch den Inspektor Daniels, dessen Sohn mein Klassenkamerad und besonderer Freund war. So war ich schon oft als Gast draußen gewesen, ehe ich nun als Erntearbeiter hinkam. Es war nur vernünftig, wenn auch zuerst etwas schmerzlich, daß ich nicht mehr im Inspektorenhaus untergebracht war, sondern in der Kutscherstube neben dem Pferdestall, zusammen mit zwei Seminaristen des Lehrerseminars Reichenbach. Ich lernte Gesprächsthemen und Umgangsformen kennen, die ich von Zuhause

nicht gewohnt war; nicht zuletzt auch, daß man „sich kümmern“ mußte, wenn man zu dem Seinen kommen wollte. Wieviel Kartoffeln man zu essen bekam, hing allein von der Schnelligkeit des Schärens ab. Das war eine nicht weniger heilsame Erfahrung als der scheußlich schmerzende Rücken beim Getreideladen, Rübenverziehen oder Unkrautjäten auf dem Kartoffelacker. Aber schon beim Verkehr mit diesen Seminaristen, erst recht mit den Knechten und Mägden merkte man doch, wie isoliert man aufwuchs, selbst in einem Pfarrhause, in dem Menschen aller Stände aus- und eingingen. Aber man war doch immer der Sohn des respektierten Vaters. Es war klug vom alten Herrn Daniels, daß er mich, wenn er aufs Feld kam, nie als Freund seines Sohnes, der nicht bei den Kolonnen der Erntearbeiter war, behandelte.

Ein anderer Kriegsdienst, der von der Schule angeregt wurde, war das Sammeln von Goldmünzen in den ersten Kriegsjahren. Ich wundere mich heute noch, wie viele Bauern und andere Leute auf dem Lande sich von uns Grünschnäbeln die Goldstücke aus den Sparstrümpfen oder -töpfen herausholen ließen. Wir konnten ja weder etwas dafür bieten noch mit etwas drohen, wie das bei späteren Jugendaktionen der Partei der Fall war. Sondern wir waren auf die Ansteckungskraft unserer nationalen Begeisterung oder – wohl mehr noch – auf die Unverschämtheit unseres Geilens angewiesen, mit der wir nicht von der Stelle gingen, ehe wir wenigstens etwas erhielten. Nur bei unserem nächsten Nachbarn, dem "Kuh-Müller", erlebte ich eine vollständige Niederlage. „Ne, in der Sache bin ich selbständch“, war sein unwiderlegliches Argument. Wegen des Jagdeifers brachte uns das Goldsammeln die Lust des Ausschweifens auf die Dörfer – dieselben, die wir in der zweiten Hälfte des Krieges in einer wesentlich demütigeren Rolle als Butter-, Kartoffel- oder Kornhamsterer wieder aufsuchen sollten, freilich mit einem noch erhöhten Gefühl des Jägerglücks, wenn wir etwas erreichten. Denn hier ging es ja um die eigene Familie, nicht mehr um den fernen Staat. Zu den Lockmitteln des Goldsammelns gehörten die aufgabenfreien Nachmittage und die bescheidenen Bücherprämien, die es dafür gab.

Die erste innige Begegnung mit den Gedichten und Briefen der Annette von Droste-Hülshoff in der kleinen Ausgabe der „Bücher der Rose“ verdanke ich solchen Goldförsen, die ich anderen abgeschwatzt oder die man mir in den vielen unseren Eltern befreundeten Geschäften zurückgelegt hatte. Als das Gold einigermaßen eingetrieben war, wurden wir mit der ähnlichen Aufgabe betraut, für die Zeichnung der Kriegsanzleihen zu werben. Sie war nur didaktisch etwas schwieriger, weil man mit imaginären Hoffnungen auf großartige Rückzahlungsbedingungen operieren mußte.

Aber gerade die sprunghaft ansteigenden Milliardenzahlen der ersten Kriegsanleihen besaßen neben den Eroberungen und Gefangenenziffern eine besondere Überzeugungskraft, da sie einen Maßstab des Selbstvertrauens im Volke darstellten. Daß auch bei uns das ganze Vermögen, vor allem das uns erst kurz vor dem Kriege zugefallene Erbe unseres Großvaters Rooseboom, ebenso aber auch meine eigenen geringen Sparpfennige in die Kriegsanleihen wanderten, war selbstverständlich. Und als wir später alles verloren, haben weder meine Eltern noch wir heranwachsenden Kinder diesen Verlust je empfunden. Er verschwand neben dem, was andere verloren und was wir alle nach dem Zusammenbruch Deutschlands zu beklagen hatten.

Natürlich erlebte ich als Junge die Kriegsergebnisse mit stürmischer Anteilnahme. Mein am 1. Januar 1915 einsetzendes Tagebuch folgte glücklicherweise nur für kurze Zeit dem Rat meiner Mutter, den ich offenbar in der Hilflosigkeit nach den ersten Versuchen eingeholt hatte, nur Persönliches darin festzuhalten. Vielmehr verzeichnet es getreulich von Tag zu Tag die Siege oder Rückschläge, Eroberungen und Gefangenenzahlen, welche die Berichte des Hauptquartiers enthielt, natürlich mit den nötigen Jubelrufen oder besorgten Bemerkungen. Vor allen interessierten mich die Flottenereignisse, die ich in einem besonderen Buche verfolgte. Ich war über Wasserverordnung und Bestückung der deutschen und der ausländischen Kriegsschiffe durch Flottenkalender gut unterrichtet und traute selbstverständlich dem trügerischen Spiel der Tonnagezahlen. So war die Skagerrak-Schlacht im Mai 1916, bei der die Engländer etwa doppelt so viel Schiffsraum verloren wie wir, einer der stolzesten Tage des Krieges. Und die Einschränkung des U-Boot-Krieges, die im März 1916 zum Rücktritt von Großadmiral Tirpitz führte, empfand ich als „vielleicht den schwersten Schlag, den wir bis jetzt bekommen haben“, und eine Auswirkung des „englischen Bluts in den Hohenzollern“. Die Warnrufe der nationalen Presse hatten mich hier in einer persönlichen Liebhaberei getroffen. Meine 14-jährige Empörung war nicht der Ausdruck für das Empfinden des Elternhauses. Im Gegenteil, wir wurden sowohl von meinem Vater wie von meiner Mutter, die in ihrem leidenschaftlichen Gerechtigkeitssinn und aus dem freien Horizont ihrer in Holland verlebten Jugend tief unter allen Ausbrüchen des Hasses und der Überheblichkeit litt, zur Mäßigung im Urteil angehalten. Schon unter dem 5. September 1915 finde ich in meinem Tagebuch ein Gespräch beim Abendessen notiert über die Möglichkeit, daß wir den Krieg verlieren könnten. "Welch furchtbarer Gedanke, wenn es hieße: es gibt kein Deutschland mehr! Aber jetzt ist noch kein Anlaß zur Furcht, sondern jeder Grund zu Hoffnung und Zuversicht vor-

handen.“ Oder im Dezember 1915 geschah der schlimme und in der Presse kräftig verwertete Baralong-Fall, bei dem ein unter amerikanischer Flagge fahrendes englisches Schiff ein deutsches U-Boot, das soeben einen englischen Dampfer versenkt hatte, vernichtete und die im Wasser schwimmenden deutschen Seeleute sämtlich erschoss. Ich ergoß natürlich meine Empörung darüber, fügte aber hinzu: „Wenn wir nach England hinüberkommen sollten, passiert etwas ganz Furchtbares. Diese Wut! Vielleicht ist es besser, daß wir nicht rüberkommen.“ Auch die Skepsis gegenüber den beschönigenden und bagatellisierenden Berichten des Hauptquartiers, wenn es sich um einen Rückschlag für uns handelte, setzte ziemlich früh ein. Ich danke es meinen Eltern, daß ich verhältnismäßig bald den Krieg in einem gewissen Gleichgewicht von Siegesjubiläum und Sorge, so gern ich jedes Mal den ersten überwiegen ließ, und in einer Abneigung gegen extreme Parolen erlebte. So erinnere ich mich eines Gesprächs zwischen meinem Vater und dem befreundeten einst Görlitzer, nun Kasseler Stadtbaurat Labes über Bethmann-Hollweg, dem sie beide "die Stange hielten“. Gegen die Politik der „Vaterlandspartei“ (1917) war unser Haus infolgedessen immun, und der Name von Tirpitz hatte seinen Glanz für mich verloren.

Daß der Krieg auch eine andere Seite hatte als die, welche die jugendliche Begeisterung weckte, konnte uns in einem Pfarrhause am wenigsten verborgen bleiben. Hier trafen sich die Anteilnahme an persönlichen Schicksalen und der amtliche Dienst des Vaters. Als wir an einem Sommertage beim Abendessen auf der Veranda saßen, wurde er ans Telefon gerufen und kam zurück mit einem Gesicht, wie ich es noch nie an ihm gesehen hatte: „Berndel Schmidt ist gefallen“; der jüngste Sohn unseres prächtigen Pastor primarius, von dessen astronomischen Studien ich früher erzählt habe, der dritte, den sie hergeben mußten. Ging uns dieser Tod besonders nahe, so war er doch einer unter vielen, die sich von Jahr zu Jahr häuften und auch meinem vom Kriege noch nicht erfaßten Jahrgang 1901 immer näher rückten. Als ich eines Tages aus der Schule kam, stand ein etwas älterer Mitangehöriger des Schülerlesevereins Litteraria, von der ich noch zu erzählen habe, davor und begleitete mich einen langen Umweg nach Hause. Er erzählte, ohne zu unterbrechen, von den Schrecken der Somme-Schlacht.

Ich war wie entrückt. Nachdem er durch einen Offizierslehrgang für einige Zeit in Sicherheit gewesen war, kam dann bald die Nachricht von seinem Tode. Durch das Amt meines Vaters nahmen wir mehr als andere Kinder an den schweren Opfern Anteil, die der Krieg forderte. Oft erhielt mein Vater die erste Todesnachricht, die er dann in die betroffene Familie

bringen mußte, oder erfuhr wenigstens sofort von ihr. Wie oft kam er zerschlagen von diesen Besuchen nach Hause, und viele Schicksale vor allem aus Arbeiterfamilien, von denen wir sonst als Kinder eines Hauses der höheren Stände kaum etwas erfahren hätten, zogen sich durch die Tischgespräche. Es war wohl in vielen Fällen eine Hilfe für die Trauernden, daß die Pfarrer weithin um die Benachrichtigung der Angehörigen gebeten wurden; auf dem Lande fast regelmäßig. Für die Pfarrer selbst war es eine schwere Last. Sie wurden zu den Totenvögeln des Dorfes. Die Leute beobachteten oft, wenn die Post angekommen war, hinter den Fenstergardinen, wohin der Pfarrer einige Zeit später seine Schritte lenkte. Im Zweiten Weltkrieg wurde diese Aufgabe ihnen nicht mehr anvertraut, sondern neben der Benachrichtigung durch die Post den Parteibeauftragten – nicht zur Freude der Trauernden und sicherlich nicht zu ihrer eigenen. Ein Parteifunktionär sagte zu meiner jüngeren Schwester: „Im ersten Krieg wurden die Pfarrer in die Häuser geschickt. Sie wußten doch etwas zu sagen, aber wie stehen wir da?“

Auch am Lazarettendienst ließ unser Vater uns teilnehmen. Wir begleiteten ihn oft zu Besuchen, Gottesdiensten und Weihnachtsfeiern, manchmal auch um mit den Verwundeten zu spielen. So sahen wir viel Elend, aber doch, da es sich um rückwärtige Lazarette handelte und wir natürlich nicht zu den schwersten Fällen kamen, viel lustiges Leben. Ein Junge, der sich mit 16 Jahren kriegsfreiwillig gemeldet hatte, machte mir großen Eindruck. Es beschäftigte mich, je länger der Krieg dauerte, um so mehr, ob ich nicht das Gleiche tun müßte. Aber nach den seltenen Ausnahmen am Anfang wäre eine vorzeitige Annahme nur durch die Entscheidung für die Offizierslaufbahn möglich gewesen. Zudem redete mein Onkel, der als Pfarrer einer im Westen eingesetzten Division die Anforderungen an Leib und Seele in ihrer ganzen Schwere kannte, dringend davon ab; wenn der Krieg länger dauere, werde ich zur rechten Zeit von selbst noch drankommen.

Einmal habe ich neben allerlei sonstigen kleinen Hilfen und Diensten auch für das Rote Kreuz Theater gespielt und dabei die geheimnisvolle Hinterwelt des Görlitzer Stadttheaters kennengelernt. Unter Leitung eines echten ehemaligen „Hofschauspielers“ aus Kassel, Gaston Demme, dessen Name noch nach König Jérôme klang, spielten wir Gymnasiasten zwei Einakter von Theodor Körner. Ich hatte die Hauptrolle in „Joseph Heiderich oder Deutsche Treue“, den alten Korporal, der auf offener Bühne starb. Zum Ausgleich durfte ich dann im zweiten Stück „Der Nachtwächter“ als stummer Spaziergänger mit anderen die nächtlichen Kleinstadtstraßen bevölkern. Wir erlebten bei mehrfach ausverkauftem Hause alle Freuden und Ängste des Schauspielers. Bei einer Aufführung ließ ich ver-

sehentlich ein Stück aus, aber der von mir gerettete Oberleutnant, mein Freund Daniels, sprang geistesgegenwärtig zur richtigen Antwort. An keinem Abend habe ich so echt gezittert. Kaum war der Vorhang gefallen, da stürzte Gaston Demme auf mich zu – nicht mit dem erwarteten Tadel, sondern mit den Worten: „Herr Bornkamm, Sie waren heute ganz famos.“ Und daß unser Hausarzt zu meinem Vater sagte: "Ihr Sohn ist gestorben, als ob er drei Jahre Bühnenausbildung gehabt hätte“, ging mir sanft ein.

Von der eigentlichen Kriegsliteratur, die wir natürlich in diesen Jahren fleißig lasen, ist nicht viel hängen geblieben. Außer ein paar schönen Gedichten war kaum etwas daran. Ein bewundertes menschliches Vorbild war mir wie Hunderttausenden Ernst Wurche, Walter Flex's „Wanderer zwischen beiden Welten“. Viel tiefer noch griff in mein Werden der 1917 veröffentlichte Briefwechsel der gefallenen Brüder Heinz und Gotthold von Rohden ein. Aus ihm erstand die Welt der Marburger Theologie und Philosophie und weckte die Sehnsucht nach diesen geistigen Kräften, die sich in ihren Gestalten wunderbar bewährten. Zu dem damals reifenden Entschluß, Theologie statt der ursprünglich erträumten Geschichte zu studieren, hat ihr Bild wesentlich beigetragen.

SCHULE UND SCHÜLERVEREINIGUNG

Für unser Schülerleben brachte der Krieg keine allzu tiefgreifenden äußeren Einschnitte – verglichen mit den Fliegeralarmen, Ausbombungen und Umschulungen, die ich bei meinen Kindern im Zweiten Weltkrieg erlebt habe –, aber doch eine recht spürbare Verwandlung des ganzen Schulgeistes und -betriebes. Nicht nur das sofortige Einrücken der jüngeren Lehrer, sondern auch die übereifrigen freiwilligen Meldungen oder Einberufungen vieler älterer schufen bald einen Zustand, der nicht mehr wirklich wieder gutgemacht werden konnte. Zum Ersatz wurden entweder pensionierte Lehrer oder des Unterrichtens ungewohnte Kräfte, insbesondere Pastoren, herangezogen. Unter ihnen befand sich eine Zeit lang auch mein Vater, der, vielseitig interessiert, nicht nur Religion, sondern mit Freude auch Geographie und Geschichte gab. Aber das ging nur in seltenen Fällen und in den unteren Klassen gut. Bei den aus dem Ruhestand herangeholten, z. T. einst sehr verdienten Lehrern, zeigte sich doch oft, dass sie der Aufgabe nicht mehr gewachsen waren. Das Lehren und Mitleben mit der Jugend ist offenbar etwas so Lebendiges, dass es eine längere Unterbrechung und eine Gewöhnung an einen anderen Lebensrhythmus nur schwer verträgt. Es war für mich daher ein zweifelhaftes Vergnügen, dass ich zeitweilig auch bei meinem reaktivierten Großonkel Oskar Nietzsche Unterricht

erhielt. Ich hatte eine große Verehrung für ihn. Sein reiches Wissen und seine bei aller Strenge des Wesens herzliche Anteilnahme an uns Kindern hatten in mir eine scheue Liebe zu ihm erweckt. Die Besuche in seiner altertümlichen Wohnung in der öden Straße aus dem späten 19. Jahrhundert trugen etwas von einer kultischen Handlung. Dazu kam, dass er uns in persona für unsere Verwandtschaft mit Friedrich Nietzsche bürgte, die zwar weitläufig über eine Urgroßmutter führte, aber uns doch keineswegs gleichgültig war. Sie hat übrigens später, als man durch die Anforderungen des Dritten Reiches angeregt wurde, nach Ahnen zu forschen, dank der Vorarbeiten des Nietzsche-Archivs in Weimar dazu geholfen, diese Wurzel unserer Familie weiter als jede andere zurückzuerfolgen. Es war nun aber doch sehr peinlich mitzuerleben, wie der respektierte Onkel oftmals, z. T. auch infolge seiner Schwerhörigkeit, mit der natürlichen Indolenz und der Lachlust von uns Sekundanern nicht zurechtkam, und dann als letzten Paukenschlag seiner schon früher berühmten Zornreden zu hören: „Und auch du, als Neffe!“ Glücklicherweise hat diese unerquickliche Episode in unserem späteren Verhältnis keinerlei Spuren hinterlassen. Im ganzen waren wir während des Krieges auf eine Gruppe älterer, z. T. gar nicht untüchtiger, aber doch ziemlich schwungloser Lehrer angewiesen. Unsere Klasse bekam überdies aus ihr eine wenig glückliche Auswahl, so dass wir den Einzigen, der durch seine Anregungen und seine straffe Leistung imponieren konnte, Buchwald, nur kurz in Nebenfächern gehabt haben. Ich verkenne natürlich nicht, dass der graue Schulalltag, den wir nach meiner Erinnerung im ganzen genossen haben, durch seine Exaktheit und unermüdliche Wiederholung unser sprachliches Vermögen und unser Denken unmerklich gebildet hat. Aber wo blieb die erlebte Begegnung mit griechischer Dichtung und Philosophie, dem Reiz lateinischer Poesie oder sogar der großen deutschen Literatur, die ohnehin bei Goethe und Schiller ein frühes Ende fand? Ohne solche erregenden Erfahrungen bleibt auch das, was zwischen ihnen liegt, viel schwerer haften. So hungerten wir nach jüngeren Lehrern mit moderneren Methoden und Problemen. Einer von ihnen, schwer verwundet aus dem Kriegsdienst entlassen und noch nicht lange an unserem Gymnasium tätig, wurde daher, als die neue Schulordnung nach der Revolution 1918 das Amt eines Vertrauenslehrers schuf, auf Vorschlag von uns Oberprimanern schnurstracks als der Jüngste durch die Schülerversammlung dazu gewählt; sicher recht unerwartet und ungerecht für viele ältere Lehrer, soweit sie überhaupt auf diesen revolutionären Posten Wert gelegt hätten. Er ist später, um dieses Stück Zeitgeschichte zu Ende zu erzählen, überzeugter Nationalsozialist geworden und – unfassbar für alle, die ihn menschlich und beruflich geschätzt hatten – geblieben, so

dass er Direktor des Gymnasiums wurde, und hat dafür dann 1945 in einem Lager vor den Toren der Stadt mit einem elenden Tode geübt.

Ausgiebig haben wir auch die Schreckensgestalt unserer Schule genossen, einen Mathematiker, der durch die Strenge seiner Anforderungen und die erbarmungslose Ironie, mit der er die Schwächeren behandelte, panische Angst in seinen Klassen verbreitete. Es war die natürliche Rache, dass sich später die Schüler unseres Gymnasiums in nichts so wieder erkannten wie in der Imitation seines Zwirbelns an den Haaren der kleineren Schüler, seiner vernichtenden Urteile über falsche Antworten oder schlechte Arbeiten und der gefürchteten Bestellung zum Nachsitzen, bei dem man dem kalten Mann allein gegenüber saß. Die Kriegsverhältnisse bescherten ihn uns einige Zeit auch im Geschichtsunterricht, den er auf seine mathematische Weise, mit einem sinnlosen Abfordern von Jahres- und Tageszahlen, gab. Da auf der Geschichte nun einmal mein besonderes Interesse lag, hat er mich zeitweilig damit zu umfangreichen Ausarbeitungen und Tabellen angespornt. Der zwecklose Sport vereinfachte sich, als ich entdeckte, dass er denselben Abreißkalender wie wir benutzte und daraus seine regelmäßige Frage bestritt, was heute für ein Gedächtnistag sei. Es war eine Erlösung, als wir in die Hände unseres Direktors Emil Stutzer übergingen, der für die Interessierten ein ungewöhnlicher, für den Durchschnitt ein zu unschematischer Geschichtslehrer war. Er kümmerte sich um den vorgeschriebenen Lehrstoff überhaupt nicht, sondern unterrichtete, was ihn selbst interessierte und was er z. T. auch literarisch behandelt hatte: Wirtschafts- und Verfassungsfragen, neuere Außenpolitik, soziologische Probleme (z. B. nach seinem Buche „Die deutsche Großstadt“). Er war der einzige, bei dem ein moderner Zug den Unterricht beherrschte. Um so schwächer waren freilich seine meist total unpräparierten altsprachlichen Stunden. Auch in Mathematik erlebten wir einen Klimawechsel von der langjährigen Eiseskälte in die milde Wärme des herzensguten und pädagogisch geschickten Professors Klinkhardt, der auch aus meinen geringen mathematischen Fähigkeiten bis zum Abitur etwas Erträgliches zu machen verstand. Es war übrigens eine heilsame Erfahrung, wie sich in den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern das Klassenbild z. T. völlig umkehrte und aus den Letzten die Ersten wurden. Da wir eine gute Kameradschaft hatten, waren wir froh über diesen Ausgleich für sie.

Mit dem Bilde unseres letzten Mathematiklehrers ist für mich die Erinnerung an eine Peinlichkeit der damaligen Schulordnung verbunden: Die große Andacht am Montagmorgen, die von den Lehrern gehalten wurde. Ihre Beteiligung war sicherlich freiwillig und insofern ein Bekenntnis guten Willens. Aber das Ergebnis war z. T. äußerst komisch. Unser guter Ma-

thematiker beschränkte sich auf einen Bericht über die Kriegslage: "Unsere tapferen Heere haben in der vergangenen Woche ... wieder große Erfolge errungen ... (es folgte ein zusammengedrängter Heeresbericht) ... Das walte Gott, Amen." Peinlicher noch war das Morgengebet unseres Klassenlehrers, wenn er die erste Stunde hatte. Er schnarrte immer denselben Vers herunter, während er die Eintragungen im Klassenbuch durchlas. Wir hätten es ihm ebenso gern erlassen wie den meisten Lehrern die Montagsandacht. Nur hin und wieder horchte man einmal auf, wenn bei einem eine unerwartete Seite zutage trat, und nur bei wenigen konnte man von vornherein eines guten Wortes sicher sein.

Zu ihnen gehörte der feinsinnige Germanist und klassische Philologe Johannes Meyer, der mit seiner herzenswarmen, tatkräftigen Frau nach dem Weggang von Macholz das nächste Freundeshaus für unsere Familie bildete, in dem wir ungezählte Stunden des Austauschs der Erwachsenen und des Spielens der Kinder mit der einfallsreichen Tochter verbrachten. Im Unterricht habe ich ihn fast überhaupt nicht kennen gelernt und war ganz froh darüber, dass die Familienfreundschaft nicht durch problematische Schulbeziehungen kompliziert wurde. Ob ich an den deutschen Aufsätzen, die auf Gliederungskunstwerken errichtet werden mussten, Geschmack gefunden hatte, ist mir jedenfalls zweifelhaft. Aber es war überhaupt ein seltsames Kapitel, wie man angeleitet wurde, über Dichterzitate oder Sprichworte bodenlose Lebensweisheiten von sich zu geben oder aus dramatischen Dialogstücken geschlossene Charakterbilder zu entwerfen. Wir haben uns noch in Oberprima in drei Aufsätzen mit dem uns wenig auf den Leib passenden Thema des „Glücks“ beschäftigt, bis wir am Abituraufsatz merkten, dass sie eine Einübung für ihn gewesen waren. Es ist schwer verständlich, warum Wesenserfassung und Darstellung fast gar nicht an gegenständlichen Aufgaben erprobt wurden.

Eine traurige Rolle spielte das Fach Religion. Von meinen kirchlich gleichgültigen Klassenkameraden zu schweigen, kann ich nur sagen, dass sich auch für mich an dem frühen, lapidaren Satz: „Religion ist Mist“ (s. S. 166) bis zum Abitur, was das Schulfach anlangte, nicht viel geändert hat. Abgesehen von einem kurzen Kriegsjahr, in dem uns mein Vater unterrichtete, hatte es mit dem, was mir von meinem Elternhause her wichtig war, so gut wie nichts zu tun, und zwar sowohl mit dem, was ich vom Leben der kirchlichen Gemeinde, wie mit dem, was ich an Offenheit für aktuelle theologische Fragen kannte. Es war sicher ein durch den Krieg mitbedingtes Unglück, dass wir allzu lange in einer Hand waren. Ein größeres aber noch, dass es dem gewiss wohlmeinenden Manne überhaupt nicht gegeben war, dem reichlich dargebotenen Lehrstoff etwas von einem

Sinn abzugewinnen, der auch uns anging, oder gar einmal ein Wort persönlicher Wegweisung zu finden. Das einzig Brauchbare war das Lehrbuch, das durch seine kurzen Zusammenfassungen der Philosophiegeschichte wenigstens eine Ahnung von Gebieten erweckte, die sonst im gesamten Schulunterricht nicht berührt wurden. Alles in allem habe ich mich in den letzten Jahren redlich nach dem Ende der Schulzeit gesehnt. Ich hätte sie wohl noch schwerer überstanden, wenn mir nicht aus anderen Quellen geistige Nahrung zugeflossen wäre.

In erster Linie muss ich dabei des Lesevereins Litteraria (LL) gedenken, der aus Schülern der vier oberen Klassen unseres Gymnasiums bestand. Es gab neben ihm noch den Ruderverein Remigia und den Geselligkeits-, d. h. vornehmlich Kneip-Verein Amicitia. Als wir beim Eintritt in die Untersekunda reif wurden, von diesen Verbindungen „gekeilt“ zu werden, fiel ich zunächst der Remigia in die Hände. Ihr Rudern und Paddeln auf unserer sich durch den Wald und Wiesen hinziehenden, geliebten Neiße gefiel mir sehr. Aber als dann kurz danach ein respektierter Oberprimaner an mich herantrat und mich zur Litteraria einlud, war die Wahl nicht schwer. Sie war nicht nur die einzige geistige dieser Verbindungen, sondern nach ihrer Geltung auch etwa das Corps unter ihnen. Der Vergleich ist nicht unberechtigt. Denn alle diese Schülervereinigungen bezogen die Formen ihres geselligen Beisammenseins von den Studentenverbindungen. So habe ich den studentischen Comment in dieser komischen embryonalen Gestalt kennen gelernt, so dass ich später hinreichend dagegen immun war. Ja, er lieferte schon damals den einzigen geringen Grund des Zögerns gegenüber der lockenden Einladung. Mein Vater hatte mir 100 M versprochen, wenn ich bis zum Abitur keinen Alkohol tränke. Aber das machte, als ich es zur Sprache brachte, keine Schwierigkeiten. Ich bekam als einziger neben den Biertrinkern immer meinen Sprudel oder Saft. Ich habe den Müttern – denn wir tagten in den Häusern – damit immer eine kleine Extramühe gemacht, zumal in den letzten Kriegsjahren, wo ein dünnes Bier immer noch am leichtesten zu beschaffen war. Zu alkoholischen Exzessen, wie es sie in solchen Schülervereinigungen nicht selten gegeben hat, war es sowieso nicht geeignet. Und wir waren zumeist auch nicht sonderlich anfällig für den Commentbetrieb. Wir handhabten ihn in dem inoffiziellen Teil nicht ohne Vergnügen, sangen aus dem Kommersbuch, das ja auch viel Schönes enthielt, verhängten Bierjungen oder rieben Salamander, aber das alles doch zur linken Hand.

Das Gewicht unseres Zusammenseins lag natürlich entschieden auf dem eigentlichen Zweck unseres Vereins, dem Lesen von dramatischen Dichtungen mit verteilten Rollen. Auch das vollzog sich nach einem seit

Generationen von „LLern“, wie wir hießen, festgelegten Zeremoniell. Jeder konnte Stücke für die Lektüre vorschlagen, aus denen dann eine Auswahl getroffen wurde, die verschiedene Literaturkreise berücksichtigte. Der 1. Vorsitzende bestimmte die Rollen, so dass man sich in sehr unterschiedliche Charaktere, männliche oder weibliche, einlesen musste. Es war Vorschrift, nicht unpräpariert zu erscheinen. Und wir nahmen das auch einigermaßen ernst, einerseits aus Freude an der Sache, andererseits um vor der Corona nicht bloßgestellt zu werden. Denn es gab berufene Rezensenten: den „ersten Kritiker“, der die Leistung des Ensembles, und den „zweiten“, der den ersten zu kritisieren hatte. Das waren recht arbeitsreiche Ämter, namentlich das des ersten. Denn es gehörte dazu, dass er auch eine Betrachtung über das gelesene Stück lieferte, was auch dem zweiten freistand. Diese Kritiken wurden verlesen und besprochen. Sie wurden in Bücher eingetragen, in denen man gern nach den Weisheiten der Amtsvorgänger blätterte. Wer diese Ämter mit einiger Gewissenhaftigkeit wahrnahm, lernte sich in das literaturwissenschaftliche Handwerkszeug einzuarbeiten, das ihm z. T. die recht gute Vereinsbibliothek bot: die Dramaturgie von Bulthaupt, die gängigen Literaturgeschichten, die Biographien der großen Dichter oder besondere Abhandlungen. Ich habe viel Gewinn davon gehabt, dass die Bibliothek einige Jahre in den großen Kellerräumen unseres Pfarrhauses untergebracht war. In den Kritiken selbst übte man sich, möglichst scharf, aber nicht verletzend zu urteilen – aus Anstand, aber auch weil man es heimgezahlt bekommen konnte –, eigene Probleme und Pointen in den Stücken zu finden und möglichst originell und witzig zu formulieren. „Die Volksszenen müssen noch völlig anders werden. Entweder hört man bloß Rhabarber, Rhabarber oder man bekommt die schönsten Maulsalven“, ist mir als Formulierung eines Freundes in Erinnerung geblieben, die ich damals bewunderte. Ich möchte nicht wissen, welchen Unsinn wir z. T. in den Rezensionen der Stücke von uns gegeben haben, den wir für wichtig oder geistreich hielten. Aber das ist sicher, dass diese selbständigen Versuche, mit Dichtungen umzugehen, sie uns – jedenfalls mir – mehr erschlossen haben als der Unterricht in der Schule. Wir wären darum auch nicht auf den Gedanken gekommen, Lehrer zu unseren Sitzungen zuzuziehen, wie es bisher wohl vereinzelt geschehen war. Vor allem aber erweiterten diese Lesungen unseren literarischen Horizont ganz außerordentlich. Von Shakespeare, über den wir in der Schule nichts erfahren, bis zu Ibsen und Gerhart Hauptmann spannte sich ein weiter Bogen, in dem auch weniger bekannte Klassikerstücke, Lessing, Kleist, Hebbel u. a. ihren Platz hatten. Ibsens Kronprätendenten Peer Gynt, Brandt und die Gesellschaftsstücke, Shakespeares Lear, Hamlet und die Königsdramen,

Hauptmanns Weber und vieles andere bedeuteten Entdeckungen, die ans Herz griffen, erlebt in der Nachgestaltung des gemeinsamen Lesens.

Darauf beruhten auch die persönlichen Verbindungen, die sich zwischen uns herstellten. Hier fielen die sonst so strengen Klassenschranken der Schule. Wo hätte ich sonst freundschaftliche Beziehungen zu älteren Primanern wie Horst Neubauer oder Hans Seidler finden können, der mir seine Gedichte anvertraute? Es waren die ersten, die ich mit frischer Tinte kennen lernte. Sie und etwas später die meiner Schwägerin Dodi, die aber schon unter den Freunden des Hauses Maß einen kleinen Dichterruhm genoss, haben mich natürlich auch zu eigenen Versuchen inspiriert, die ihnen gegenüber aber, wie ich wusste, sehr kümmerlich blieben. Und wie hätte man sonst Gelegenheit bekommen, so viele Görlitzer Häuser kennen zu lernen, von Kaufleuten, Rechtsanwälten, Fabrikanten, des Reichsbankdirektors und immer wieder die schönen Räume des Hauses Jecht in der Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften? Allerdings so gut wie nur die Häuser. Denn Familienmitglieder waren natürlich streng ausgeschlossen. Schon eine kurze Begrüßung vor Beginn ging eigentlich fast gegen die Spielregeln. Dafür hatten wir hin und wieder Besuch von „Alten Herren“. Besonders eindrucksvoll war es, wenn sie aus dem Felde kamen und einen Urlaubsabend drangaben, um einmal zu sehen, was wir jungen Füchse aus ihrer LL gemacht hatten. Sie waren harmlos fröhlich mit uns oder erzählten, sei es uns allen oder bei anderer Gelegenheit persönlich, wie Hans Kraner beim Rückweg aus der Schule von der Somme-Schlacht (s. S. 200). Es war überhaupt etwas Schönes, sich in einer schon lange dauernden Gemeinschaft zu wissen, die viele gute Namen enthielt. Sie reichte für unser Auge etwa bis zu dem Juristen Justus Hedemann, der mich 1919 als Rektor von Jena mit einer unvergesslichen Rede immatrikulierte und in dessen Haus ich als LLer und zugleich mit einem Gruß seiner in unserer Gemeinde wohnenden Mutter Zutritt erhielt, und bis zu dem gebildeten Tuchfabrikanten Wilhelm Hoffmann. Zu der respektierten Ahnenreihe gehörte das Freundespaar Georg Anderson, von dem ich schon erzählte, und Alfred von Martin, der spätere Historiker, der aus einem der reichsten und gebildetsten Gutshäuser der Oberlausitz stammte, und die hochangesehenen Söhne aus dem kultivierten Hause des Kommerzienrats Weil. Das alles schuf Maßstäbe, an denen man sich unbewusst nach oben streckte. Wir Aktiven waren in den letzten Jahren des Krieges nur eine kleine Schar. Bis zum Jahrgang 1900 war alles eingezogen, nur wenige Kriegsuntaugliche waren älter als wir, fanden aber auch allmählich ihren Platz in den letzten Aufgeböten. Unsere eigene Klasse war auch schon gelichtet. So nahmen wir gegen alle Gesetze auf mein Betreiben gastweise auch einen gleichaltri-

gen Primaner der „roten Schule“ (des Realgymnasiums mit seinen roten Stürmern) auf: Werner Beyrich, der freilich wie wenige geeignet war und sicher unser Gymnasium besucht hätte, wenn sein Vater nicht Direktor des Realgymnasiums gewesen wäre. Unsere Freundschaft war – bei den Abgründen zwischen den Schulen – nicht direkt gewachsen, sondern auf Umwegen. Einmal über den freundlichen Respekt, der zwischen meinem Vater und seinem bestand, der seine Schule (sehr im Gegensatz zur unserer) mit überlegener Ruhe und Erziehungskunst leitete. Er war der erste im freien Sinne des Wortes weise Mann, der mir begegnete, Verehrung weckend und als „Meister vom Stuhl“ der Görlitzer Loge von einem Geheimnis umgeben. Wir begegneten uns oft auf dem Schulwege im Eisenbahntunnel, wenn Vater und Sohn Beyrich gelassenen Schrittes ihrer noch fünf Minuten entfernten Schule entgegenstrebten, während wir in einem großen Rudel von Brüdern, Schwestern und Nachbarskindern, oft um meinen damals an unserem Gymnasium unterrichtenden Vater geschart, um die Ecke stürmten, weil wir noch einen Weg vor uns hatten, der normalerweise eine Viertelstunde erforderte. Dann reichte es knapp zu einem herzlichen achtungsvollen Gruß zwischen den Vätern und einem ironischen Grinsen zwischen den Söhnen. Viel wichtiger für unsere Annäherung war allerdings die tiefverwurzelte Verbindung zwischen seiner hochbegabten, einige Jahre älteren Schwester und unserem Hause. Sie war, obwohl sie nicht zu unserer Gemeinde gehörte, Konfirmandin meines Vaters gewesen und gehörte nun zu seinen Helferinnen im Kindergottesdienst. Das war der Anfang einer bis heute dauernden, durch viel gemeinsames Erleben und Leid mancher Art bereicherten Freundschaft zwischen ihr und unserem Hause, von der ich schon als älterer Schüler ein großes, persönliches Teil bekommen habe. Es hat viel für mein Werden bedeutet. Mit ihrem Bruder verband mich das gemeinsame literarische und, je mehr der Krieg zu Ende ging, das bei ihm vorherrschende politische Interesse. Wir bezogen im Frühjahr 1919 zusammen die Universität Jena und haben uns oft ausgetauscht. Es amüsierte mich nur sehr, dass ich ihn in den ersten Monaten fast alle 14 Tage mit dem Band einer anderen Verbindung auf dem Sofa liegen fand, in die er probeweise eingetreten war. Später führten uns unsere Wege auseinander, und wir haben uns leider nur noch selten wiedergesehen, ehe ein sehr früher Tod den klugen, noblen Mann weggraffte.

Unsere Litteraria genoss in Görlitz einen gewissen Ruhm, der sich auch daran erwies, dass sie mehrfach nachgeahmt wurde, z. B. in einem von Werner Bellardi und Walther Hoffmann (dem heutigen Münsterer Nationalökonom) inspirierten Kreise und einem, den Werner Finck um sich sammelte. Ob er, wenn er zu unseren Klassen gehört hätte, in unsere Littera-

raria eingetreten oder in sie eingeladen worden wäre, ist freilich sehr die Frage. Wahrscheinlich hätte er den Bierernst, mit dem der Comment exzerziert wurde, verachtet. Uns hat er nichts geschadet und nichts von dem geistigen Gewinn genommen, den wir von der gemeinsamen Lektüre hatten. Es ging damals eine deutliche Scheidung durch die Jahrgänge zwischen einem traditionellen Lebensstil und den Formen der Jugendbewegung. Wir erschienen 1919 als letzte Klasse noch mit schwarzem Rock und Zylinder (wohl dem, dem die Sachen des Vaters noch passten!) im Abitur. Im nächsten Jahr wäre das schon lächerlich gewesen; viele kamen im Schillerkragen. Man soll daraus freilich keinen Kleidermythos machen. Der Unterschied war schon recht relativ, im Inneren erlebte man nicht so sehr viel anders.

DIE VÄTERLICHE GEMEINDE

Kinder eines Pfarrhauses wachsen von früh an in einen die Familie übergreifenden Lebenskreis hinein, der täglich auf irgendeine Weise spürbar ist und den sie allmählich tiefer und tiefer durchdringen. „Die Gemeinde“ war ein fester Begriff. „Ich gehe noch in die Gemeinde“ war der oft gehörte Abschiedsgruß des Vaters, der zugleich andeutete, dass mit einer genauen Zeit seiner Rückkehr nicht gerechnet werden konnte. Wie oft blickten wir gespannt aus nach der leichten Höhe der Straße, über die er eilig, manchmal atemlos erschien! Dann wurde Alarm gegeben, damit alles schnell zum Mittagessen kam und etwas von der Verspätung eingebracht werden konnte. Botengänge in die Gemeinde, Besucher aus der Gemeinde, väterliche Erzählungen von manchem, was er in der Gemeinde erlebt hatte – Ernstes, Rührendes und umwerfend Komisches in natürlichem Wechsel – , das alles gehörte zum täglichen Brot. Es ist kaum auszusagen, was es an Lebenserweiterung und Menschenbildung bedeutete. Schon dass wir jeden Augenblick, wenn wir aus unseren Zimmern herunterkamen, auf der großen Bank in der Diele oder in einer der Stuben auf Leidtragende stoßen konnten, die schwarz und ernst oder verweint eine Beerdigung anmelden, bedeutete eine unbewusste Zucht oder mindestens einen jähen Schrecken im augenblicklichen Übermut.

Überhaupt dass unser Haus, das uns so herrliche Freiheiten am Stadtrand gab, uns nicht allein gehörte, sondern zugleich etwas undefinierbarem, dem Amt des Vaters, brachte ständig fühlbare Einschränkungen. So erzieherisch sie gewesen sind, oft genug waren sie doch einfach lästig. Am meisten beeinträchtigten sie die Musik. „Wann kann ich heute Klavier üben?“ war eine immer neue und immer anders, manchmal überhaupt

kaum zu beantwortende Frage. Es musste Rücksicht genommen werden auf die knappe, stets wechselnde Mittagsruhezeit des Vaters, Gespräche mit Trauernden oder andere schwierige Seelsorgefälle und auf die im Stockwerk darunter stattfindenden Konfirmanden- oder Bibelstunden und Passionsandachten. Manchmal musste man mittendrin abbrechen. Da außerdem, solange ich zu Hause war, in der Kriegs- und Nachkriegszeit die schöne Zentralheizung fast nie in Gang war und man im Winter in dem großen, eiskalten Wohnzimmer nur im Mantel und mit klammen Fingern üben konnte, hätte mehr musikalisches Feuer dazu gehört, als ich besaß, um diesen Schwierigkeiten zu trotzen. Da ich außerdem zu spät angefangen hatte und in den Jahren, in denen die größeren Schwierigkeiten unbedingte Ausdauer erfordert hätten, schon von zu vielen anderen Interessen erfüllt war, bin ich leider im Klavierspiel elend stecken geblieben. Ich habe es später sehr bedauert, aber damals war der Entschluss, es abzubrechen, eine Erleichterung gegenüber den stereotypen, peinlichen Entschuldigungen, dass ich nicht hätte üben können. Andere Einschränkungen kamen hinzu. Man wusste zwar meistens, wo man sein Haupt hinlegen sollte. Uns Brüdern wenigstens wurde unsere nach drei Seiten freistehende Bude mit ihren dünnen Dachstockwänden, wo in den schönen, zuverlässigen Wintern des rauhen Görlitzer Klimas normalerweise das Waschwasser gefroren war, kaum je streitig gemacht; selbst dann nicht, wenn das Haus von Besuch oder Pensionären wimmelte, die meine Eltern aufgenommen hatten, teils aus Gutmütigkeit, teils um in der Inflationszeit unser Studium zu finanzieren. Aber wo man arbeiten sollte, war in der kalten Jahreszeit, in der wir lange nur über ein kleines heizbares Stübchen außer dem väterlichen Amtszimmer verfügten, oft eine fast unlösbare Frage, die an die Regiekunst meiner Mutter die höchsten Anforderungen stellte. Selige Stunden, wenn man sich mit einem Aufsatz oder anderer Arbeit einmal an den leeren Schreibtisch des Vaters setzen konnte, mit dem Blick über Felder und Wiesen auf den schönen, freien Basaltkegel der Landeskronen, animiert durch leichten Tabaksgeruch und die umgebenden Wände von Büchern. Auch sonst erforderte das väterliche Amt mancherlei Rücksicht. Dass die Festtage Hauptarbeitstage waren, war natürlich spürbar. Allerdings hat mein Vater, so weit ich mich erinnern kann, nur einmal die Weihnachtsbescherung seiner kommenden Predigt wegen auf den Abend des ersten Feiertages verschoben. Wir ertrugen es leicht in dem sanften Wohlgefühl des Opfers, für das wir bedauert wurden, und der genüsslichen Vorfreude auf das, was noch vor uns lag, während es die Freunde, die wir am Weihnachtsmorgen besuchten, schon hinter sich hatten. In anderen Jahren zog er sich nur früh zurück. Ähnlich war es bei anderen Festen oder z. B. wenn

geplante Spaziergänge oder größere Ausflüge durch plötzliche Geschehnisse in der Gemeinde unmöglich wurden oder schnell umdisponiert werden mussten, worin meine Eltern große Routine hatten.

So gab es noch viele kleine Dinge, die uns gewöhnten, Grenzen unseres privaten Daseins zu respektieren. Aber was bedeuteten sie gegenüber dem Reichtum, den die Verbindung mit der Gemeinde in unser Leben hineintrug? Menschen aller Schichten kamen täglich ins Haus, ob es eine arme Arbeiterfrau oder der alte Baron war, dessen nahegelegener Park, dem Publikum verschlossen, uns offen stand und zu unzähligen Spaziergängen, Mondscheinwegen und primitiven Skiübungen Gelegenheit bot. Unser reizender Kirchendiener, von Haus aus Schneidermeister, mit seiner natürlichen Würde und seinem trockenen Mutterwitz ging täglich ein paar Mal hindurch. Immer musste man gewärtig sein, den rechten Gruß bei der Hand zu haben oder angesprochen zu werden. Ich weiß noch, wie wütend ich war, als der Kassenrendant der Görlitzer Gesamtgemeinde, der selten in unser Haus kam, mich in der Zeit, als ich schon in der Habilitation begriffen war, eines Tages, wie er meinte, „liebenswert“ begrüßte: „Ich habe gehört, Sie wollen über Ihren Herrn Vater hinaus.“ Dass es darüber hinaus nichts gab, erlebte man, je älter man wurde, um so eindringlicher. Als ich mit meinem Vater einmal als Student durch eine der langen Arbeiterstraßen unserer Gemeinde mit ihren eintönigen, menschenvollen Häusern ging, sagte er: „Es gibt wohl kein Haus hier, mit dem ich nicht etwas erlebt habe.“ Wer konnte so etwas von sich sagen? Er war ein fleißiger Seelsorger und kannte fast alle Häuser seiner Gemeinde genau, von den Villen der Kommerzienräte, in denen er frei und natürlich verkehrte, bis zu den sonnenlosen Stuben der Alten und Kranken, in die er mit seiner glücklichen Gabe eines herzlichen, aufrichtenden Wortes Licht und Wärme brachte. Das Wort, das eine einfache Frau ihm nach dem Abgang aus seinem Amt sagte: „Sie haben mir mein schweres Leben tragen helfen“, ist mir immer als der schönste Lebensdank erschienen, den man ernten kann.

Wir Kinder wurden von früh an in das Leben der Gemeinde hineingezogen und mit kleinen Aufgaben, Bestellungen, Austragen kleiner Gaben u. a. beauftragt. Es verging kein Weihnachten, wo wir nicht mit Päckchen ausschwürmten und vor allem nicht nach dem Christnacht-Gottesdienst mit meinem Vater in einer Reihe von Krankenzimmern Weihnachtslieder sangen. Der Anblick dieser armseligen Stuben, in die oft wir erst ein Tannenbäumchen und Kerzen hineinbrachten, der säuerliche Geruch dieser Stätten eines manchmal jahrzehntelangen Leidens, das Aufstrahlen der Augen und der rührende Dank der Kranken waren der rechte Hintergrund unserer eigenen Weihnachtsbescherung. Dass sie sich um ein paar Stunden

verspätete, nahmen wir gern in Kauf. Wir hätten diesen Zwischenakt zwischen der festlichen Christvesper in der überfüllten Kirche mit ihren zwei mächtigen Weihnachtsbäumen und unserer eigenen fröhlichen Familienfeier nicht missen mögen. Im Laufe der Zeit bekamen wir alle unsere Sonderaufgaben. Ich wurde Rechner eines Stifts für alte Damen, in dem mein Vater Vorsitzender war und sich mit viel finanziellem Kleinkram herum-schlagen musste. Überhaupt die mit dem Pfarramt verbundenen unzähligen Kassen waren für ihn, obwohl er einen Sinn für Ordnung in diesen anvertrauten Dingen besaß, eine starke Belastung. Sie führte in dem Hexentanz der Inflation wesentlich mit zu einem schweren Zusammenbruch bei ihm. Mir war die kleine Vergütung für diese Arbeit als Aufbesserung des Taschengeldes sehr willkommen. Außerdem ging ich gern zu den nötigen Besprechungen in das schlossartige alte Haus und die oft recht kultivierten Zimmer. Außerdem arbeitete ich jahrelang im Kindergottesdienst mit. Ich kannte ihn natürlich von Kind auf, allerdings als Zögling eines wenig erfreulichen Helfers, dem mein Vater mich aus übertriebener Gerechtigkeit zugeteilt hatte statt der vor uns sitzenden Gruppe der uns so nahestehenden Lotte Beyrich. Zum Ausgleich hörte ich mit halbem Ohr, so gut ich verstehen konnte, ihrem Unterricht zu und meldete mich sogar einmal zu ihrem blassen Schrecken, als ihre ganze Gruppe bei einer Frage versagte. Ich glaube, dass meine eigene Helferzeit mir dann pädagogisch und als Übung für eine einfache, anschauliche Entfaltung biblischer Texte recht nützlich gewesen ist.

Aber allmählich erhielt ich – ebenso meine Geschwister später – auch persönlichere Aufgaben. So beauftragte mich mein Vater, einem Patienten der Görlitzer Nerven- und Irrenanstalt Religionskunde zu geben. Ich weiß nicht mehr warum. Er war Prager Jude, älter als ich; wollte er übertreten, sollte er noch konfirmiert oder nur geistig beschäftigt werden? Er war ein liebenswerter Mensch, nicht eigentlich geisteskrank, aber Epileptiker und dadurch auch geistig sehr reduziert. Es war unheimlich, durch die verschlossenen Türen, an den Gittern der Tobsuchtsgefährdeten vorbei, zu ihm vorzudringen. Im Unterricht mischten sich bei ihm menschliche Herzlichkeit, Scharfsinn und partielle Verblödung sehr merkwürdig. Man musste ihn ständig genau im Auge behalten, um an dem starren Ausdruck das Herannahen eines Anfalls zu beobachten und möglichst noch einen Wärter herbeizurufen, damit er sich nicht verletzte.

Viel länger und tiefer beschäftigte mich eine andere Aufgabe. In meinen späteren Gymnasialjahren vertraute mein Vater mir den Besuchsdienst bei einer Frau aus der Gemeinde an, die zu seinen schwersten Seelsorgefällen gehörte. Ich bewundere heute noch seinen Mut dazu. Aber er hatte wohl

einfach nicht die nötige Zeit dafür, und die Frau brauchte es, dass jemand so oft wie möglich nach ihr sah. Sie war in ihrer Weise eine großartige Natur, mit Ausschlägen des Temperaments und der Seele, wie man sie nicht oft erlebt, weit über ihre Volksschulbildung hinaus klug, voll Humor, sie konnte hinreißend lachen, aber ebenso schnell herzerreißend weinen, tief fromm, aber unberechenbar heimgesucht von Zweifeln, die an die Wurzel gingen, von schweren Anklagen gegen sich selbst und von bitteren, hilflosen Fragen nach Gott und seiner Liebe. Sie stammte aus dem bayerischen Luthertum, dessen orthodoxer Strenge sie entwachsen war, und war meinem Vater leidenschaftlich dankbar für seine freiere, menschliche Predigtweise. Aber zugleich hatte sie immer Heimweh nach dem heimatlichen Ansbach und war so weder hier noch dort wirklich zu Hause, fremd in der großen Mietskaserne, in der sie mit ihren beiden halbwüchsigen Kindern wohnte, deren Verständnis ihre zerrissene Natur natürlich weit überforderte. Sie war mit einem furchtbaren Lebensproblem geschlagen, an dem ihre inneren Nöte immer neue Nahrung fanden. Ihr Mann, ein hochgeschätzter Werkmeister in einer Maschinenfabrik, war im Felde Opfer eines Unfalls geworden: er war in den anlaufenden Propeller eines Flugzeugs geraten. War es wirklich eine Unachtsamkeit, die sie dem besonnenen Manne eigentlich nicht zutraute? Oder hatte er unter der Last, die diese Ehe für ihn bedeutete, den Tod gesucht? Sie wusste gut genug, dass ihre heftige Art und ihr nicht zur Ruhe kommendes Problematisieren, das – wie immer bei solchen Naturen – die Nächsten rücksichtslos beanspruchte, weit über das hinausging, was er leisten konnte. Man konnte sich leicht ausmalen, was er auch bei größter Liebe und Geduld neben ihr gelitten hatte. Aber was sollte man als Siebzehnjähriger zu diesen Fragen sagen? Man lernte eigentlich nur eins: dass wichtiger als alle Worte oder die Lektüre, die man ihr brachte, das Hören und das unbeirrte Wiederkommen war. Auch dann, wenn man soundso oft an der verschlossenen Haustür fortgeschickt wurde und doch an ihrer Stimme merkte, in welcher Verzweiflung sie steckte. Jedenfalls, was Anfechtung ist, habe ich dort gespürt, längst ehe ich das Wort und die Sache bei Luther kennen lernte. Dazwischen konnten dann ganz harmlose Besuche mit fröhlichen Gesprächen und Diskussionen liegen, bei denen sich ihr Scharfsinn und ihre gute Schulung durch den heimatlichen Unterricht zeigten. Das schöne persönliche Verhältnis, das aus alledem im Laufe der Zeit erwuchs, führte auch dazu, dass ich in den Sommerferien 1918 auf einer Reise nach München unbedingt ihre Verwandten in Ansbach besuchen musste. Es war die erste große Reise meines Lebens, ermöglicht durch ein Stipendium, das ich von der Schule zum Besuch des Deutschen Museums erhalten hatte. Ich lernte dabei die bayerischen Re-

servatrechte in der Lebensmittelversorgung am eigenen Leibe kennen. Die guten Verwandten setzten mir ein so reichliches und fettes Essen vor, dass mein Magen die ungewohnten Dinge in der Nacht alle wieder von sich gab. Durch den Studienbeginn wurde der persönliche Kontakt seltener, immerhin noch eine regelmäßige Ferienaufgabe. Später wurde er nur noch hin und wieder schriftlich aufrecht erhalten. Aber die Jahre der schwersten inneren Stürme waren, so weit ich sehen konnte, wohl auch vorüber.

LANDPFARRHÄUSER UND RITTERGÜTER

Görlitz war eine Kreisstadt und hatte darum zahllose Beziehungen zu dem umgebenden Lande. Sie gingen entweder nach Norden in das große Wald- und Heidegebiet mit walddreichen Gütern oder den vielen Glasfabriken in und um Penzig, die aus der Nutzung des feinen Sandes entstanden waren. Oder sie gingen in die behaglichen Dörfer und die Güter der fruchtbaren Oberlausitz. Für das, was ein schönes Dorf ist, hatten wir immer einen bestimmten, anderswo selten erreichten Maßstab. Diese langgestreckten, sauberen Waldhufendörfer aus der Kolonisationszeit, die sich im Vorgebirgsgelände an einem Bach hinzogen, die einzelnen Höfe stolz und ziemlich weit voneinander auf kleinen Anhöhen gelegen, von großen Linden überragt, an der Basis ihrer Felder, Wiesen und ihres Waldbesitzes. Die großen Höfe wie die kleineren an der Straße gelegenen Häuser waren durch dunkles, flache Nischen bildendes Fachwerk verziert, an dem Weinwuchs oder hochgezogene Rosen, Malven oder Rittersporn standen. Irgendwo in der Dorfmitte lag die Kirche. Sie war fast immer evangelisch, da der zum ehemaligen Kursachsen gehörenden Oberlausitz die schlesische Gegenreformation erspart geblieben war. Die Kirchen waren meist malerisch und gut gepflegt, manchmal noch schmale, gotische Räume, manchmal barocke oder klassizistische Predigtkirchen, und dazwischen eine Kostbarkeit wie die Rokoko-Kirche von Deutsch-Ossig. Die schlanken Spitzen, Zwiebeltürme oder nach schlesisch-böhmischer Art von Laternen durchbrochenen Hauben boten die Kennzeichen, an denen man auf weite Entfernung die Dörfer unterscheiden konnte. Zu den meisten gehörte ein Rittergut mit Schloss und Park und oft auch eine herrliche Lindenallee. Für gewöhnlich lagen Ritter- und Bauerngüter in einem Dorf beisammen. Selten bildete ein Gut einen ganzen Dorfbezirk.

Wohin unsere persönlichen Verbindungen führten, hing im Allgemeinen von dem Zufall der Schulkameradschaft ab. Aber jeder von uns hatte ländliche Freunde oder Freundinnen und damit irgendein Pfarr- oder Gutshaus, das er näher kennen lernte. In meiner Klasse war während des

größten Teils der Schulzeit kein Landpfarrerssohn aus der Görlitzer Gegend. Erst in den letzten Jahren übernahm der Vater von Hanfried Müller, der bei seinem Großvater in unserer Nähe gewohnt hatte und zu unseren engsten Spielkameraden gehörte, die Gemeinde in Leschwitz. Er war längere Zeit Mitarbeiter von Friedrich Naumann (wohl in dessen Frankfurter Zeit) gewesen und sehr an sozialen Problemen interessiert. Ich sah ihn aber selten und er starb, ehe ich so weit war, ihn näher nach diesen Dingen fragen zu können. Meine Kenntnis blieb im wesentlichen auf die Pfarrhäuser beschränkt, mit denen meine Eltern enger verkehrten, von gelegentlichen Besuchen in anderen abgesehen. Ich bewahre in der Erinnerung vor allem zwei ganz verschiedene. Das eine war das Pfarrhaus in Hermsdorf in einem richtigen, baumreichen Pfarrgarten neben der alten gotischen Kirche. Der Vater, ein Mann mit einem bärtigen Gelehrtengesicht, gehörte zur großen schlesischen Familie der Petran, die eng mit dem Frankensteiner Diakonissenmutterhaus verbunden war. Es hat nach dem Kriege seine Zuflucht in Wertheim am Main gefunden und wird heute von einer seiner Töchter geleitet. Der Vater mit seinem stillen Humor wie die höchst munteren Töchter, etwas älter als wir, mit ihren vergnügten Spielen zogen uns hinaus, nicht weniger allerdings die reichen Beerensträucher des Gartens. Ganz anders war das zweite, das Pfarrhaus in Zodel. Die Gemeinde galt als reich. Das zeigte das große, lichte Haus und der herrliche weiträumige Garten. Sie waren die gegebene Umwelt für Pfarrer Albrecht mit seinem schönen, freundlichen Künstlergesicht und seine Frau, die weitaus vornehmste Erscheinung unter den befreundeten Pfarrfrauen. Er war ein hervorragender Musiker und Liturg. Abends im Garten zu sitzen und ihn am Flügel spielen zu hören, war unvergesslich. Die Kinder waren viel jünger als wir. Albrechts haben später Schweres erlebt. Zwei Söhne fielen als Offiziere. Der dritte, der sich, wie ich früher (S. 158) erzählt habe, nach dem Kriege abenteuerlich wieder über die Neiße in seine Pfarrstelle durchgeschlagen hatte, ist mit jungen Jahren plötzlich gestorben. Auch der Vater, der noch in ein Görlitzer Pfarramt gewechselt hatte, ist früh heimgegangen. Es wäre noch manches von anderen Landpfarrern und ihren Häusern zu erzählen. Ein Gelehrtengesicht taucht noch öfter in der Erinnerung auf: das des Friedersdorfer Pfarrers Buchmann, der als Bibliander gern lateinische oder griechische Postkarten schrieb, oder das stille, humorvolle Gesicht von Pastor Koch in Nieder-Langenau, eines einstigen Pfortensers, der als alter Hallenser Sängerschaffter meinem Vater verbunden und ein naher Freund meiner Eltern war. Aber auch uns Heranwachsende nahm er in reizender Weise ernst. Besuche draußen in der Heide-landschaft gehörten zu den besonderen Freuden, freilich viel mehr für

meinen Bruder, der dort einen Altersgenossen hatte. Seine Domäne war auch das originellste Pfarrhaus des Görlitzer Kreises, frei von jedem Hauch der Gelehrsamkeit, erfüllt von der burschikosen Vitalität des Vaters, dem Leben der sieben Kinder und zusammengehalten durch die Geduld der zarten, blassen Mutter: das Haus Scheibert in Lissa. Er war Pfarrer im brasilianischen Urwald gewesen, und es war unser höchstes Vergnügen, ihn von seinen Jagdabenteuern erzählen zu hören; je schöner sie waren, um so neuer waren sie auch für seine Frau. In seinem Element war er erst wieder als Landwehrhauptmann während des Ersten Weltkrieges, wovon er nicht weniger komisch in souveränem Militärjargon erzählte. Die dörfliche Pfarre war eigentlich zu eng für ihn. Dass er sich später von den nationalsozialistischen Größen nicht imponieren ließ, war nicht zu verwundern. Meine Beziehungen zum Scheibertschen Pfarrhaus waren gering, da ich keinen Gleichaltrigen dort hatte, um so intensiver die meiner Geschwister. In den schlimmen Verkehrsverhältnissen der Nachkriegszeit nahmen meine Eltern mehrere von den Töchtern für längere oder kürzere Zeit ins Haus.

Wir lernten die Dörfer der Oberlausitz aber ebenso auch von dem andern Brennpunkt her kennen, der ihr Leben bestimmte, von den Gütern her. Jeder von uns hatte durch Klassenkameraden Verbindung zu irgendeinem der Gutshäuser und war öfters draußen, so wie die Gutskinder bei uns. Es war freilich – z. T. zufällig – nicht der Oberlausitzer Adel, mit dem wir in Beziehung kamen, bis Heinz von Witzleben aus der sächsischen Oberlausitz als Pensionär in unser Haus kam und sich daraus Einladungen für meinen Bruder nach Cunewalde ergaben. Aber die Güter waren sowieso vielfach nicht mehr im Besitz der alten Adelsfamilien, sondern in die Hände bürgerlicher Landwirte übergegangen, die oft hervorragend tüchtig waren, wie der angesehene Herr Gebhardt in Liebstein oder mein Freund Alfred Daniels, dessen Aufstieg ich später miterlebte. Der Weg in sein Elternhaus in Krobnitz führte mich auf die zweite Stufe in der Hierarchie der Gutsherrschaft, in das vom Schloss durch den Park getrennte und dem Gutshof zugehörnde Inspektorenhaus, einfach und kleinbürgerlich im Zuschnitt, aber als Befehlsstand des ganzen Betriebes interessanter und lebendiger, als es das Schloss je für mich hätte sein können. Dort lebte der alte Graf Roon. Es war Fideikommiss und Majorat, schon das eine mir unbekannt, interessante und nicht unproblematische Erbschaftsform (Vererbung des Gesamtbesitzes auf den Stammhalter). Der älteste der Enkel, die bei den Großeltern öfters die Ferien verbrachten und mit uns spielten oder herumstromerten, ließ für die Zukunft des Besitzes nicht viel Gutes erwarten. Der Name des alten Kriegsministers gab dem Gut noch

immer seinen Glanz. Sein Grab inmitten des schönen Parks im „Friedental“ war gleichsam die Kultstätte des Dorfes, das nur aus dem Gutsbezirk bestand und keine eigene Kirche hatte: „Das Mausoleum“, ein zum ersten Mal gehörter Name – Halikarnass in der Oberlausitz. Da man von dem „Paladin“ des alten Kaisers durchaus eine lebendige Vorstellung hatte – schließlich auch dadurch, dass die Stadt Görlitz dem bedeutendsten Mann ihres Landkreises ein Denkmal auf dem Wilhelmsplatz errichtet hatte – überlief einen doch eine leichte historische Gänsehaut, wenn man die Treppen hinabstieg und durch die Fenster der Bronzetüren auf den Sarg blickte. Sonst aber galten die vielen Besuche, die ich in Krobnitz gemacht habe, ganz dem Gutsleben selbst: den Ställen und Scheunen, den Leuten auf den Feldern, den kleinen Botengängen, dem Teschingschießen, den Radfahrten in die Nachbardörfer oder zur mächtigen, rauchgeschwärmten „Zigeunerhöhle“ in den Königshainer Bergen. Dass ein Landwirt seinen Beruf verfehlt hatte, wenn er nicht über eine unglaublich kräftige, metallene Stimme verfügte, die ihn bis in den letzten Winkel des riesigen Hofes allgegenwärtig machte, erlebte ich an dem alten Herrn Daniels zum ersten Male, genau so wie später an seinem Sohn oder an Onkel Karl von Schütz und Herrn Knuth, dem Lüskower Administrator. Auch das freundschaftliche Respektsverhältnis zu dem netten Nachbarpfarrer war mir ein lehrreicher Eindruck. Nicht weniger freilich, dass es unter einer aufrichtigen Kirchlichkeit selbst in einem Hause wie dem Danielsschen Reste von ländlichem Aberglauben gab. So musste ich einmal in der Nacht zum Ostersonntag mit Alfred zusammen das „Osterwasser“ aus dem ziemlich weit entfernten Bach holen, mit dem sich die Familie am Morgen wusch, um im nächsten Jahre gesund zu bleiben. Wir durften unterwegs kein Wort miteinander sprechen, sonst wäre die Kraft des Wassers dahin gewesen; bei totaler Dunkelheit und Unkenntnis des Weges gar nicht so einfach. Es war deutlich zu spüren, dass eine zweifelnde oder spöttische Bemerkung fehl am Platze gewesen wäre. In etwas gespenstischer Erinnerung steht mir auch ein Besuch in dem alten Schlösschen Döbschütz, einem Vorwerk des Krobnitzer Ritterguts. Es war ein einstiges Wasserschloss mit Graben und Türmchen, kleiner, aber viel reizvoller als das von Roon in den siebziger Jahren erbaute Palais. Seit vielen Jahren unbewohnt, gehörte es den Spinnen, Mäusen und Ratten. Man ging wie durch ein Dornröschenschloss, und als sich an einem der zerbrochenen Fenster ein Fläschchen mit blutrotem Inhalt fand, war der Verdacht eines Mordes schwer zu widerlegen. Später hat der alte Herr Daniels, der inzwischen zum Pächter von Krobnitz aufgestiegen war, das Gut Döbschütz der wirtschaftlich wenig befähigten Roon-Familie für seinen Sohn abgekauft. Und dieser machte ein

Schmuckkästchen aus dem alten Schlösschen – bis er wie alle Gutsbesitzer nach 1945 enteignet und sofort ins Gefängnis gesetzt wurde. Zeitweilig freigelassen, brach er selbst in sein Schloss ein und holte noch einige Wertgegenstände heraus.

Sehr anders, doch in seiner Weise nicht weniger lehrreich, war der Einblick, den wir in das Gutshaus Mengelsdorf erhielten, das der – ich weiß nicht wodurch – schwerreiche Herr Güterbock erst kürzlich in seinen Besitz gebracht hatte. Es war mit seinen 3000 Morgen eins der großen Güter der Oberlausitz, mit guten Böden, Wald und einem ziemlich neuen, durch und durch modernisierten Schloss, das alle benachbarten Gutshäuser in den Schatten stellte. Die Tochter Eva war eine Klassengenossin der älteren meiner Schwestern und wegen der schlechten Verkehrsverhältnisse der Kriegszeit längere Zeit bei uns als Pensionärin untergebracht. Daraus entwickelte sich eine lebhaftige Beziehung zu unserer Gesamtfamilie, so dass auch wir anderen Geschwister oft draußen waren. Hier wurde mit sehr viel Geld gute Sitte zelebriert. Lehrmeisterin war die stätige Hausdame, die nach der Scheidung der Eltern den Haushalt versorgte und die beiden Töchter – und wenn wir da waren, auch uns – nach allen Kunstregeln des vorgeschriebenen Benehmens erzog. Der servierende Diener, das herrliche Silber und Porzellan, die behaglich eingerichteten Gästezimmer, die Teppiche und dicken Läufer auf allen Treppen, die englischen WCs, die mächtige Diele mit den schweren Ledersesseln um den gemütlich geheizten Kamin – alles war *comme il faut*, nur ohne Geschichte und ohne Seele. Der verschlossene Vater war selten zu sehen, oft verreist. Ich weiß nicht, wie weit er seinen Besitz überhaupt selbst leitete. Dass das Schloss etwas mit Landwirtschaft zu tun hatte, war kaum zu merken. Man kam auch so gut wie gar nicht auf den Hof oder die Felder. Statt dessen konnte man still für sich lesen und arbeiten und machte zum Tee oder nach dem Abendbrot Konversation. Das war für mich als Primaner durchaus nicht reizlos, zumal die ältere Schwester, die die Schule schon hinter sich hatte, begabt und philosophisch interessiert war und die Gelegenheit zu solchen Gesprächen, die auch die Hausdame schätzte, allzu gern ergriff. Uns taten die beiden vereinsamten Mädchen in ihrem goldenen Käfig recht leid. Und es war begreiflich, dass Eva sich in der notvollen Enge unseres kinder- und lebenserfüllten Hauses viel wohler fühlte als in der kalten Pracht ihres Schlosses. Für uns war es natürlich ein Vergnügen, uns von Zeit zu Zeit dadurch beglänzen zu lassen. Und die kräftige Nahrung und die Lebensmittel, die aus Dank für das, was meine Eltern an Eva taten, hin und wieder mitgeschickt wurden, waren in den letzten Hungerjahren des Krieges auch nicht zu verachten. Die immer schon etwas gespenstische Welt hat ein unheimli-

ches Ende gefunden, von dem ich nur noch habe erzählen hören. Beide Töchter hatten geheiratet, waren geschieden worden und lebten, miteinander verfeindet, wieder in zwei Flügeln des Schlosses, das mehr und mehr herunterkam. Die Jüngere nahm Pensionsgäste. Ungeschicklichkeiten wirtschaftlicher Art, die sie dabei machte, und der Anteil jüdischen Blutes, den sie hatten, brachte schließlich beide ins KZ. Die Ältere erhielt dort einen Posten in einer Registratur, welche diejenigen passieren mussten, die zur Vergasung bestimmt waren – so eines Tages auch ihre Schwester.

Neben den Rittergütern gab es fast in jedem Dorf auch schöne Bauerngüter. Ich habe sie vor allem während des Krieges bei meiner Jagd auf Goldfuchse kennen gelernt. Aber es bestanden auch andere, freundlichere Verbindungen. In unserer Kinderzeit namentlich zu den prächtigen Exners in der Stadtgärtnerei vor der Stadt, wo wir öfter einmal einen Besuch machten. Ich habe die stattliche Frau noch vor Augen, wie ich sie auf dem Wochenmarkt dicht bei unserem Gymnasium oft gesehen habe, ein freundschaftlich erwärmender Beziehungspunkt in dem Gewirr des riesigen Marktes. Während die Rittergüter nach 1945 enteignet und die Gutshäuser z. T. – ich weiß nicht wie viele – abgerissen wurden, blieben die Bauerngüter erhalten. Die Verbindung zu einigen wurde noch einmal zu einer unschätzbaren Hilfe, als ich Anfang November 1946 zu einem Vortrag in Görlitz war und mit Fahrrad und Handwagen, z. T. mit meinem Vater, Zentner von Mohr- und Kohlrüben und roten Rüben zusammenkarre, teils als Wintervorrat für die Eltern, größtenteils – 4 Kisten und ein Reisekorb – als jubelnd begrüßte Beute für unsere sechsköpfige Familie in der miserablen Leipziger Ernährungslage. Das war das letzte Geschenk des heimatlichen Landes.

Nachwort

Das im Vorangehenden abgedruckte Manuskript über Görlitz, die „Stadt an der Neiße“, entstand Anfang der 1960er Jahre. Über den Charakter der hier festgehaltenen Schilderungen schreibt mein Vater selbst in einem kurzen Vorwort: „Die folgenden Blätter enthalten nicht Jugenderinnerungen – die haben viele andere schöner und göltiger geschrieben, als ich es könnte –, sondern Erinnerungen an die Stadt meiner Jugend. Sie überkamen mich in der Stille einer längeren Krankheit, in einer der ersten Fiebernächte standen Titel und Art der Schilderung plötzlich vor mir. Ich habe sie z.T. noch in der Klinik, mehr noch in der folgenden Erholungszeit niedergeschrieben. Zur rechten Zeit kam mir der ausgezeichnete kunstgeschichtliche Führer von Ernst Heinz Lemper (Leipzig 1959) in die Hand, dem ich manche Hinweise und Daten entnehmen konnte. Sonst hatte ich außer

einigen kleinen persönlichen Erkundigungen keine Hilfen zur Hand. So werden manche Fehler zu finden sein. Ich wäre für Verbesserungen dankbar.“

Wenn diese Schilderungen nach nun ca. 45 Jahren an dieser Stelle einem größeren Leserkreise zugänglich gemacht werden, so geschieht dies in der Hoffnung, der vielschichtige und detailreiche Einblick in das Görlitzer Leben aus der Zeit um den ersten Weltkrieg möge – über das rein Persönliche hinaus – einen willkommenen Eindruck von dem damaligen sozialen, kulturellen und menschlichen Reichtum dieser Stadt geben, die sich jetzt unter so andersgearteten Bedingungen und Perspektiven neu finden und entwickeln muß.

Die Erinnerungen stammen aus dem Pfarrhause von Georg Bornkamm (1873-1950), seit 1905 Görlitzer Pfarrer sowie seit 1928 dortiger Superintendent. Wegen seiner Zugehörigkeit zur Bekennenden Kirche 1934 aus der Superintendentur entlassen, konnte er jedoch im Pfarramt verbleiben. Der Verfasser der vorliegenden Blätter, sein Sohn Heinrich Bornkamm (1901-1977), Ältester von vier Geschwistern, ebenfalls Theologe und Schüler insbesondere des Berliner Kirchenhistorikers Karl Holl, lehrte als Professor für Kirchengeschichte in Gießen (1926), Leipzig (1935) und Heidelberg (1948). Seine Forschungen konzentrierten sich vor allem auf die Theologie und Gestalt Luthers sowie deren Umfeld und geistesgeschichtliche Wirkungen. Hinzu trat ein besonderes Interesse an Problemstellungen des 19. Jahrhunderts. Aus seiner Feder stammen Monographien, Aufsätze, Vorträge und Predigten. An Buchtiteln sind besonders zu nennen: Luther und Böhme (1925); Luther und das Alte Testament (1948); Luthers geistige Welt (1947 u.ö.); Einkehr. Rundfunkbetrachtungen (1958); Das Jahrhundert der Reformation (1961 u.ö.); Luther im Spiegel der deutschen Geistesgeschichte (1955 u.ö.); Luther. Gestalt und Wirkungen (1975); Luther in der Mitte seines Lebens. Das Jahrzehnt zwischen dem Wormser und dem Augsburger Reichstag (aus dem Nachlaß hg. v. Karin Bornkamm, 1979).

Karin Bornkamm

Heinrich Bornkamm, Miasto nad Nysą (Görlitz)

Mocno autobiograficznie napiętnowana relacja autora ukazuje stosunki wyznaniowe i społeczne panujące w mieście Görlitz w okresie między pierwszą i drugą wojną światową. Heinrich Bornkamm, późniejszy słynny historyk Kościoła w Heidelbergu, przeżywał te lata jako syn superintendenta Georga Bornkamma. Jego ojciec był proboszczem w okręgu parafialnym kościoła św. Krzyża, położonym na południe od Starego Miasta, określanym przez autora jako „przedmieście”, i był odpowiedzialny za budowę nowoczesnego jak na owe czasy kościoła pw. św. Krzyża. Przedstawienie losów tej budowy i szczególnie bliskich kontaktów ojca z architektem zajmuje dlatego znaczną część tej relacji. Sprawozdanie to ukazuje życie w Görlitz, jakie przeżywał on jako uczeń, w szczególności jego nauczycieli przy szkole Augustineum, pastorów i kolegów ojca, lecz również wpływowych członków rady parafialnej, notabli i kupców tego miasta.

Fünzig Jahre „Jahrbuch für Schlesische Kirchengeschichte“*

VON ULRICH SCHMILEWSKI

Ein Beitrag mit dem Thema „Fünzig Jahre 'Jahrbuch für Schlesische Kirchengeschichte'“ – über eine jährlich erscheinende Publikation also –, veröffentlicht in deren 83. Bande, mag zunächst erstaunen. Genauer formuliert, soll es hier eigentlich nur um die seit Ende des Zweiten Weltkrieges erschienenen Bände gehen, über „Die letzten fünfzig Jahre des 'Jahrbuchs für Schlesische Kirchengeschichte'“. Aber ganz korrekt wäre auch dieser Titel nicht, da das Jahrbuch in diesem Zeitraum nicht stets den Titel 'Jahrbuch für Schlesische Kirchengeschichte' führte. Man müßte also umformulieren: „Die letzten fünfzig Jahre der jährlich erscheinenden Veröffentlichung des 'Vereins für Schlesische Kirchengeschichte'“. Allerdings wäre auch dies wieder nicht ganz korrekt, da das Erscheinen des Jahrbuchs der Wiederbegründung des 'Vereins für Schlesische Kirchengeschichte' vorausging. Wie sollte das Thema nun lauten? „Die letzten fünfzig Jahre einer jährlich erscheinenden Veröffentlichung zur evangelischen Kirchengeschichte Schlesiens“? Da wollen wir es doch lieber bei dem ursprünglichen, wenn auch nicht ganz korrekten Titel belassen. Des Lesers anfängliches Erstaunen wird aber nun einer Verwirrung gewichen sein, die nur mit einem Blick in die Vereinsgeschichte behoben werden kann.

Die Anfänge der wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Geschichte Schlesiens gehen – wie in anderen Regionen Deutschlands auch – auf den Beginn des 19. Jahrhunderts und ein bildungsbürgerliches Interesse zurück¹. Für Schlesien ist hier der Anhaltiner Gustav Adolf Harald Stenzel² (* 1792, † 1854) zu nennen, der als erster nach wissenschaftlich-kritischer

* Für den Druck überarbeitete und mit Anmerkungen versehene Fassung des am 30. August 2003 während der vom 'Verein für Schlesische Kirchengeschichte' vom 29.-31. August 2003 in Reichenbach/OL durchgeführten Arbeitstagung „Aspekte der Oberlausitzer Kirchengeschichte“ gehaltenen Vortrags.

1 Josef Joachim Menzel, Die Historische Kommission für Schlesien und ihre Arbeitsvorhaben, insbesondere der „Geschichtliche Atlas von Schlesien“. In: Lothar Bossle u. a. (Hg.), Schlesien als Aufgabe interdisziplinärer Forschung (Schlesische Forschungen. Bd. 1), Sigmaringen 1986, S. 1-14, hier S. 1-4.

2 Eine moderne Biographie Stenzels fehlt bislang trotz der Lebensbeschreibung durch seinen Sohn Karl Gustav Wilhelm Stenzel, Gustav Adolf Harald Stenzels Leben. Gotha 1897; Felix Rachfahl, Gustav Adolf Harald Stenzel. In: Schlesische Lebensbilder. Bd. 1. Breslau 1922, S. 298-305.

Methode Quellen zur Geschichte Schlesiens edierte – Quellen, die in Folge der Säkularisation in staatlichen Archiven zentral gesammelt wurden. Nachdem es bereits verschiedene Versuche zur Gründung eines Vereins zur Erforschung der Geschichte Schlesiens gegeben hatte, gelang es Gustav Adolf Harald Stenzel im Jahre 1846, den „Verein für Geschichte und Alterthum Schlesiens“ zu gründen, der mit königlicher Kabinettsorder vom 8. April 1846 Rechtskraft erlangte³. Der noch heute bestehende „Verein für Geschichte Schlesiens“ ist damit einer der ältesten Regionalgeschichtsvereine Deutschlands überhaupt. Vermutlich diente er Stenzel in erster Linie zur Geldbeschaffung für seine Quellepublikationen, und so nimmt es nicht Wunder, daß der Verein schon bald und erst recht nach Stenzels Tod 1854 in eine Existenzkrise geriet. Hier ist es dem energischen Eingreifen des neuen Präses, Prof. Dr. Richard Roepell (* 1808, † 1893), zu verdanken, daß der Verein überlebte und mit der Herausgabe der „Zeitschrift des Vereins für Geschichte (und Alterthum) Schlesiens“ zu neuem Leben erwachte. Der Verein und seine Publikationen waren – wie damals in Preußen üblich – borussisch geprägt, doch prinzipiell nicht auf die Profangeschichte beschränkt, sondern auch für katholische und evangelische Kirchengeschichte Schlesiens offen. So wurde die evangelische Kirchengeschichte um 1880 von zwei ausgewiesenen Theologen vertreten, von Dr. Carl Adolph Schimmelpfennig (* 1815, †?), Pastor in Arnsdorf, Kr. Strehlen und dem Breslauer Konsistorialrat Dr. Karl Friedrich Weigelt (* 1829, † 1906)⁴. Aus Sicht der Wissenschaft bestand also keine Notwendigkeit zur Gründung einer eigenen Organisation zur Erforschung der evangelischen Kirchengeschichte Schlesiens, zumal an der Universität Breslau dieser Themenbereich bereits durch den Honorarprofessor David Erdmann (* 1821, † 1905) vertreten wurde.

Dieser Lage stand jedoch das sich entwickelnde Selbstbewußtsein der schlesischen Provinzialkirche, das zunehmende Bewußtsein ihrer kirchli-

3 Johannes Schellakowsky: „Soll aber Schlesien noch länger zurückbleiben?“ Zur Gründungsgeschichte und weiteren Entwicklung des Vereins für Geschichte Schlesiens bis 1945. In: Ders. und Ulrich Schmilewski (Hg.), 150 Jahre Verein für Geschichte Schlesiens (Einzelschriften des Vereins für Geschichte Schlesiens. Bd. 2). Würzburg 1996, S. 9-58.

4 Zum Folgenden Gerhard Hultsch, Aus 90 Jahren Vereinsgeschichte. In: Ders. und Johannes Renner, Jahrbuch für Schlesische Kirchengeschichte. Registerband für die Jahrgänge 32/1953-51/1972 (Beihefte zum Jahrbuch für Schlesische Kirchengeschichte. Bd. 3). Düsseldorf 1973, S. 164-168; Werner Laug, 100 Jahre Forschung in schlesischer Kirchengeschichte. In: Jahrbuch für Schlesische Kirchengeschichte (zit. als JSKG) 63, 1983, S. 151-158 und insbesondere Christian-Erdmann Schott, Verein für Schlesische Kirchengeschichte. In: Dietrich Blaufuß (Hg.), Handbuch Deutsche Landeskirchengeschichte (Veröffentlichungen der Arbeitsgemeinschaft der Archive und Bibliotheken in der evangelischen Kirche. Bd. 26). Neustadt an der Aisch 1999, S. 183-198.

chen Eigenständigkeit und Eigenart gegenüber, verbunden mit einem allgemein zunehmenden historischen Interesse auch innerhalb der Pfarerschaft. Die Initiative zur Gründung eines entsprechenden Vereins ging von dem ebenfalls an der Universität Breslau lehrenden Privatdozenten Dr. Gustav Koffmane (* 1852, † 1915) aus, der zu einer Vorbesprechung am 20. Juni 1881 einlud, die dann zur Gründung des „Vereins für Geschichte der evangelischen Kirche Schlesiens“ am 28. Februar 1882 in Breslau führte. Der 28. Februar 1882 ist also der Gründungstag des Vereins. Ihm gehörten Ende 1883 bereits 155 Mitglieder an, fast alles Pfarrer. Ihnen ging es darum – wie es in § 1 der Satzung hieß –, „die Kenntnis der Geschichte unserer Provinzialkirche und das Interesse für dieselbe ... zu fördern“⁵. Ein „Insider-Verein“ also, ein Verein von fast ausschließlich Pfarrern, der der Kenntnisvermehrung der Geschichte ihrer Provinzialkirche dienen sollte.

Auf die innere Vereinsgeschichte bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges unter den Vorsitzenden Gen.-Sup. Prof. D. David Erdmann (Vorsitzender 1882-1899), Prof. D. Dr. Franklin Arnold (*?, †?; Vorsitzender 1900-1927) und Gen.-Sup. Prof. D. Dr. Martin Schian (* 1869, † 1944; Vorsitzender 1927-1944)⁶ sei hier nur stichwortartig eingegangen. Es gab Anfangsschwierigkeiten, Krisen unterschiedlicher Art, finanzieller etwa während der Inflationszeit nach dem Ersten Weltkrieg bis 1927, Entwicklungsschübe und Zeiträume hoher Vereinsaktivität und Leistungsfähigkeit verbunden mit den Namen Koffmane, Gerhard Eberlein (* 1858, † 1923) und Hellmut Eberlein (* 1890, † 1957) sowie Martin Schian. 1928 änderte der Verein seinen Namen in den noch heute gültigen, in „Verein für Schlesische Kirchengeschichte“. 1932 war er auf 350 Mitglieder angewachsen, darunter 128 Kirchengemeinden. Seine letzte Mitgliederversammlung in Schlesien hielt er am 9. Oktober 1940 in Breslau ab.

Die Folgen des Zweiten Weltkrieges – Flucht, Vertreibung und der territoriale Verlust Ostdeutschlands – stellte auch Sinn und Existenz, die Grundlagen des „Vereins für Schlesische Kirchengeschichte“ in Frage. Die evangelische Kirche Schlesiens war auf das kleine Gebiet um Görlitz reduziert, ihre Gemeindeglieder in eine weite Diaspora zerstreut, wenn sich auch in der am 22./23. März 1950 in Darmstadt gegründeten „Gemeinschaft evangelischer Schlesier (Hilfskomitee) e.V.“⁷ ein erster Halt fand.

5 Zitiert nach Schott (wie Anm. 4), S. 184.

6 Hans Posselt, D. Dr. Martin Schian – Theologe und Kirchenmann. Ein Gedenkwort zum 100. Geburtstag. In: JSKG 47, 1968, S. 88-93.

7 Rudolf Grieger, Voraussetzungen und Anfänge der Gemeinschaft evangelischer Schlesier. In: JSKG 73, 1994, S. 147-163.

Seine Aktivitäten hatte der Verein für Schlesische Kirchengeschichte bereits im Laufe des Zweiten Weltkrieges eingestellt, faktisch war er erloschen, juristisch gesehen jedoch nicht, als selbständige Rechtspersönlichkeit, als juristische Person lebte der eingetragene Verein fort. So mußte der Verein nicht neu gegründet, sondern nur wiederbegründet werden, was unter Rückgriff auf die alte, jedoch nun überarbeitete Satzung am 28. Juni 1959 in Köln geschah. Der Eintrag in das Vereinsregister in Hannover erfolgte am 20. September 1963. Initiator der Wiederbegründung war Pfarrer Dr. Dr. Gerhard Hultsch (* 1911, † 1992)⁸, Wiederbeleber der bereits zwei Jahre zuvor verstorbene Hellmut Eberlein und das Jahrbuch, das beide seit 1953 gemeinsam herausgaben. Mit seinen 95 Beziehern – 91 schlesischen Theologen und vier Laien – stellte es die ersten Mitglieder des wiedererstandenen Vereins.

Unter Hultsch als Vorsitzendem (1959-1982) konsolidierte sich der Verein, wuchs er auf 279 Mitglieder. Dabei nahmen ab 1960 die Eintritte von Laien zu, deren Zahl nach 1968 jene der Theologen übertraf. Damit veränderte sich die Mitgliederstruktur: aus einem „Pfarrerverein“ wurde er zu einem Verein von an der evangelischen Kirchengeschichte interessierten Laien und schlesischer Pfarrer. Seit 1982 werden vom Verein zudem auch jährliche Arbeitstagungen durchgeführt, was den Verein als solchen sehr belebt und ein persönliches Kennenlernen der Mitglieder ermöglicht. Der bewährte Kurs wurde unter dem nachfolgenden Vorsitzenden Pfarrer Werner Laug (* 1911, †?; Vorsitzender 1982-1984) und Pfarrer Reinhard Hausmann (* 1931; Vorsitzender 1984-1990) fortgesetzt, seither von Pfarrer Dr. Christian-Erdmann Schott (* 1932; Vorsitzender seit 1990). Die politischen Veränderungen im ehemaligen Ostblock stellten für den Verein „Vor“ und „Zurück“ dar: Ein „Zurück“, weil man nun wieder zurück nach Görlitz, zur schlesischen evangelischen Restkirche gehen konnte und auch nach dem polnischen und tschechischen Schlesien, in das Herkunftsgebiet, in die Heimat, in den territorialen Arbeitsbereich. Ein „Vor“, weil man nun Zusammenarbeiten konnte mit der Kirchenleitung der Evangelischen Kirche der schlesischen Oberlausitz, weil man nun wieder eine, wenn auch verkleinerte Provinzialkirche hat(te)⁹, und weil man mit den Historikern

8 Christian-Erdmann Schott, Nachruf auf Kirchenrat Dr. Dr. Gerhard Hultsch. In: JSKG 71, 1992, S. 250f.

9 Wie schnell der Historiker von der Geschichte überholt werden kann, zeigt die zeitliche Differenz zwischen Vortrag und Druck dieses Aufsatzes. Während der Arbeitstagung warb Bischof Klaus Wollenweber in seinem Vortrag „Der zukünftige Weg der Evangelischen Kirche in der schlesischen Oberlausitz“ noch für einen Zusammenschluß mit der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg, der dann Ende November 2003 beschlossen und zum 1.1.2004 vollzogen wurde.

aus dem Osten zusammenarbeiten konnte und damit Gesprächspartner gewann¹⁰. Der „Verein für schlesische Kirchengeschichte“ hat diese Möglichkeiten genutzt, ist in Richtung Osten aufgebrochen, wenn auch manche Hoffnungen sich nicht erfüllten. Seit 1991 fanden die jährlichen Arbeitstagen ganz vorwiegend im Bereich der Görlitzer Kirche statt, 1996 wurde der Vereinssitz nach Görlitz verlegt, in den Jahren 2000 und 2001 tagte man erstmals seit Kriegsende wieder in Breslau. All dies spiegelt sich auch im Jahrbuch wieder.

Wie wollte und will nun der Verein „die Kenntnis der Geschichte der schlesischen Kirche ... fördern“¹¹? Nach der ursprünglichen und jetzigen Satzung soll dies durch „Versammlungen, Vorträge und [die] Herausgabe von Publikationen“ geschehen. Neben der Herausgabe von Einzelpublikationen und verschiedenen Reihen, wie der „Urkundensammlung zur Geschichte der evangelischen Kirche Schlesiens“¹², den „Quellen zur Schlesischen Kirchengeschichte“¹³, den „Beiheften zum Jahrbuch für Schlesische Kirchengeschichte“¹⁴ und den „Studien zur Schlesischen und Oberlausitzer Kirchengeschichte“¹⁵, ist hier vor allem und in erster Linie das Vereins-

10 Gerade im internationalen Diskurs, in der Multiperspektivität liegt der besondere Reiz der Beschäftigung mit der Geschichte Schlesiens, wogegen andere deutsche Regionen, etwa Hessen, auf Grund ihrer geographischen Lage in der Regel auf eine „Binnensicht“ beschränkt bleiben.

11 § 1 der Satzung, abgedruckt in: JSKG 68, 1989, S. 240-243.

12 Bd. 1: Gerhard Eberlein (Hg.), Die Generalkirchenvisitation im Fürstentum Wohlau von 1656 und 1657. Protokolle und Beilagen Liegnitz 1905; Bd. 2: Ders. (Hg.), Die Generalkirchenvisitation im Fürstentum Liegnitz von 1654 und 1655. Protokolle und Beilagen Liegnitz 1917.

13 Bd. 1: Hans Jessen und Walter Schwarz (Hg.), Schlesische Kirchen- und Schulordnungen von der Reformation bis ins 18. Jahrhundert. Görlitz 1938; Bd. 2: Reinhold Schäfer (Hg.), Bittgesuche evangelischer Schlesier an Friedrich den Großen. Görlitz 1941.

14 Bd. 1: Hans-Wilhelm Rahe (Hg.), Bischof Otto Zänker (1876-1960). Ein Beitrag zur jüngsten Kirchengeschichte Schlesiens und Rheinland-Westfalens. Ulm 1967; Bd. 2: Ernst Hornig (Hg.), Die evangelische Kirche von Schlesien 1945-1947. Augenzeugen berichten. Düsseldorf 1969; Bd. 3: Gerhard Hultsch und Johannes Renner, Jahrbuch für Schlesische Kirchengeschichte. Registerband für die Jahrgänge 32/1953-51/1972. Düsseldorf 1973; Bd. 4: Manfred Bunzel, Die geschichtliche Entwicklung des evangelischen Begräbniswesens in Schlesien während des 16., 17. und 18. Jahrhunderts. Lübeck 1981; Bd. 5: Wener Bellardi, Die Bethauskirche in Arnsdorf in Riesengebirge. Lübeck 1986; Bd. 6: Leonhard Radler, Das Schweidnitzer Land im Dreißigjährigen Krieg (1618-1648). Lübeck 1986; Bd. 7: Dietrich Meyer und Ulrich Hutter (Hg.), Im Dienst der Schlesischen Kirche. Festschrift für Gerhard Hultsch zum 75. Geburtstag. Lübeck 1986; Bd. 8: Ulrich Hutter und Hans-Günther Parplies (Hg.), Martin Luther und die Reformation in Ostdeutschland und Südosteuropa. Sigmaringen 1991; Bd. 9: Dietmar Neß (Hg.), Bischof Ernst Hornig. Rundbriefe aus der Evangelischen Kirche von Schlesien 1946-1950. Sigmaringen 1994.

15 Bd. 1: Wegmarken der Oberlausitzer Kirchengeschichte. Düsseldorf, Görlitz 1994; Bd. 2: Dietmar Neß (Red.), Die evangelische Kirche im Görlitzer Kirchengebiet im SED-Staat.

speriodikum zu nennen. Von Anfang an war an die Herausgabe eines regelmäßig erscheinenden Vereinsorgans gedacht. So erschien im Gründungsjahr 1882 der erste Band des „Correspondenzblattes des Vereins für Geschichte der evangelischen Kirche Schlesiens“, dem im folgenden Jahr der zweite Band folgte. Doch schon jetzt geriet das Vorhaben aus finanziellen und personellen Gründen ins Stocken. Erst 1887 kam Band 3 heraus, weitere Hefte – z. T. bildeten zwei Jahreshefte einen Band – erschienen in den Zeiträumen 1893 bis 1920 und nach einer inflationsbedingten Pause dann wieder 1924 bis 1927. Im Jahr darauf änderte der Verein nicht nur seinen Namen in die noch heute gebräuchliche Form, sondern auch den Titel seiner Zeitschrift in „Jahrbuch für schlesische Kirchengeschichte“, hier „schlesisch“ allerdings noch klein geschrieben. Unter dieser Bezeichnung erschien es von 1928 bis 1941. In der Zeit von der Vereinsgründung bis zum Zweiten Weltkrieg sind insgesamt 31 Bände herausgekommen, und zwar unter den beiden Titeln, doch werden sie in ununterbrochener Folge durchgezählt. Über ihren Inhalt informiert ein Registerband für die Jahre 1882 bis 1932¹⁶, für die folgenden neun Bände fehlt er bis heute, was natürlich zu bedauern ist. Herausgegeben wurden die Bände von Correspondenzblatt und Jahrbuch von Gustav Koffmane von 1882 bis 1887, von Gerhard Eberlein für die 28 Jahre von 1893 bis 1920, von Paul Konrad (*?, †?) 1924, von Franklin Arnold 1925 und 1926, von Hellmut Eberlein insgesamt 14 Bände von 1927 bis 1940 und für 1941 von Walter Schwarz (* 1886, † 1957). 1941, während des Krieges, erschien der zunächst letzte Band des Jahrbuchs, da das für den Druck erforderliche Papier von den staatlichen Stellen im Zuge der Kriegswirtschaft nicht mehr bewilligt wurde. Im selben Jahr mußten übrigens auch das katholische „Archiv für schlesische Kirchengeschichte“ und weitere wissenschaftliche Zeitschriften, wie etwa „Schlesien. Jahrbuch für deutsche Kulturarbeit im

Beobachtungen, Analysen, Dokumente. Folge 1. Düsseldorf, Görlitz 1997; Bd. 3: Martin Johannes Wecht, Jochen Klepper. Ein christlicher Schriftsteller im jüdischen Schicksal. Düsseldorf, Görlitz 1998; Bd. 4: Ulrich Hutter-Wolnadt (Hg.), Diakonie – stark für andere. Beiträge zum Jubiläumsjahr der Diakonie aus der schlesischen Oberlausitz. Düsseldorf, Görlitz 1998; Bd. 5: Dietmar Neß (Red.), Die evangelische Kirche im Görlitzer Kirchengebiet im SED-Staat. Folge 2; in Vorbereitung; Bd. 6: Paul Gerhard Eberlein, Ketzler oder Heiliger? Caspar von Schwenckfeld. Der schlesische Reformator und seine Botschaft. Düsseldorf, Görlitz 1998; Bd. 7: Ernst Hornig, Die schlesische evangelische Kirche 1945-1964. Dokumente aus der Nachkriegszeit zur Geschichte der schlesischen Kirche östlich und westlich der Neiße. Hg. von Manfred Jacobs, Görlitz 2001; Bd. 8: Dietrich Meyer (Hg.), Erinnerungsbild. Beiträge zur schlesischen Kirchengeschichte. Festschrift für Christian-Erdmann Schott. Herrnhut 2002.

¹⁶ Registerband. Heft 1. Umfassend die Bände 1-22 (Beiheft zum Jahrbuch des Vereins für Schlesische Kirchengeschichte. Bd. 23). Liegnitz 1932.

gesamtschlesischen Raum“, ihr Erscheinen einstellen, die noch weitergeführten und teils zusammengelegten Zeitschriften, darunter auch die „Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens“, erhielten 1943 letztmalig Papierzuweisungen. Damit ist die erste Phase der Geschichte des Vereinsperiodikums zu einem zeitbedingten Ende gekommen.

Nach dem Krieg und der Überwindung der ersten persönlichen Probleme des Weiterlebens stellte sich für den bisherigen Schriftführer des Vereins Hellmuth Eberlein die Frage, ob und ggf. wie es mit dem „Verein für schlesische Kirchengeschichte“ und seiner Zeitschrift weitergehen sollte. Zusammen mit Gerhard Hultsch, der Vorstandsmitglied der „Gemeinschaft evangelischer Schlesier“, Schriftleiter der Zeitschrift „Schlesischer Gottesfreund“ und Leiter des kleinen evangelischen Verlags „Unser Weg“ war, gelangte man zu der Auffassung, daß man zuerst das Jahrbuch wieder erscheinen lassen sollte, um mit diesem als Werbemittel die alten, über die Bundesrepublik zerstreuten Mitglieder und neue Interessenten für eine eventuelle Weiterbegründung des Vereins zu gewinnen, wie es ja dann auch geschah. 1953 erschien schließlich der erste Nachkriegsband des Jahrbuchs, das zunächst in seinen Äußerlichkeiten beschrieben werden soll.

In der Bandzählung schlossen sich die Nachkriegsbände dem vorausgegangenen an, 1953 erschien also nicht Band 1, sondern Band 32, dem man jedoch die Kennung „Neue Folge“ voransetzte, die ja bis heute beibehalten wird. Der Titel des Periodikums lautete von 1953 bis 1959 „Jahrbuch für Schlesische Kirche und Kirchengeschichte“, danach wurde auf den Vorkriegstitel „Jahrbuch für Schlesische Kirchengeschichte“ zurückgegriffen, „Schlesisch“ diesmal jedoch groß geschrieben. Dies geschah sicher in Zusammenhang mit der Wiederbegründung des Vereins, mit der man auch die Tradition des alten Jahrbuchtitels wieder aufnahm. Der Einband des Jahrbuchs bestand aus einem leicht gelblich getönten, fast elfenbeinfarbenen Karton, lediglich mit Aufdruck des Titels und der Jahreszahl, jedoch ohne Bandnummer. Ein gefälligeres Äußeres erhielt der Einband erst mit dem Wechsel zum Jan Thorbecke Verlag zum Jahre 1988 mit Band 67. Der Einband besteht seitdem aus hochglänzendem Karton. Die Vorderseite ist mit Hell- und Dunkelgelb einfach gestaltet, so wie er jetzt vorliegt. Sie enthält den Titel, Band- und Jahreszahlangabe sowie den Verlagsnamen. Auf die Rückseite ist – äußerst benutzerfreundlich – der jeweilige Inhalt angegeben. Gedruckt wurde auf Werkpapier unterschiedlicher Qualität, Abbildungen zumeist auf Kunstdruckpapier. Der erste Band von 1953 erschien in Fadenheftung, alle folgenden Bände in Klebebindung.

Das Jahrbuch kommt jeweils als einzelner Jahresband heraus mit einer einzigen Ausnahme: Für die Jahre 1997 und 1998 erschien ein Doppelband, der auch doppelt gezählt wurde; es handelt sich um die erweiterte Festgabe für Arno Herzig (* 1937). Teilt man diesen Doppelband auf, so schwankt der Umfang der einzelnen Bände zwischen 170 (1972) und 348 (1995) Seiten, wobei eine Tendenz zur Zunahme seit dem Wechsel zum Jan Thorbecke Verlag festzustellen ist. Der Gesamtumfang aller fünfzig Nachkriegsbände beläuft sich auf 11.300 Seiten, d. h. durchschnittlich 226 Seiten pro Band. Gedruckt wird das Jahrbuch seit 1994 mit Unterstützung des Bundesministeriums des Innern bzw. seit 2000 mit jener des Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien.

Das Jahrbuch wurde in seinen fünfzig Jahren von verschiedenen Herausgebern betreut, allein oder zu zweit, seit 1988 von einem Hauptherausgeber mit einer Gruppe von Mitarbeitern. Herausgeber waren zunächst – von 1953 bis 1958 – die Initiatoren des Wiedererscheinens Hellmuth Eberlein und Gerhard Hultsch, 1958 letzterer und Paul Gerhard Eberlein (*?, †?), dann 23 Jahre lang, von 1960 bis 1982, Gerhard Hultsch allein. 1983 trat Dr. Dietrich Meyer (* 1937) als Herausgeber an die Seite von Gerhard Hultsch, und zwar für die Jahresbände 1983 bis 1986, den folgenden Band gab Dietrich Meyer allein heraus. Seit dem Jahr 1988 ist Dietrich Meyer Hauptherausgeber, der von folgenden Personen bei seiner Tätigkeit unterstützt wird bzw. wurde: Pastor Johannes Grünewald (* 1919, † 2003; Mitarbeit bei der Herausgabe 1988-2002)¹⁷, Pfarrer Reinhard Hausmann (seit 1988), Pfarrer Mag. Ulrich Hutter-Wolandt (* 1955; seit 1988), Prof. Dr. Ludwig Petry (* 1908, † 1991; 1988-1991)¹⁸, Pfarrer Dr. Christian-Erdmann Schott (seit 1988), Dr. Herbert Patzelt (* 1925; seit 1992) und Bischof Prof. Dr. Dr. Joachim Rogge (* 1929, † 2000; 1992-2002). Der Hinweis sei an dieser Stelle erlaubt, daß Dietrich Meyer mit dem Jahrbuch 2002 dieses dann zwanzig Jahre lang als Herausgeber betreut hat, neben anderen Publikationen des „Vereins für Schlesische Kirchengeschichte“.

Verlegt wurde das Jahrbuch zunächst im „Verlag der Schlesischen Evangelischen Zentralstelle“, 1953 bis 1955 in Düsseldorf und 1956 bis 1961 in Ulm. Danach erschien das Jahrbuch im Verlag „Unser Weg“ mit Sitz in Ulm bis 1968, Düsseldorf bis 1974 und Lübeck bis 1987. Mit dem Wechsel zum Jan Thorbecke Verlag – bis 1998 in Sigmaringen, dann bis 2001 in Stuttgart – verließ das Jahrbuch die kirchlich geprägten Verlage und erschien nun in einem renommierten wissenschaftlichen Verlag im

17 Christian-Erdmann Schott, Nachruf auf Johannes Grünewald. In: JSKG 82, 2003, S. 303f.

18 Christian-Erdmann Schott, Nachruf auf Professor Petry. In: JSKG 71, 1992, S. 249.

Verbund mit anderen landeskundlich-schlesischen Zeitschriften, Reihen- und Einzelpublikationen. Der neueste Band, jener von 2002, ist im Verlag Gustav Winter in Herrnhut erschienen, so daß sich auch bei den Verlagen die Bewegung des Vereins nach Osten bemerkbar macht.

Der formal-inhaltliche Aufbau der Jahrbuchbände ist im Wesentlichen unverändert geblieben. Das Jahrbuch bietet in seinem umfangmäßig bedeutendsten Teil einen thematisch bunten Strauß von Aufsätzen, keine regelrechten Themenbände, wohl aber Ausgaben mit thematischer Konzentration auf die Themen der Arbeitstagungen ab 1983. Von Anfang an enthielten die Bände auch einen Rezensionsteil¹⁹, in dem nicht nur Neuerscheinungen zur evangelischen, sondern auch zur katholischen Kirchengeschichte und zur Profangeschichte besprochen wurden, wie auch polnische und tschechische Veröffentlichungen. Natürlich enthalten die Bände auch die Vereinsmitteilungen. Erschlossen wird der Inhalt in Orts- und Personenregistern, die ab Band 71, 1992 jedem Band beigegeben sind²⁰; für die Jahrbücher von 1953 bis 1972 liegt ein eigener Registerband vor²¹, für jene der Jahre 1973 bis 1991 ist er in Vorbereitung. Neu ist ein kurzes Vorwort des Herausgebers, das seit 1995 den Texten vorangestellt wird. Auf eine Bebilderung wurde bis einschließlich 1978 praktisch verzichtet (Ausnahme 1961), danach finden sich in fast jedem Jahrbuch Abbildungen, manchmal sogar in recht großer Anzahl. Insgesamt finden sich 266 Abbildungen und zehn Karten; was es noch nicht gegeben hat, ist eine Farbabbildung. Dennoch, das „Bild als historische Quelle“ scheint mir für die evangelische Kirchengeschichte Schlesiens noch nicht entdeckt zu sein. Die Typographie des Jahrbuchs entspricht der einer wissenschaftlichen Veröffentlichung, d. h. Text mit Fußnoten.

Als rein wissenschaftliche oder streng wissenschaftliche Zeitschrift ist das Jahrbuch allerdings nicht zu bezeichnen, enthält es doch neben wissenschaftlichen Aufsätzen auch amateurhafte Beiträge und vor allem Erlebnisberichte und persönliche Erinnerungen. Gerade letztere können jedoch zu Quellen werden und sind deshalb als Veröffentlichungen zu begrüßen. Diese Einschätzung wird bei einer thematisch-inhaltlichen Analyse des Jahrbuchs bestätigt. Nicht nur nach dem Registerband für die Jahrbücher 1953 bis 1972 ergibt sich, daß der Anteil an Beiträgen zur Geschichte der evangelischen Kirche in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts – Erster Weltkrieg, Weimarer Republik, Kirche während des Nationalsozia-

19 Bis auf Bd. 71, 1992.

20 Für Band 73, 1994 allerdings in Band 74, 1995.

21 Hultsch/Renner (wie Anm. 14).

lismus (Bekennende Kirche, Deutsche Christen), Vertreibung – recht groß ist. Aus dieser Zeitspanne stammen auch die Erlebnisberichte und persönlichen Erinnerungen. Recht gering sind – natürlich – Beiträge zur mittelalterlichen Geschichte aus evangelischer Sicht, wogegen solche zur Reformation in Schlesien recht gut vertreten sind. Relativ selten werden die Themenbereiche Gegenreformation, Pietismus und Aufklärung behandelt, die Beschäftigung mit der Zeit Friedrichs des Großen und seiner Bedeutung für die evangelischen Schlesier ist im Vergleich zu den ersten zwanzig Jahressbänden zurückgegangen. Recht zahlreich sind Aufsätze zur Presbyterologie als Vorarbeiten zum „Schlesischen Pfarrerbuch“ von Johannes Grünewald wie auch biographische Arbeiten zu einzelnen Personen oder Familien. Behandelt werden auch Themen zur kirchlichen Verwaltung, zur Liturgie und zum Kirchenlied, zum evangelischen Schul- und Hochschulwesen sowie zu Verbindungen zum Ausland. Kurz gesagt: Der Inhalt ist thematisch sehr breit gefächert, wie das bei einer Zeitschrift ja sein soll, mit Schwerpunkten im 19. und 20. Jahrhundert sowie im presbyterologischen und biographischen Bereich. Vielleicht kommen das 16. bis 18. Jahrhundert zu kurz; hier könnte man mit der Profangeschichte aktuelle historische Fragestellungen aufgreifen.

Schaut man sich den Inhalt der Jahrbücher in der Folge ihres Erscheinens an, so fällt Verschiedenes auf. Als unmittelbare Folge des Krieges bzw. der Nachkriegszeit enthält der Band des Jahres 1953 eine Auflistung der gefallenen und vermißten schlesischen Pfarrer²², die Bände 1953 bis 1955 Augenzeugenberichte aus den Kriegs- und Nachkriegsjahren²³. Schon im Jahrbuch 1954 stellt Hellmuth Eberlein „Die Bedeutung Schlesiens für die Kirchengeschichte“²⁴ heraus – eine Art Selbstvergewisserung? Und auch 1985 behandelt man „Vertriebenenprobleme 40 Jahre nach Kriegsende“²⁵. Im Jahrbuch 1983 wurde in Verbindung mit dem Vereinsjubiläum

22 Das Opfer der schlesischen evangelischen Pfarrer 1939-1946. In: JSKG 32, 1953, S. 182-190.

23 Augenzeugenberichte aus den Erlebnissen 1945/46. In: JSKG 32, 1953, S. 70-137; JSKG 33, 1954, S. 121-182; Augenzeugenberichte aus den Kriegs- und Nachkriegsjahren. In: Ebd. 34, 1955, S.132-187.

24 Hellmuth Eberlein, Die Bedeutung Schlesiens für die Kirchengeschichte. In: JSKG 33, 1954, S. 7-34; Hans-Eberhard Fichtner, Die Bedeutung der Beschäftigung mit der schlesischen Geschichte für unsere Situation. In: JSKG 72, 1993, S. 189-196 [in der ehemaligen DDR]; Christian-Erdmann Schott, Warum Beschäftigung mit schlesischer Kirchengeschichte? In: JSKG 71, 1992, S. 7-23; Ders., Schlesiens Bedeutung für den europäischen Protestantismus. In: JSKG 80, 2001, S. 51-64.

25 Christian-Erdmann Schott, Vertriebenenprobleme 40 Jahre nach Kriegsende. In: JSKG 64, 1985, S. 179-183.

über „100 Jahre Forschung in schlesischer Kirchengeschichte“ von Werner Laug²⁶ berichtet. Nach der Wiedervereinigung gerät die Geschichte der evangelischen Kirche der schlesischen Oberlausitz in DDR-Zeiten fast in den Vordergrund, doch bleiben auch Kirchenkampf, Bekennende Kirche und die Bedeutung der schlesischen Kirche und ihrer Geschichte Themen. Seit 1991 finden sich zunehmend Beiträge ausländischer Autoren im Jahrbuch, auch aus dem ehemaligen Ostblock.

Als Forschungsanliegen für die evangelische Kirchengeschichte sind immer wieder genannt worden die Anfänge des Christentums in Schlesien, Grundzüge mittelalterlicher Frömmigkeit, religiöse Opposition im Mittelalter, kirchliche Zustände im mittelalterlichen Schlesien, die Laienfrömmigkeit im Zeitalter der Gegenreformation, sowie die Reformation im Widerspruch von Volksbewegung und Ständewesen²⁷. Gewisse Ansätze hierzu sind interkonfessionell, auch mit Beteiligung evangelischer Kirchenhistoriker, vor kurzem gemacht und in zwei Teilbänden veröffentlicht worden²⁸. Als weitere Themen meinerseits füge ich hinzu Hussitenzeit, andere reformierte Bekenntnisse, Soziale Frage, insbesondere evangelische Arbeitervereine, Alltagsgeschichte sowie eine Vertiefung in Kunst- und Kulturgeschichte.

Zum Schluß sei versucht, den Wert und die Bedeutung des „Jahrbuchs für Schlesische Kirchengeschichte“ in den letzten 50 Jahren kurz zusammenzufassen: Mit einem Umfang von über 11.000 Seiten, mit Darstellungen und Quellen zu allen Epochen und Themen, mit persönlichen Erinnerungen von Pfarrern und Gemeindegliedern als Vermächtnis stellt das „Jahrbuch für Schlesische Kirchengeschichte“ das unbestrittene und führende Periodikum zur evangelischen schlesischen Kirchengeschichte dar. Es ist das Hauptwirkungsmittel des Vereins nach Innen und Außen, es ist Bindglied zwischen den Mitgliedern und Organ des Vereins und seiner Tätigkeit in die wissenschaftliche, kirchliche und allgemeine Öffentlichkeit. Mögen weitere Bände folgen!

26 Werner Laug (wie Anm. 4).

27 So Werner Laug (wie Anm. 4), S. 154, 157 unter Berufung auf Hellmut Eberlein, Aus 50 Jahren Vereinsgeschichte. In: Registerband zum „Correspondenzblatt“, Heft 2. Liegnitz 1933, S. 243-266.

28 Joachim Köhler und Rainer Bendel (Hg.), Geschichte des christlichen Lebens im schlesischen Raum. 2 Teilbde. (Religions- und Kulturgeschichte in Ostmittel- und Südosteuropa. Bd. 1), Münster 2002.

Ulrich Schmilewski, Pięćdziesiąt lat „Rocznika Towarzystwa Badania Śląskiej Historii Kościelnej” (niem. Jahrbuch für Schlesische Kirchengeschichte)

Zadaniem „Towarzystwa Badania Śląskiej Historii Kościelnej” założonego 28 lutego 1882 r. we Wrocławiu jest do dnia dzisiejszego, „przyczynianie się do rozwoju wiedzy na temat śląskiego kościoła ewangelickiego”. Następuje ono między innymi poprzez wydawanie publikacji, mianowicie szeregu przeróżnych pism i jednego czasopisma. W ten sposób już w roku założycielskim towarzystwa ukazał się pierwszy tom tegoż czasopisma noszący wówczas tytuł „Correspondenzblatt des Vereins für Geschichte der evangelischen Kirche Schlesiens“, który w 1928 r. zmieniono na „Jahrbuch für Schlesische Kirchengeschichte“. Podczas drugiej wojny światowej towarzystwo musiało jednak zawiesić swą działalność. Po zakończeniu wojny rocznik ukazał się po raz pierwszy w 1953 r., i to jeszcze przed restytuowaniem towarzystwa, które nastąpiło dopiero 28 czerwca 1959 r. w Kolonii. Gdy chodzi o numerację tomów kontynuował on kolejność z czasów przedwojennych (tom 32, wyd. w 1953 r.), uzupełniał go jednak dopisek „nowa seria”. Podstawę niniejszych rozważań stanowi tym samym owych pięćdziesiąt tomów, które ukazały się od zakończenia drugiej wojny światowej (32/1953 – 81/2002).

Okładka rocznika była początkowo zupełnie skromna, wykonana z żółtawego kartonu, dopiero w 1988 r. otrzymał on swą dzisiejszą, o wiele ładniejszą formę. Czasopismo to ukazywało się stale z jednym jedynym wyjątkiem (rocznik 76/77, 1997/98) stale jako tom jednoroczny, obejmujący przeciętnie 226 strony tekstu, a zatem dotychczas zdołano wydrukować 11.300 stron. Głównymi wydawcami są Gerhard Hultsch i Dietrich Meyer, których wspierają inni współwydawcy. Do 1988 r. rocznik drukowany był w różnych kościelnych wydawnictwach, następnie do 2001 roku wydawany był w dobrze przygotowanym pod względem naukowym wydawnictwie Jana Thorbeckego i od tego czasu drukowany jest u Gustava Wintera w Herrnhut. Pod względem treści rocznik ten obejmuje całość dziejów śląskiego kościoła ewangelickiego, jednakże kładąc główny nacisk na wiek XIX i XX, jak również na płaszczyzny prezbiteriologiczną i biograficzną (sprawozdania z naocznych wydarzeń, osobiste wspomnienia pastorów i członków zborów). Rocznik jako jedyny organ wydawniczy dotyczący śląskiej historii kościoła ewangelickiego jest najważniejszym środkiem oddziaływania zarówno wewnątrz towarzystwa, jak i poza jego gronem, i stanowi zarazem dowód jego naukowej działalności.

Reminiszenz und Fragestellung

VON OTHMAR KARZEL

Anläßlich der Tagung des Vereins für schlesische Kirchengeschichte Ende August 2004 besuchten wir bei einer Exkursion auch das Kloster Trebnitz. Dabei zeigte uns unser Führer auch das 1935 freigelegte romanische Tor mit der Darstellung dreier Personen im Tympanon und erklärte dazu, es sei König David links und rechts die Königin Bathseba und dahinter eine Bedienstete. Unter dem ersten, unmittelbaren Eindruck dieser Gruppe sagte ich, das sei nicht König David und ihm gegenüber bestimmt nicht die Bathseba als Königin. Unser Führer erwiderte, es sei in den Beschreibungen der ganzen Fachliteratur dieses Portals immer nur von David und Bathseba die Rede. Mir ging diese Sache nicht aus dem Kopf, und ich sah mir die erste, äußerst gründlich gearbeitete Beschreibung des freigelegten Portales durch den Kunsthistoriker D. Frey, an. (D. Frey, in: Zeitschrift des dt. Vereins für Kunstwissenschaft Bd.11, 1935, S.496 ff.) Als ich mir das dort auf Photographien abgebildete Tympanon genauer ansah, war meine Enttäuschung zunächst groß, denn man erkannte ganz klar in Unzialschrift eingemeißelt die Namen "Davit" und "Bersa-bee". Trotzdem glaube ich, daß ursprünglich nicht David und Bathseba dargestellt worden sind, sondern Heinrich I., der Bärtige, ihm gegenüber seine Frau Hedwig und hinter der, stehend, deren gemeinsame Tochter Gertrud, die Äbtissin des Klosters in Trebnitz war. Dazu meine Überlegungen: Normalerweise wird König David immer mit einer Harfe oder harfenähnlichem Instrument dargestellt. Frey behauptet, das Instrument, das der König spielt, sei eine Harfe (*Cithara teutonica* oder *Rotta*, ein nordeuropäischer Kitharotypus, ein Saiteninstrument ohne Hals; Curt Sachs, *Reallexikon der Musikinstrumente*, Berlin 1913, S.84 und 324) und beruft sich auf eine Sammlung mittelalterlicher Instrumente, die leider nicht mehr existiert. Ich meine dagegen, es handelt sich hier um eine Laute. Sehr gut erkennbar ist die ebene Decke des Instruments mit dem Hals, die Schallöffnungen und darunter der Querriegel, an den die Saiten gehängt sind. Frey wundert sich über die Beinstellung des Königs. Das muß man nur, wenn man statt der Laute eine Kithara als Instrument annimmt. "Bathseba" sitzt auf einem Thron, der im untern Teil ein Gebäude mit zwei übereinanderstehenden Arkaden zeigt, was darauf hindeutet, daß hier eine Stifterin sitzt, wie ich meine, die Stifterin des Klosters. Die Rosetten an ihrem Stuhl deute ich als Symbol, daß durch diese Frau viel Schönes und Gutes geschehen ist.

Schon vor 1050 verlieh der Papst die Tugendrose an fürstliche Personen, Klöster, Städte etc. mit den Worten: "Nimm sie hin.... der du edel und reich an Tugend bist, damit du in Zukunft noch mehr durch unsern Herrn Christus mit allen Tugenden reichlich geadelt werdest und der an den Wassern gepflanzten Rose gleichst." Ob Hedwig die Rose bekam, ist mir unbekannt, aber ihr christlicher Edelmut hat ja die bald nach ihrem Tod geschehene Heiligspredung bewirkt. Man könnte der Phantasie freien Lauf lassen und die Rosetten mit den zahlreichen Stiftungen in Verbindung bringen, oder die oberste Rose theologisch mit ihrer Person deuten: sie ist die, die Liebe nach 1.Kor.13 manifestiert hat in den Stiftungen und die in "Glaube, Liebe, Hoffnung" bleibend sind. Aber das ist reine Spekulation. Außerdem erscheint sie in anderen Darstellungen mit dem Rosenkranz als Attribut, wo im "Ave Maria" die Bitten um Glaube, Liebe, Hoffnung ausgesprochen werden. Das Kleid mit dem modischen Ärmel, das die Königin" trägt, gleicht den überlangen Ärmeln auf dem Siegel der Herzogin. Mit der stehenden Frau hinter der Königin kann Frey nichts anfangen, sie ist eine Dienerin, ist Staffage, zur Verlebendigung der Szene durch den Bildhauer. Diese Frau ist vermutlich Gertrud, Tochter Heinrichs I. des Bärtigen und der Hedwig und wurde Äbtissin des Klosters. Und sieht man genauer hin, erkennt man hinter ihrem Rücken das Ende eines Stabes, der mit einem Kreuz endet. Ein Abtstab? Frey beschreibt sehr genau auch die technisch - bildhauerische Arbeit. Die Figuren wurden aus zwei Steinplatten herausgearbeitet, die aber im oberen Abschluß nicht genau miteinander abschließen und leicht verschoben sind. Die Zwickel sind sowohl oben, als auch seitlich mit Ziegeln ausgemauert. Die Sturzbalken hält er für alt und fährt fort, daß man vielleicht auf eine nachträgliche Änderung des Tympanons schließen könnte, bei der kleinere Platten leichter einzufügen waren und der obere Rand des Sturzbalkens eine Beschädigung erlitt. Wie wir wissen, hat Trebnitz mehrere Bauphasen erlebt. Ob die Figuren nicht ursprünglich in einem romanischen Rundbogen standen und in der gotischen Bauperiode dem neuen Stil angepaßt wurden? Und nun meine Vermutung, daß in einer solchen Umbauphase man nachträglich, aus welchen Gründen immer, den Heinrich den Bärtigen zum David, und die Hedwig zur Batheseba deklarierte und diese Namen in den Stein einmeißelte. Optisch begründet Frey z.B. den geteilten Namen der Bersabee, daß man so von unten den Namen besser hätte lesen können. Meiner Meinung nach hätte ein Künstler von der Qualität dieses Bildhauers die Inschriften in das Gesamtgefüge der Gruppe harmonischer eingefügt. Auch sind sie nicht auf einer Linie. (Siehe auch den vorletzten Buchstaben, der aus dem Rahmen fällt. Die Schreibweise Bersabee kommt aus der Vulgata/Septuaginta und

wird mit Tochter des Schwurs, Tochter der Begütertheit, des Vollkommenen, erklärt.) So wie es jetzt aussieht, hat man das Gefühl, sie sind nachträglich eingefügt worden. Frey gibt zu, daß der Bildvorwurf ungewöhnlich ist und versucht nun eine ikonographisch-symbolische Deutung der Darstellung. Auf diese Deutung möchte ich hier nicht eingehen, denn sie erscheint mir zu weit hergeholt zu sein. Im Reallexikon zur Deutschen Kunstgeschichte, hg. v. Gall u. Heydenreich Bd.1, S. 1519, wird außer dieser Darstellung von König David und Bathseba nur noch das Ulmer Chorgestühl erwähnt. (R. Pfeleiderer, das Münster zu Ulm, Stuttgart o.J. Tafel 24.) Damit schließe ich meine Fragestellung, mit der ich nur einen Denkanstoß geben wollte.



Tympanonrelief der Klosterkirche Trebnitz

Mitteilungen des Vereins für Schlesische Kirchengeschichte

Im Jahr 2004 sind zwei Tagungen durchgeführt worden. Vom 26.-28. März 2004 trafen sich 20 Damen und Herren in der Evangelischen Akademie in Jauernick-Buschbach bei Görlitz zu einem Workshop für Menschen, die sich für eine Einführung in die schlesische Kirchengeschichte interessieren und vielleicht sogar beabsichtigen, sich in diesem Feld zu engagieren. Das Thema der Tagung hieß denn auch: „Evangelische Kirchengeschichte im Herzen Europas. Forschungs- und Gestaltungsmöglichkeiten für die Zukunft“. Den Eröffnungsvortrag hielt Christian-Erdmann Schott, Mainz: „Kerndaten der schlesischen Kirchengeschichte. Ein Überblick“. Weitere Vorträge: Hans-Jochen Kühne, Görlitz: „Die Bedeutung der geistigen Traditionen des evangelischen Schlesien für die Zukunft der Kirche“; Dietrich Meyer, Herrnhut: „Schwenckfelder, Herrnhuter, Altlutheraner – das vergessene Recht der Minderheiten“. Außerdem konnten abgeschlossene oder entstehende Forschungsvorhaben vorgestellt werden. Einen weiteren Schwerpunkt bildete eine Einführung in „Die gegenwärtige Schlesienforschung – Zentren, Personen, Richtungen, Perspektiven“. Die Exkursion führte nach Görlitz ins Schlesische Museum, in die Oberlausitzische Bibliothek der Wissenschaften und zum Heiligen Grab.

Das Abschlussgespräch am 28. März 2004 brachte einen ausführlichen Rückblick und Überlegungen zur zukünftigen Zusammenarbeit mit der Arbeitsgemeinschaft für Berlin-Brandenburgische Kirchengeschichte im Rahmen der seit dem 1. Januar 2004 bestehenden Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz.

Die reguläre Arbeitstagung fand vom 27.-29. August 2004 in Breslau/Wroclaw statt. Eingeladen von Diözesanbischof Ryszard Bogusz trafen sich zum Eröffnungsabend 120 Personen, achtzig aus Deutschland, 40 aus Polen, im Gemeindesaal der früheren Hofkirche ul. Kazimierza Wielkiego 29. Für die Hin- und Rückreise aus Deutschland hatte Reinhard Hausmann einen Bus organisiert, der auch während der Tagung für eine Stadtrundfahrt und eine Exkursion mit Besichtigungen der Kirche in Prausnitz bei Trebnitz, der Hedwigskathedrale Trebnitz, der Dorfkirche Wundschütz bei Wohlau und der Klosteranlage Leubus zur Verfügung stand.

Das Thema der Tagung „Flucht und Vertreibung von Polen und Deutschen in theologisch-kirchlicher Sicht“ beleuchteten vier Referenten: Janusz Witt, Breslau, aus polnisch-evangelischer, Rainer Bendel, Tübingen,

aus deutsch-katholischer, Josef Swastek, Breslau, aus polnisch-katholischer und Christian-Erdmann Schott aus deutsch-evangelischer Sicht. Zum Bedauern vieler war eine Generalausssprache aus Zeitgründen nicht möglich.

Die Mitgliederversammlung am Abend des 28. August 2004 nach einem festlichen Abendessen war bestimmt durch die Berichte und die Entlastung des Vorstandes. Weitere Themen waren: Stand der Vorbereitungen für die Gründung der „Kirchlichen Stiftung zur Bewahrung, Vermittlung und Weiterführung der geistigen Tradition des Evangelischen Schlesien“; Zusammenarbeit mit der AG für Berlin-Brandenburgische Kirchengeschichte; das Jubiläum 125 Jahre Verein für Schlesische Kirchengeschichte im Jahr 2007; Gewinnung von Nachwuchs; Projekte.

Den Abschlussgottesdienst hielt Bischof Bogusz unter Assistenz von Pfarrer Hausmann und Pfarrer Schott. In seiner Predigt, polnisch vorgelesen, deutsch zum Mitlesen resümierte er: „Alles, was während der Tagung zur schwierigen Vergangenheit gesagt wurde, ist im Geiste christlicher Liebe, im Geiste der Wahrheit und Versöhnung gesagt worden“.

Weiter ist zu berichten: Das Jahrbuch für Schlesische Kirchengeschichte 82/2003 konnte termingerecht ausgeliefert werden.

Unter www.theologie-online.uni-goettingen.de bei Kirchengeschichte/speziell kann jetzt auch ein Abriss der schlesischen Kirchengeschichte mit Hinweisen auf die neueste Literatur und weitere links abgerufen werden.

ES BLEIBT DIE TRAUERIGE PFLICHT, DAS AUSSCHIEDEN
FOLGENDER MITGLIEDER BEKANNT ZU GEBEN:

1. Frau Gisela Lipps, Pasteurstr. 18, 66482 Zweibrücken
2. Dekan i. R. Wilhelm von Zittwitz, Liliencronstr. 40, 40472 Düsseldorf
(+17.10.2003)
3. Bibl.-Rat Dr. Albrecht Klose, Kalmünzgasse 5, 93047 Regensburg
4. Bischof i. R. Jozef Pospiech, ul. Siemiradzkiego 18, PL – 65-231 Zielona
Gora (+)
5. Landwirt Günter Tzschoppe, Dorfstr. 58, 02829 Groß Krauscha (+)
6. Herr Wolfgang Dockhorn, Tannenweg 9, 31848 Bad Münder (+)
7. Pfr. i. R. Eberhard Geisler, Prießnitz-Str. 24, 04626 Schmölln (+)
8. Pfr. i. R. Rudolf Baron, Elmshorst 33, 23821 Wahlstedt (+27.12.2003)
9. Herr Siegfried Nitschke, Feuerbachstr. 32, 40223 Düsseldorf
(+26.9.2003)

10. Frau Renate Birke, Friedrich-Ebert-Str. 85, 35039 Marburg (31.12.2004 weg. Alter)
11. Pfr. Joachim Nagel, Kirchplatz 1, 02977 Hoyerswerda
12. Sup. i.R. Alfred Schirge, Düsseldorfer Str. 28, 38440 Wolfsburg (+ 30.01.2004)
13. Herr Conrad von Randow, Auf der Heide 3, 53343 Niederbachem (+ 12.04.2004)
14. Pfr.i.R. Erich David, Friedrich-Ebert-Str. 27, 57072 Siegen (+ 10.07.2004)
15. Herr Wichard von Claer, Am Schwalbenschwanz 71, 60431 Frankfurt/M. (+ 4.9.2004)

EINE FREUDE IST ES MIR, DIE FOLGENDEN DAMEN UND HERREN ALS NEUE MITGLIEDER BEGRÜSSEN ZU DÜRFEN:

1. Herr Knut Randau, Caspar-David-Friedrich-Str. 36, 01217 Dresden
2. Altoberin Sr. Ursula Pape, Pfeifferstr. 10, 39114 Magdeburg
3. Frau Monika Langheinrich, Klosterbuch Nr. 49, 04703 Leisnig
4. Univ.-Prof. Willi Petter, Eleonorenstr. 18, 55124 Mainz
5. Frau Prof. Dr. Dorothea Wendebourg, Oranienburger Str. 22, 10178 Berlin
6. Frau Vera Eckle, Schönweißstr. 16 D1, 90461 Nürnberg
7. Frau Eva-Maria Stoermer, Uwe-Beyer-Str. 48, 55128 Mainz

Christian-Erdmann Schott

Nachruf auf Gottfried Klapper (1917-2003)

Am 1. Januar 2003 starb Gottfried Klapper nach einem reichen, dicht gefüllten Leben. Von 1983 bis 1994 war er Vorsitzender des Ostkirchenausschusses, von 1985 bis 1993 Vorsitzender der Gemeinschaft evangelischer Schlesier. Er besuchte regelmäßig und gern die Tagungen des Vereins für schlesische Kirchengeschichte, war er doch in Nimptsch / Schlesien geboren und groß geworden. In seiner engagierten, anregenden, aber nicht aufdringlichen Art werden ihn die meisten Leser dieser Zeitschrift in Erinnerung haben, dabei hat er seine leitenden Tätigkeiten in den kirchlichen Gremien der Schlesienarbeit weitgehend erst nach Antritt seines Ruhestandes übernommen. Was ihn als Vorsitzenden dieser Gremien auszeichnet, war seine menschliche Wärme und seine Fühlungnahme mit den einzelnen Mitgliedern. Dazu kam die preußische Tugend der Pflichterfüllung, die ihn bis ins hohe Alter, wenn es irgend möglich war, an den Sitzungen oder Jahrestagungen teilnehmen ließ. Gern hielt er den Gottesdienst auf den Schlesiertreffen, bei den Tagungen des Schlesischen Kulturwerkes oder den Schlesischen Kirchentagen oder brachte sich mit einem Vortrag ein. Er war ein fleißiger Briefschreiber und bemühte sich um Ausgleich und Einbindung aller, damit die Arbeit ohne Reibungsverluste fortgehen konnte. Dabei blieb stets klar, daß er auf dem Boden des lutherischen Christentums stand und darauf achtete, daß die Grundlagen des Christentums in der Gegenwart nicht verraten wurden. Eine besondere Freude war es jedesmal, wenn er mit seiner Frau zu den Tagungen oder Konferenzen kommen konnte, denn Ursula Klapper geb. Gilck verfolgte die Tagungen mit einem wachen Verstand und einer eigenen Sicht der Dinge. Ihr klares Urteil und ihre auf Menschen zugehende Art machten sie zu einer erfrischenden Gesprächspartnerin, die zugleich um das äußerliche Wohl der Anwesenden und natürlich auch ihres Mannes aufmerksam besorgt war.

Will man sich die Verwurzelung von Gottfried Klapper in der schlesischen Kirche und seine Bedeutung für die lutherische Kirche vor Augen halten, so muß man sich einen kurzen Überblick über sein Leben verschaffen. Er wurde am 3. Oktober 1917 in Nimptsch Krs. Reichenbach als Sohn des Pastors Gustav-Adolf Klapper und seiner Ehefrau Ruth geb. Stenger geboren. Als er 8 Jahre alt war, starb sein Vater ganz plötzlich (20.2.1926) und die kleine Familie mußte – er hatte noch eine jüngere Schwester und einen jüngeren Bruder – von dem kleinen Witwengehalt leben. Nach dem Besuch des Gymnasiums in Sagan machte er am 29. Februar 1936 das Abitur, dem sich Arbeitsdienst und Militärdienst anschlossen. Gottfried Klapper war von 1939 bis 1945 im Kriegsdienst, im Polen-

feldzug, in Frankreich und in Rußland. „Er hat seinen militärischen Einsatz als einen Kampf gegen den Kommunismus angesehen“, schreibt seine Frau. 1944 wurde er Major und wurde danach für eine Generalstabsausbildung abkommendiert, bis diese aufgegeben werden mußte; er gehörte zu dem sog. „Sternbriefkreis“, einer Gruppe von christlichen Offizieren um Graf Kanitz und Baron von der Ropp, die den gegenseitigen Austausch und die Besinnung auf die Bibel durch einen Rundbrief, die Sternbriefe, pflegten.

Nach Kriegsende wurde er noch 1945 aus der Gefangenschaft entlassen und trat ein theologisches Studium in Göttingen an, das er 1949 mit dem ersten theologischen Examen in der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Hannover abschloß. Es folgte ein Studienjahr am Lutheran Theological Southern Seminary in Columbia/ South Carolina, das ihm den Bachelor of Divinity eintrug. Seine theologischen Erfahrungen, die er hier machte, und seine englischen Sprachkenntnisse sollten sich für die Zukunft als großer Gewinn und Chance erweisen. Nach dem Vikariat in den Kästorfer Anstalten und an der Evangelisch-Lutherischen Volkshochschule Hermannsburg, dem zweiten theologischen Examen im Herbst 1951 in Hannover und der anschließenden Ordination am 14. Oktober wurde er Pfarrer in der Flüchtlingsgemeinde Papenburg im katholischen Emsland. Die evangelischen Flüchtlinge mußten betreut werden mit drei bis fünf Gottesdiensten an einem Sonntag, evangelischer Religionsunterricht mußte eingerichtet, Kirchen gebaut werden (so 1953 die kleine Kirche „Zum Schiffein Christi“ in Aschendorfermoor). Aber nach nur zweieinhalb Jahren wurde er als Auslandspfarrer für die beiden ältesten deutschen lutherischen Gemeinden in London bestimmt, da er gut englisch konnte und seine Frau 1953 ihr Studienassessorexamen (mit Qualifikation in den Sprachen) abgelegt hatte. Hier waren nicht nur zwei Gemeinden und außerhalb Londons liegende Stützpunkte zu versorgen, sondern erst einmal eine gemeinsame Struktur der für sich selbst bestehenden Auslandsgemeinden zu festigen. Gottfried Klapper erreichte mit anderen eine tragfähige Fortentwicklung des „Lutheran Council of Great Britain“, in dem sich außer deutschen auch amerikanische, baltische, polnische und ungarische Lutheraner zusammenschlossen und dessen Sekretär er wurde. Ferner gründete er die evangelisch-lutherische Synode deutscher Sprache im Vereinigten Königreich, der er als Senior vorstand. Um einen gemeinsamen Treffpunkt zu haben, kaufte man „Hothorpe Hall“ in Leicestershire, das sich zu einem lutherischen Begegnungszentrum entwickelte. Die Londoner Jahre mit ihren intensiven ökumenischen Kontakten wurden für Familie Klapper eine außerordentlich erfüllte und prägende Zeit, so daß der Abschied nach

7 Jahren, um der Ausbildung der inzwischen 5 Kinder gerecht zu werden, recht schwer fiel.

Die Berufung auf die Stelle eines Direktors der Evangelischen Akademie in Loccum erwies sich nur als Übergang, da Gottfried Klapper bereits ein Jahr später dank seiner weit gespannten Auslandskontakte als Auslandsreferent der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands sowie als Geschäftsführer des Deutschen Nationalkomitees des Lutherischen Weltbundes dringend benötigt wurde und eine Stelle als Oberkirchenrat im Lutherischen Kirchenamt in Hannover erhielt. Diese vielseitige Tätigkeit versah er bis zu seinem Ruhestand 1982. Seine Berichte über die weltweite Arbeit der lutherischen Kirche wurden sehr geschätzt. So sehr er als Kirchenbeamter den lutherischen Landeskirchen verpflichtet war, er hielt immer auch Kontakt und war Mitglied des Martin-Luther-Bundes, eines freien Werkes, das sich als Diasporahilfswerk der VELKD verstand. Er hatte ein besonderes Herz für die lutherische Diaspora und die kleinen lutherischen Gemeinden in aller Welt. Es ist bezeichnend, daß die Festschrift, die er zu seinem 80. Geburtstag erhielt, eben das Stichwort der Diaspora thematisierte und den Titel trug: „Das ärgerliche Wort Diaspora“ (Erlangen 1997, 216 S.). Ich muß hier darauf verzichten, die vielfältigen Ausschüsse und Arbeitskreise oder Vereine, in deren er oft in leitenden Ämtern tätig war, zu nennen.

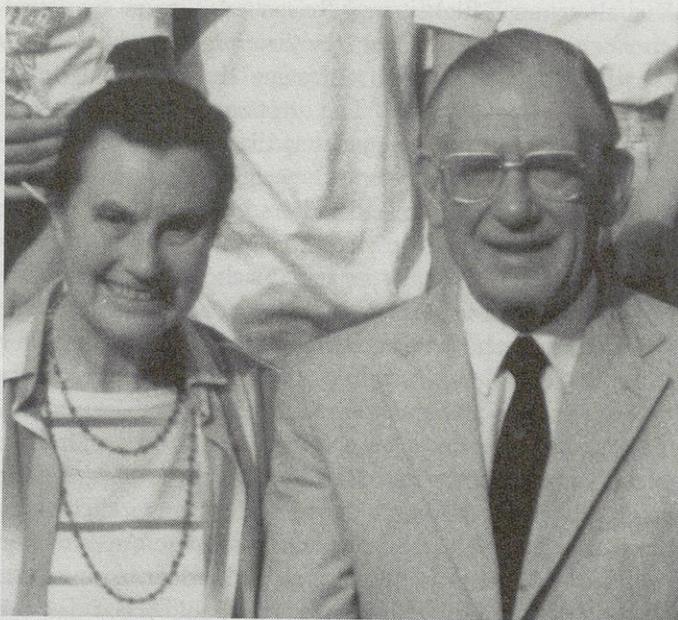
Die Vielfalt seiner Tätigkeit und Reisen erlaubte es Gottfried Klapper nicht, nebenbei wissenschaftlich zu publizieren, obwohl er das sicherlich gerne getan hätte. So bleibt man auf seine Aufsätze in Konferenz- und Tagungsprotokollen angewiesen. Die großen Themen der lutherischen Theologie wie Gesetz und Evangelium, die Lehre von den beiden Regimenten, Luthers Kreuzestheologie bewegten ihn seit seinem Studium. Sein Aufsatz „Einige Gedanken zu Luthers Lehre von der politischen und sozialen Verantwortung des Christen“ (Sachsen 1985) liegt im Druck vor und gibt einen kleinen Einblick in sein Nachdenken. Sein Nachlaß hinsichtlich seiner Tätigkeit in Hannover und für die VELKD wird im Archiv der Evangelischen Kirche im Rheinland verwahrt, der Nachlaß hinsichtlich seiner Arbeit im Ostkirchenausschuß und in der Gemeinschaft evangelischer Schlesier in der „Kirchlichen Stiftung evangelisches Schlesien“ in Görlitz. Er regte noch wenige Jahre vor seinem Tod den Druck einer Geschichte von Nimptsch an, seiner Heimatstadt, der er bis zuletzt in Gedanken verbunden blieb, doch konnte der Plan nicht verwirklicht werden.

Gottfried Klapper hat die unterschiedlichsten Auszeichnungen bekommen, die ich hier nicht nenne, um seine Verdienste zu loben, sondern um die Breite seines Wirkungsfeldes und die Dankbarkeit der unterschied-

lichen Gruppen und Kirchen anzudeuten. 1974 erhielt er den Ehrendoktor vom Wartburg Theological Seminary, Dubuque/ Iowa und vom Wagner College in Staten Island / New York, 1982 das große goldene Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich, das der Evangelische Oberkirchenrat A. u. H.B. und die Bundesleitung des Martin-Luther-Bundes in Österreich für Klappers Verdienste um den Wiederaufbau und die Stärkung des evangelischen Lebens in Österreich nach dem Zweiten Weltkrieg beantragt hatten. 1987 wurde er durch Bischof Payne als Ehrenhäuptling von Liberia mit dem Geschenk einer Häuptlingsbekleidung ausgezeichnet und ebenfalls in diesem Jahr erhielt er den Schlesienschild. Schließlich wurde ihm in den 80er Jahren das lettische Bischofskreuz verliehen. Was mit diesen Auszeichnungen zum Ausdruck kommt, ist die große menschliche Zuwendung und Unterstützung, die Gottfried Klapper in seiner amtlichen Tätigkeit für die lutherische Kirche gerade den kleinen Kirchen und Diasporagemeinden zuteil werden ließ.

In dieser kurzen Würdigung konnte vieles nicht ausgeführt werden, was erwähnenswert wäre, und ich möchte darum auf das ausführlichere Lebensbild hinweisen, das Ursula Klapper für den Band der „Lebensbilder aus der schlesischen Kirche“ geschrieben hat, der im kommenden Jahr erscheinen soll.

Dietrich Meyer



Gottfried und Ursula Klapper 1992

Buchbesprechungen

Christoph Scholz, Chronik von Herzogswaldau und Kalthaus, Kreis Jauer / Schlesien. Herausgegeben im Selbstverlag Großburgwedel 2004, 617 S.

Es ist sehr wahrscheinlich, dass Christoph Scholz die letzte Chronik des deutschen Dorfes Herzogswaldau und des nur 1 km südlich gelegenen, ursprünglich deutlich kleineren Kalthaus, beide Kreis Jauer, geschrieben hat. Er selbst ist 1935 in Herzogswaldau als Sohn eines Bauern geboren und zusammen mit drei Geschwistern bis zur Vertreibung im Jahr 1946 auch aufgewachsen. Diese ersten zehn, elf Jahre waren prägend, die Erinnerungen seiner heute über 90jährigen Mutter Weg weisend. Christoph Scholz hat diese Wurzeln nie vergessen. Darum hat er sich im Ruhestand als pensionierter Oberstudienrat zum Ziel gesetzt, alles zusammenzutragen, zu sichten, zu registrieren, zu systematisieren, was es über Herzogswaldau und Kalthaus und ihre 650 Jahre währende deutsche Geschichte gibt; irgendwo gibt, denn die übergroße Menge der Quellen, vor allem die alten Chroniken, ist untergegangen und wohl unwiederbringlich verloren.

Es ist erstaunlich, was Scholz dennoch zusammentragen und unter zwei Gesichtspunkten gegliedert vorlegen konnte: Im I. Teil (S. 7-250) stellt er eine Geschichte der Region dar, ab 1304 (Ersterwähnung von Herzogswaldau) bis 1946, dann ihrer Bewohner in der Zerstreuung in ganz Deutschland, unterstützt von zahlreichen Abbildungen. Im II. Teil folgen Dokumente (S. 251-579), eine „Dokumentation aller Häuser von Herzogswaldau durch Fotos“, eine Auflistung der katholischen und evangelischen Pfarrer des Kirchspiels Groß Rosen und verschiedene Literaturverzeichnisse.

In erster Linie sind es natürlich die Bewohner von Herzogswaldau und Kalthaus, die ehemaligen, aber auch die heutigen, für die diese Chronik wichtig ist. Die Vertriebenen haben sie, sozusagen letztmalig, durch vielfältige Beiträge und Beigaben gefördert und auf diese Weise ihrem Heimatdorf und ihren Familien, die dort durch Jahrhunderte gelebt haben, ein Denkmal der Erinnerung gesetzt. Darüber hinaus ist diese Chronik aber auch für die Geschichte von Niederschlesien wichtig. Sie zeigt nämlich, wie durch die deutsche Besiedlung überhaupt erst wirtschaftliches und kulturelles Leben in diese Gegend kam, wie verheerend sich der dreißigjährige Krieg ausgewirkt hat, wie wichtig für die überwiegend evangelisch gesinnte Bevölkerung die Friedenskirche in Jauer wurde. Sie verdeutlicht

te Bevölkerung die Friedenskirche in Jauer wurde. Sie verdeutlicht die Folgen des Einmarsches der Preußen für die Landbevölkerung. Sie führt am Beispiel von Herzogswaldau und Kalthaus die Veränderungen durch die Bauernbefreiung, durch den Eisenbahnbau, durch die Elektrifizierung, durch den Ersten und den Zweiten Weltkrieg, schließlich die NS-Zeit und die russische und polnische Besatzung nach 1945 vor Augen. Die Auswirkungen dieser übergreifenden Veränderungen werden hier vor Ort, in den Dorfgemeinschaften, in den Familien greifbar und nachvollziehbar. Das macht diese Chronik auch für Menschen, die nicht aus dem Landkreis Jauer stammen, interessant und ist Veranlassung, Christoph Scholz auch über den Kreis der unmittelbar Betroffenen hinaus für die Erstellung und Herausgabe dieser weit gespannten Dokumentation zu danken.

Christian-Erdmann Schott

Dietmar Neß (Hg.), Die evangelische Kirche im Görlitzer Kirchengebiet im SED-Staat. Beobachtungen, Analysen, Dokumente. Folge 2 (Studien zur Schlesischen und Oberlausitzer Kirchengeschichte 5), Verein für Schlesische Kirchengeschichte – Görlitz 2004, 257 Seiten

Der Untertitel zeigt, wie dieses Buch zu verstehen ist: Beobachtungen – Analysen – Dokumente. Er hätte auch heißen können: Bausteine für eine Geschichte der Evangelischen Kirche der schlesischen Oberlausitz. Für die Abfassung dieser Geschichte ist die Zeit noch nicht gekommen. Dazu ist der Abstand noch nicht groß genug; vor allem aber sind zu viele Fragen ungeklärt. Aber es ist gut, dass wir jetzt mit dem Sammeln des verstreuten Materials beginnen, zumal es noch wichtige Zeitzeugen gibt, die aus dem Schatz ihrer Erinnerungen und Aufzeichnungen manches beitragen können. Die vorliegende zweite Folge dieser kleinen Reihe zeigt es erneut. Ob eine dritte Folge erscheinen kann, „wird auch davon abhängen, ob sich neue Autoren finden – und ob uns hier und da auch persönliche Dokumente, Akten und Unterlagen zur Aufbewahrung und Auswertung zur Verfügung gestellt werden“ (Der Herausgeber im Vorwort S. 2) Diese vage Eventualität ließe sich durchaus auch als Bitte verstehen; als Bitte, mit zu helfen, das die Sammlung von Quellen zur Geschichte der Görlitzer Kirche weiter gehen kann.

Der vorliegende Band bietet acht Aufsätze (S. 3-195), eine Sammlung von Dokumenten (S. 196-239), ein umfassendes Literaturverzeichnis mit dem Untertitel „auch zur Geschichte der schlesischen Oberlausitz und ihrer Gemeinden seit 1945“ (S. 241-250), die Anschriften der Autoren und

ein Register, in dem Orte, Personen und Sachen zusammengefasst sind (S. 251-257). Von den Autoren sind zwei nicht mehr am Leben: Horst Reichelt, er war Diakon in Rothenburg und Mitglied der Kirchenleitung. Von ihm wurden mutige „Bürgerbriefe“ aus den Jahren 1969 bis 1989 an staatliche und kirchliche Stellen gedruckt und mit erläuternden Anmerkungen versehen – und Ursula Hoffmann, die Kantor-Katechetin, die 1999 nach schwerer Krankheit gestorben ist. In ihrem Nachlass fand sich die Rohfassung des Erfahrungsberichtes „40 Jahre Christenlehre im SED-Staat“, ein durchaus überpersönlicher Bericht über den in der DDR neu geschaffenen kirchlichen Berufsstand der Katecheten. Außerdem erinnert Hans Roch an einen Kreis evangelischer Lehrerinnen und Lehrer in den Jahren 1956 bis 1990 unter dem Dach der Kirche; Gotthard Malbrich an den Kampf um den Erhalt der Kirche von Kodersdorf bei Niesky; Dietmar Neß an das ökumenische Profil von Bischof Ernst Hornig während seiner Amtszeit in der Görlitzer Kirche; Hans-Eberhard Fichtner an die ökumenischen, die Einschnürung durch das DDR-Regime immer wieder unterlaufenden Beziehungen in den dreieinhalb Jahrzehnten zwischen 1960 bis 1995; Dietmar Neß an den kirchlichen Entnazifizierungsprozess gegen den Pfarrer von Görlitz-Rauschwalde, Kurt Graetz, in den Jahren 1947/48; ebenfalls Dietmar Neß an die lange voraus laufende Entwicklung, die dann in der Unterzeichnung des Schweidnitzer Vertrages zwischen der Evangelisch-lutherischen Diözese AB Breslau/Wroclaw und der Evangelischen Kirche der schlesischen Oberlausitz am 16. März 1997 zu ihrem erfolgreichen Abschluss gekommen ist.

Insgesamt ein interessantes, teilweise erschütterndes Buch, das nicht nur die Arroganz und den Druck der SED, sondern auch die menschlichen Grenzen leitender Personen der Kirche - zum Beispiel in der Behandlung der Katecheten oder im Fall des Pfarrers Graetz – kenntlich macht und damit auch die Warnung transportiert, Gefahren für das Christentum in Schwarz-Weiß-Manier immer nur draußen, bei den Anderen, die gegen die Kirche arbeiten, zu suchen. Dietmar Neß ist zu danken für die Herausgabe und die gewissenhafte Kommentierung der Beiträge. Auch wenn es „länger als erhofft“ (Vorwort) gedauert hat, bis diese zweite Folge erscheinen konnte, die Mühe hat sich gelohnt. Das Buch ist da und wird allen, die sich für die Geschichte der restschlesischen Kirche in der Oberlausitz interessieren, helfen, ihr Wissen und ihr Bild von der DDR-Zeit zu erweitern und zu vertiefen.

Christian-Erdmann Schott

W kraju Pana Boga. Źródła i materiały do dziejów Ziemi łódzkiej od X do XX wieku. Im Herrgottsländchen. Quellen und Materialien zur Geschichte des Glatzer Landes vom 10. bis zum 20. Jahrhundert. Opracował/ Bearbeitet von Arno Herzig Małgorzata Ruchniewicz, Kłódzkie Towarzystwo Oświatowe, Kłódzko 2003, 597 S.

Dieser Quellenauswahl unter dem Titel *Im Herrgottsländchen (W kraju Pana Boga)* bietet den Lesern eine Möglichkeit, ein komplexes Bild über das Leben im Glatzer Land von Anbeginn seiner Geschichte bis zum Ausgang des 20. Jahrhunderts. Das Enddatum ist das Jahr 1989, da Małgorzata Ruchniewicz und Arno Herzig fanden, dass mit dem Fall des Kommunismus ein neuer Zeitabschnitt in der Geschichte der Region begonnen hat.

Die Auswahl der Quellen setzt sich aus zwei chronologischen Teilen zusammen. Der erster Teil umfasst 43 Themenblöcke und beschäftigt sich mit dem Mittelalter und Neuzeit (S. 101-160). Die zwei Teile die die letzten Jahrhunderte, das 19.- und das 20. Jahrhundert repräsentiert, setzte sich aus 113 Blöcke zusammen (S. 161-401).

Das Band hat ebenfalls zwei Teile, wenn es um die Sprache der hier veröffentlichten Materialien geht. Die schriftliche Quellen auf deutsch oder lateinisch wurden nämlich in die polnische Sprache übersetzt, sowie als Originalversion eingefügt. Aus finanziellen Gründen bezüglich der erscheinenden Texte in polnischer Sprache (Texte aus dem 19. Jh. und den Jahren nach 1945), welche in diesem Band keine Entsprechung auf deutsch haben sind auf deutsch nicht übersetzt. Diese Mangel soll verringern historischen Einführung die auf deutsch übersetzt ist (*Einleitung (19. und 20. Jhdt.)* S. 69-100). Zu bedauern ist, dass mindestens manche Dokumente über die Erfahrungen der polnischen Aussiedler die gleich nach dem zweite Weltkrieg aus Ostgebieten nach Glatz gekommen sind nicht in diesem Ausgabe ins Deutsche übersetzt worden sind. Diese Quellen sind wichtig für deutsch-polnische Verständnis und Versöhnung, weil sie die ähnliche Erfahrung beiden Bevölkerungen in die Nachkriegszeit zeigen.

In dieser Auswahl von Dokumenten und Materialien besonders wertvoll sind diese, die Reformations- und Gegenreformationszeit in Glatz und die antinationalsozialistischer Haltung und Leiden der Geistlichen in Nazizeiten zeigen.

Dieses Band ist eine Auswahl von Quellen und Materialien. Den Bearbeitern sind, die deswegen entstehende Mängel bewusst. In den Text *Von den Herausgebern (in den Vorworten)* informieren die Bearbeiter über das weiteres

Material, das in einer zweiten Bandausgabe seinen Platz finden könnte. Sie möchten besonders betonen, dass Lücken in der Darstellung nicht das historische Bild manipulieren sollen. Sie haben sich rechtlich bemüht sowohl den Glatz, als auch die dunklen Seiten in der Vergangenheit der Grafschaft Glatz, um das deutsch-polnischen Heimat zu zeigen.

Diese Buch hat besonders große Bedeutung nicht nur für polnische Historiker, aber für allen die Quellenmangeln merken.

Krzysztof Gładkowski

Handbuch der historischen Stätten. Schlesien. Hrsg. Hugo Weczerka, 2. Auflage Alfred Kröner Verlag, Stuttgart 2003 (Kröners Taschenausgabe Bd. 316), XCII + 738 S.

Für die zweite Auflage dieses Nachschlagewerkes haben sich Herausgeber und Verlag auf ein additives Vorgehen verständigt, d. h. sie haben die erste Auflage von 1977 im wesentlichen nachgedruckt, aber um ein zweites Vorwort, ein zweites Literaturverzeichnis, um, auch polnischsprachige, Literaturergänzungen zu den einzelnen Artikeln für die Jahre 1976-2000 und eine Errata-Liste (S. 736-738) erweitert. Diese Erweiterungen machen zusammen nicht ganz 40 Druckseiten aus. Der Benutzer wird gut daran tun, diese Zusätze stets mit im Blick zu haben, auch wenn eine kleine Mühe damit verbunden ist. Er kann dafür die Gewissheit haben, dass die 531 Stichwortartikel den aktuellen Wissensstand hinsichtlich der historischen Stätten Schlesiens präzise wiedergeben. Für Detailfragen, wie sie zum Beispiel in Jahrbüchern oder Sammelbänden behandelt werden, empfiehlt es sich, die Recherche über die in diesem Handbuch genannten Angaben hinaus zu erweitern. Die historischen Stätten der schlesischen Oberlausitz findet man in diesem Band nicht. Sie sind Sachsen zugeordnet. Das kann man bedauern.

Weitere Hilfen bieten eine geschichtliche Einführung des Herausgebers, Hugo Weczerka, sieben Stammtafeln schlesischer Fürstenhäuser, Bischofslisten, Erläuterungen zu schlesischen Spezialbegriffen (z. B. Grenzkirchen, Zufluchtskirchen, Kretscham, Ring), aber auch eine Ortsnamenkonkordanz, die das Auffinden deutscher, polnischer oder tschechischer Ortsnamen erleichtert, das ausführliche Personenregister, 15 Stadtpläne und 12 Gebietskarten.

Für den an der schlesischen Orts- und Landesgeschichte interessierten Historiker oder Genealogen bietet dieses vielseitige Handbuch wichtige Informationen und Hilfen. Aber auch dem Reisenden sei es sehr empfohlen.

Christian-Erdmann Schott

Hoyerswerda. Geschichte und Geschichten aus Dörfern und Städten. Geiger-Verlag, Horb am Neckar, 1992, 232 S.

Dieses Heimatbuch habe ich im Sommer dieses Jahres durch Zufall bei einem Besuch im Gymnasium Johanneum in Hoyerswerda kennen gelernt. Es hätte längst eine Anzeige in unserem Jahrbuch verdient. Denn es ist in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert. Sein Hauptverdienst ist, dass es auf den im übrigen Deutschland, zum Teil aber wohl sogar vor Ort nicht näher bekannten Kreis Hoyerswerda aufmerksam macht. Das geschieht kenntnisreich, liebevoll, vielseitig in Beiträgen von 45 Autorinnen und Autoren und mit vielen Abbildungen – Fotos, Postkarten, Nachdrucken, Skizzen, Landkarten, schwarz-weiß und bunt. Die Beiträge sind breit gefächert und reichen von der Archäologie bis zum Tageabbau in der Braunkohleindustrie, von der Namens- und Herrschaftsgeschichte bis zu den volkstümlichen Ausprägungen einer friedlich symbiotischen deutsch-sorbischen Alltagskultur. Sie erzählen Geschichte und Anekdoten aus einzelnen Dörfern und Städten des Kreises, von Sagen, Festen und alten Bräuchen, von Wäldern, Mooren, Teichen und Störchen, von Wasser und Mühlen, Kirchen und Schulen; und immer wieder von besonderen Menschen, die hier gelebt haben: Die Lessings, Verwandte des Aufklärers Gotthold Ephraim Lessing; der wissenschaftliche Ortschronist und Pfarrer Salomon Gottlob Frentzel; die Reichsfürstin Ursula Katharina zu Teschen, die, als zur Ruhe gestellte ehemalige Mätresse Augusts des Starken, einen bedeutenden wirtschaftlichen Aufschwung einleiten konnte; der Erfinder des Computers Konrad Zuse oder die früh verstorbene mutige, unglückliche Schriftstellerin Brigitte Reimann.

Dieses Buch konnte sehr bald nach der Wiedervereinigung erscheinen. Das war möglich, weil sich in Hoyerswerda schon in der Zeit der DDR eine Gruppe von Natur- und Geschichtsfreunden mit dem Ziel einer intensiven Heimaterkundung und –Forschung zusammengefunden hatte. Ein Teil von ihnen hat an diesem Buch mitgearbeitet und Ergebnisse seiner Bemühungen hier niedergelegt. Andere konnten dazu gewonnen werden. So ist das erste Heimatbuch für Hoyerswerda seit 1925 entstanden. Es möchte die Liebe zur Heimat, die Aufmerksamkeit für Geschichte, das Interesse an der regionalen Kultur, die Freude an den noch vorhandenen Überlieferungen hervorrufen und auf diese Weise das Bewusstsein der Verwurzelung in dieser besonderen und schönen Region Europas stärken. „Absolute Vollständigkeit war nicht unser Ziel, dazu ist die zeitliche und fachliche Lücke, die es zu schließen gilt, zu groß. Doch Anregungen zum Weitermachen, zum eigenen Entdecken, Förderung für Gespräche Gleich-

gesinnter, auch Suchender, erhoffen wir für die Autoren, für die Hobby-Forscher, die Chronisten und die zukünftigen Historiker unserer Zeit und der Lausitz“, schreiben die Herausgeber im Vorwort. Der Rezensent kann sich diesen Hoffnungen nur anschließen, möchte aber auch diejenigen beglückwünschen, die das Erscheinen dieses interessanten Heimatbuches ermöglicht haben.

Christian-Erdmann Schott

Silesia Nova. Zweimonatszeitschrift für Kultur und Geschichte. Hg. v. Edward Białek, Detleff Krell, Rainer Sachs, Rościsław Zerelek. Görlitz: Neiße-Verlag, Jg. 1, 2004

Seit Anfang November 2004 liegt die erste Ausgabe von „Silesia Nova“, der Zweimonatszeitschrift für Kultur und Geschichte vor. In Essays, Interviews, Porträts und Reportagen wird die Kulturgeschichte und Gegenwart Schlesiens und seiner Nachbarregionen behandelt. Darüber hinaus bietet sie unter der Rubrik „Kulturen“ einen ungewöhnlich reichen Ausstellungskalender und eine Fülle an Buchrezensionen.

Silesia Nova versteht sich selbst als „eine internationale Zeitschrift für Leser, die sich für die gemeinsame Kulturgeschichte und die europäische Zukunft interessieren.“ Um die Einlösung dieses Anspruches bemühen sich die Herausgeber Dr. Edward Bialek, Germanist und Dozent am Germanistischen Institut der Universität Breslau, Detlef Krell, freier Journalist in Görlitz und zugleich Verleger von Silesia Nova, Rainer Sachs, Kunsthistoriker und Mitarbeiter des Generalkonsulats der Bundesrepublik Deutschland in Breslau und Prof. Dr. Rościsław Zerelek, Historiker und Dozent an der Universität Breslau.

Die Themen der 1. Ausgabe decken auf insgesamt 120 Seiten ein vielfältiges und breites Spektrum der Kultur Schlesiens in Geschichte und Gegenwart ab. So findet sich z.B. eine Abhandlung über die Herstellung von Blechblasinstrumenten in Schlesien neben der Geschichte der Germanistik in Breslau seit 1945, ein Artikel über Arno Schmidt und Goethe in Lauban neben der Geschichte der Breslauer Gegenwartskunst. Für die nächste Ausgabe sind u. a. als Themen vorgesehen: Das Biblische Haus in Görlitz, nichtzensurierte Presse in Breslau 1973-1989, 15 Jahre Edith-Stein-Gesellschaft, Tadeusz Makowski – Ausstellung in Liegnitz. Es bleibt zu wünschen, dass auch die nächsten Ausgaben so abwechslungsreich und anregend sind wie diese erste.

Margrit Kempgen

Ruth Schildhauer-Ott, *Der schlesische Dichterkreis des Barock und seine Bedeutung für das evangelische Kirchenlied*, Diss. phil. Universität Düsseldorf, Shaker Verlag Aachen 2004, 315 S.

Mit dieser Dissertation hat sich Ruth Schildhauer-Ott zwei Herzenswünsche erfüllt: Sie hat ihr Studium der Germanistik und Soziologie mit einem sichtbaren Erfolg abgeschlossen. Dieses Studium hatte sie nach einem langen Arbeitsleben und drei Kindern, die sie geboren und aufgezogen hat, mit 62 Jahren begonnen. Nun hat sie es mit 78 Jahren als Dr. phil. beendet. Zum anderen hat sie sich einer Fragestellung zugewandt, die ihr nicht nur akademisch wichtig war. „Mein Anliegen als Schlesierin, das kulturelle Erbe Schlesiens genauer zu erforschen, motivierte mich zu diesem Thema“ (Vorbemerkung S. 2)

Dabei macht Frau Schildhauer-Ott eingangs auf die definitorischen Schwierigkeiten aufmerksam, die mit dem Begriff „Dichtung des Barock“ gegeben sind. Konsens scheint im Wesentlichen darin zu bestehen, dass der Barock zeitlich etwa zwischen 1580 und 1730 anzusetzen ist, grob also zwischen Humanismus und Aufklärung. Wie seine Dichtung inhaltlich zu bestimmen ist, ist dagegen umstritten. Die Urteile schwanken zwischen schwülstig, überladen, letztlich ungenießbar, Verfall zwischen den Höhepunkten der Luther- und der Goethezeit auf der einen und kraftvoll, religiös, tief, kunstvoll, eine Zeit der Neuorientierung beim Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit auf der anderen Seite; dazwischen vielfältige Schattierungen. Auffallend ist aber, dass die evangelische Kirchenlieddichtung aus dem Meinungsstreit um den Barock herausgenommen ist und bis heute allgemein positiv bewertet wird. Das zeigt sich auch darin, dass im Evangelischen Gesangbuch von 1993 und im katholischen Gotteslob von 1996 gerade die Barockzeit überdurchschnittlich stark repräsentiert ist. Und das ist nicht erst heute so. Das Kirchenlied des Barock hat durch die Aufklärung und das ganze 19. und 20. Jahrhundert hindurch, natürlich mit Schwankungen und Anpassungen, immer ein hohes Ansehen genossen.

Hier setzen die Detailuntersuchungen von Ruth Schildhauer-Ott mit der grundlegenden Frage an: Was haben die Schlesier zur Kirchenlieddichtung des Barock beigetragen? Genauer: Wer waren die zum „Schlesischen Dichterkreis“ gehörenden, gelehrten, zumeist theologisch hoch gebildeten, oft zum poeta laureatus gekrönten Schriftsteller und Autoren, die diese bis heute anerkannten Lieder geschaffen haben? In einem ausführlichen Kapitel über „Die Kirchenliederdichter des schlesischen Dichterkreises im 17. Jahrhundert“ (S. 63-142) berichtet Ruth Schildhauer-Ott über die von Mar-

tin Opitz aus Bunzlau/Niederschlesien ausgehende Reform der deutschsprachigen Dichtkunst, die in Schlesien erste Blüten zeigte in „Johann Heermann (1585-1847) und seinen Kirchenliedern“ (S. 143-206), daneben und danach aber auch in den Kirchenliedern „der übrigen Verfasser des schlesischen Dichterkreises“ (S. 207-264). Genannt und vorgestellt werden neun heute noch im Evangelischen Gesangbuch vertretene Dichter: Mathäus Apelles von Löwenstern (1584-1648), Christian Conrad (1591-1625), Paul Fleming (1609-1640), Johann Franck (1618-1677), Andreas Gryphius (1616-1664), Heinrich Held (1620-1659), Christian Knorr von Rosenroth (1636-1689) und Adam Thebesius (1596-1652), die aber nur als eine Rest-Auswahl von etwa 40 schlesischen evangelischen Barockkirchenliederdichtern anzusehen sind, die es insgesamt gegeben hat. Ein Kapitel über „Die barocke evangelische Kirchenlieddichtung aus Schlesien im 19. Jahrhundert“ (S. 265-284), eine „Schlussbetrachtung“ über das institutionelle Fortwirken der Erinnerung an einzelne Barockdichter aus Schlesien - in der Stiftung Martin-Opitz-Bibliothek in Herne, der Christian-Knorr-von-Rosenroth-Gesellschaft e.V. in Sulzbach-Rosenberg, der Andreas Gryphius-Gesellschaft, der Johann-Heermann-Stiftung und dem seit 1882 bestehenden Verein für Schlesische Kirchengeschichte e.V. - beschließen diese vielseitige Arbeit.

Die Bedeutung der Dissertation von Frau Schildhauer-Ott sehe ich darin, dass es ihr gelungen ist, das Fortwirken und die Aktualität der schlesischen Barockdichtung im Bereich des Kirchenliedes aufzuzeigen. An diesem Beispiel wird deutlich, dass es sich bei der Blüte der schlesischen Barockdichtung um eine Klassik handelt, die auch nach Jahrhunderten nichts von ihrem Glanz verloren hat. Das gezeigt zu haben ist ein Verdienst, für das auch Nicht-Germanisten nur dankbar sein können.

Christian-Erdmann Schott

Schlesische Lebensbilder. Hg. v.d. Historischen Kommission für Schlesien. Bd. 8.: Schlesier des 14. bis 20. Jahrhunderts, hg. von Arno Herzig, Neustadt/Aisch 2004, 383 S., 31 Abb.

Daß die Reihe der Schlesischen Lebensbilder kontinuierlich weiter wächst, ist sehr erfreulich, und so liegt nach drei Jahren wiederum ein Band mit den unterschiedlichsten Lebensbildern aus Kunst und Wissenschaft, Bildungs- und Religionsgeschichte vor. Der neue Band setzt durchaus einen eigenen Akzent, indem er stärker als in früheren Bänden Persönlichkeiten aus dem schlesischen Judentum und der Sozialreform bietet. Aus dem Judentum kommt der Dichter Ephraim Moses Kuh (1731-1790), der Jurist

und Theologe Zacharias Frankel (1801-1875), der das jüdische Seminar in Breslau leitete, der Historiker Heinrich Graetz (1817-1891), der Kritiker Alfred Kerr (1867-1948) und der Politiker und Hamburger Bürgermeister (Herbert Kurt Weichmann (1896-1983)). Zu den bekannten Sozialreformern und Theoretikern gehören Werner Sombart (1863-1941) und Norbert Elias (1897-1990). Die Berücksichtigung von vier weiblichen Gestalten ist zwar zahlenmäßig gering, aber durchaus gewichtig: Anna von Schweidnitz und Jauer (1339-1362), die Dichterin Elisabeth von Senitz (1629-1679), die Schriftstellerin Valeska Gräfin Bethusy-Huc (1849-1926) und die evangelische Theologin Katharina Staritz (1903-1953).

Aus dem Bereich der evangelischen Kirchengeschichte möchte ich auf folgende Persönlichkeiten hinweisen: Den Liegnitzer Pfarrer und bedeutenden Schwenckfelder, Johann Sigismund Werner (ca. 1491-1554), der neben Caspar von Schwenckfeld und Valentin Krautwald eher im Schatten stand, aber mit seinem Katechismus und seiner Postille die „systematische theologische Basis“ der Schwenckfelder schuf (S. 47). Arno Herzig skizziert seinen theologischen Standpunkt als gemäßigter Vertreter, seine eher vage Abendmahlslehre, sein Drängen auf Heiligung in der Tradition der Kreuzmystik, seine Gespräche mit Melanchthon auf Wunsch des Herzogs, die aber zu keiner Übereinstimmung führten, so daß sich Herzog Friedrich II. gezwungen sah, Werner 1539 zu entlassen. Er zog sich wie seine Liegnitzer Kollegen in die Grafschaft Glatz zurück, wo er eine Pfarrstelle in Rengersdorf erhielt. Seine Postille, die erst nach seinem Tod im Druck erschien, erregte in Württemberg den Zorn Herzog Christophs und veranlaßte die Wittenberger Theologen zu Streitschriften gegen die Schwenckfelder. Das Lebensbild dieses wohl am nachhaltigsten wirkenden Schwenckfelders füllt eine Forschungslücke aus.

Susanne Rau behandelt zwei herausragende Stadtschreiber Breslaus, Laurentius Corvinus (ca. 1465-1527) und seine Entwicklung vom Humanisten zum Vertreter der Reformation, so daß ihn einer seiner Nachfolger als „primus author evangelicae doctrinae Wratislaviae“ bezeichnete (S. 45), und Andreas Assig (1618-1676), der die Stadt Breslau und ihren evangelischen Stadtrat in der Zeit ihrer stärksten Bedrängnis durch Habsburg vor dem Kaiser zu vertreten hatte. Mit Georg Aelurius (1596-1627) und Johannes Müller (1598-1672) werden uns zwei recht unterschiedliche Pfarrergestalten aus dem streitbaren 17. Jahrhundert vorgeführt, der erstere war Pfarrer in Glatz und wurde im Zusammenhang der Niederlage des Winterkönigs aus Glatz vertrieben, der andere Schlesier wurde Pfarrer in Hamburg und leidenschaftlicher Verteidiger der lutherischen Orthodoxie gegenüber Katholizismus und jeder Form von vermeintlicher Irrlehre.

Beide sind durch ihr literarisches Werk bis heute bekannt geblieben. Aelurius schrieb trotz seiner kurzen Lebenszeit von nur 31 Jahren die erste materialreiche und als Muster dienende *Glaciographia*, die jede Polemik vermied, Müller dagegen war ein echt lutherischer Streittheologe, der keiner Polemik aus dem Wege ging, durch seine Schrift „Judaismus oder Judenthumb“ zwar eine scharfe Polemik gegen das Judentum führte, aber auch die wissenschaftliche Leistung jüdischer Autoren anerkannte.

Aus der jüngsten Vergangenheit stammen Katharina Staritz, die Christian-Erdmann Schott in ihrem eindrucklichen Einsatz für die Juden und Judenchristen Breslaus würdigt, und Heinrich Alberts, Theologe der Bekennenden Kirche und später Berliner Bürgermeister, von Axel Schildt verständnisvoll charakterisiert.

Zu den großen Persönlichkeiten aus dem Bereich der katholischen Kirche gehören die Bischöfe Preczlaus von Pogarell (12-99-1376), von Andreas Rüter beschrieben, Michael Friedrich Graf von Althann, durch Joachim Bahlcke portraitiert, ferner aus der jüngsten Zeit der Schriftsteller Joseph Wittig und der Kirchenhistoriker Hubert Jedin, beide von Joachim Köhler mit viel Sympathie gezeichnet. Der Band enthält ein Lebensbild des Philosophen Ernst Cassirer und des polnischen, deutschfreundlichen Literaturprofessors Mariam Szyrocki.

Der größere Teil der Portraitierten ist durch ein Foto abgebildet. Der Band wird durch ein Register erschlossen. Die Lektüre wird allen historisch Arbeitenden sehr zur Anschaffung empfohlen.

Dietrich Meyer

Schlesische Gelehrtenrepublik. Hg. v. Marek Hałub, Anna Mańko-Matysiak. Vol. 1, Wrocław 2004, 766 S.

Mit dem vorliegenden voluminösen Band eröffnet die Universität Breslau eine neue wissenschaftliche Reihe, die der Erforschung der Wissenschaft und des Schulwesens in Schlesien dienen soll. Diese Reihe ist länderübergreifend angelegt, wie schon der dreisprachige Titel (polnisch, deutsch, tschechisch) anzeigt, und bietet die Aufsätze des Sammelbandes jeweils in der Sprache des Autors mit einer Zusammenfassung in den beiden anderen Sprachen. Federführend für die jeweils im Abstand von zwei Jahren erscheinenden Bände sind die als Herausgeber genannten Breslauer Germanisten. Anstoß für die Begründung der Reihe war das 300. Jubiläum der Gründung der Universität Breslau im Jahre 1702, die Errichtung der Jesuiten Hochschule. In einem Vorwort skizzieren die beiden Herausgeber die Entwicklung der schlesischen Wissenschaft, beginnend mit der späthuma-

nistischen Gelehrtenrepublik über die Gründung der Universitas Leopoldina 1702, der preußischen Universität 1811 bis zur polnischen Universität Wrocław im Jahre 1945, an der inzwischen über 100.000 Personen studiert haben. Die Universität hat heute, so die Herausgeber, drei europäische Traditionslinien in sich aufgenommen: die jesuitisch-katholische Tradition Habsburgs, die preußisch-deutsche Tradition und die Lemberger Tradition der polnischen Gegenwart. Diese Brückenfunktion Schlesiens, seine multinationale und konfessionsübergreifende Stellung durch die Geschichte hindurch soll in dieser neuen Reihe zum Tragen kommen, wobei übernationale Forschungsansätze, Innovationsprozesse, interdisziplinäre Neuansätze, Vereine, Zeitschriften und wissenschaftliche Institutionen als Medien wissenschaftlicher Kommunikation den Vorrang haben. „Die ‚Schlesische Gelehrtenrepublik‘ soll eine Lücke füllen, indem sie – von ideologischen Fesseln frei – der Erforschung aller im Oderland präsenten Wissenschaftszweige und Bildungstendenzen von ihren Anfängen bis zur heutigen Gegenwart ein Forum für vertiefte Auseinandersetzung gibt.“ (S. 25)

Über die Fülle der insgesamt 37 Beiträge kann hier auch nicht annähernd hinreichend berichtet werden. Sie behandeln sowohl die Geschichte der Theologie, der Literatur, der Medizin, des Bibliothekswesens, der Kunst, der Universität und des Schulwesens. 23 Beiträge sind in deutscher Sprache, 14 in polnischer Sprache geschrieben. Die Anordnung geht streng chronologisch vor und gliedert nicht nach Sachgebieten. Es handelt sich sowohl um Spezialthemen oder biographische Forschungen aus einzelnen Fachgebieten wie um Überblicke über einzelne Einrichtungen oder Wissenschaftszweige. Ich kann hier nur auf letztere etwas näher eingehen und muß aus den Spezialstudien die auswählen, die für den Leser dieser Zeitschrift von besonderem Interesse sein dürften.

Der Band setzt ein mit einem Beitrag von Lenka Vaňková und Gundolf Keil über „Medizinische Fachprosa“. Dem Aufsatz liegt neben zahlreichen glänzenden Studien des Würzburger Ordinarius eine Habilitation der erstgenannten, aus Ostrau stammenden Verfasserin zugrunde und widerlegt die Behauptung von Peter Moraw, daß die schlesische Literatur des Mittelalters „unbedeutend und zusammenhanglos“ sei am Beispiel des medizinischen Schrifttums vom 12. bis 15. Jahrhundert.

Klaus Garber's Beitrag „Schlesiens Bildungslandschaft zwischen Barock und Aufklärung im Kontext des Späthumanismus“ schlägt eine Verbindung der humanistischen Gelehrtenrepublik des 16. Jahrhunderts zu den zahllosen Bildungsträgern des 17. und 18. Jahrhunderts. Diese haben sich in den in der Breslauer Stadtbibliothek lagernden und inzwischen verfilmten Kollektaneen und Handschriftensammlungen des 17. Jahrhun-

derts niedergeschlagen, was er an Cunrads Silesia Togata, einem Sammelwerk der älteren schlesischen Literatur zum Ziele der Selbstvergewisserung und Stiftung von Identität, verdeutlicht, sowie in den Privatbibliotheken des 18. Jahrhunderts mit einer Fülle von Kleinschrifttum im Dienst einer regionalen Kulturgeschichtsschreibung, wofür er den Rektor des Elisabethgymnasiums Martin Hanke anführt. Diese ungebrochene Gelehrten-tradition in ganz unterschiedlicher Ausformung setzte sich fort in der Universität Breslau und seinen Instituten. „Die Wiege der deutschen Philologie steht mit von der Hagen und Büsching eben auch in Breslau, hier am frühesten universitär institutionalisiert und am frühesten zu Leitfäden, geschichtlichen Darstellungen, Textreihen führend.“ (S. 299f) Das belegen weitere Aufsätze zu Philologen in diesem Band (Otto Holzapfel über Hoffmann von Fallersleben und seine schlesischen Volkslieder, Konrad Fuchs über Wilhelm Kroll, Detlef Haberland über Werner Milch, Jan Miodek über Stanisław Bał, Tadeusz Żabski über Tadeusz Mikulski, Mirosława Czarnecka über Marian Szyrocki, Marian Ursel über Bogdan Zakrzewski), aber auch zahlreiche weitere Studien des Verfassers.

Elżbieta Herden bietet einen Überblick über schlesische Schriftstellerlexika vom 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, unter denen die Verzeichnisse schlesischer Pastoren einen bedeutenden Anteil ausmachen. Dem Aufsatz ist eine Liste der ausgewerteten Lexika beigegeben, die für jede Personalforschung in diesem Zeitraum wertvoll ist. Edyta Kotyńska würdigt die Zeitschrift „Bunzlauische Monatschrift zum Nutzen und Vergnügen“ (1774-1818), eine der „repräsentativsten“ Unterhaltungsblätter in Schlesien mit einer Auflage von bis zu 4000 Exemplaren, deren Beiträge vor allem von Lehrern und Geistlichen verfaßt wurden. Ihre Popularität verdankt sie besonders ihrem Redakteur Erdmann Friedrich Buquois. Der Beitrag veranschaulicht die Berufsgruppen der Autoren und die Themen der Zeitschrift in Diagrammen.

Arno Herzog bietet einen sehr lebendig geschriebenen Durchgang durch 120 Jahre der Breslauer Universität bis zu ihrer Gleichschaltung im Jahre 1933. Zwei Akzente des Beitrags sind besonders hervorzuheben: die politische Stellung und Aktivität einzelner Professoren zu den Krisenjahren des 19. Jahrhunderts und vor allem ihre Position und Behandlung 1933/34 sowie die Leistung und unwürdige Behandlung der jüdischen Professoren.

Der Aufsatz von Eduard Mühle über „Die schlesische Schule der Ostforschung. Hermann Aubin und sein Breslauer Arbeitskreis in den Jahren des Nationalsozialismus“ stellt die Entwicklung Aubins und die Biographien seiner engsten Mitarbeiter (Ernst Birke, Gerhard Sappok,

Herbert Schlenger, Ludwig Petry, Hermann Uhtenwoldt) dar und zeigt ihre Bejahung der nationalsozialistischen Ziele im Blick auf den Osten, freilich unterschiedlich stark, bedrückend deutlich auf. Es handle sich weniger um eine „streng professionelle Wissenschaftsschule“ als um einen „eher publizistisch-volksaufklärerisch wirkenden Arbeitskreis mit nationalpolitischen Ambitionen“ (S. 590). Es gab nur eine Ausnahme, Marie Scholz-Babisch, die die Stelle einer Privatassistentin von Aubin inne hatte, die als „jüdisch versippt“ galt und deren Bruder zum schlesischen Widerstand gehörte (S. 578). Der Beitrag bietet im Anhang eine Bibliographie der Veröffentlichungen der genannten Mitarbeiter.

Beate Störtkuhl gibt einen Überblick über „Die Kunstgeschichte an der Breslauer Universität und ihre Dozenten bis 1945“ und zeigt die in Breslau im Vergleich zu anderen Universitäten eingeschränkteren Möglichkeiten, aber auch den Ausbau der Fakultät bis zu ihrem Höhepunkt um 1930 und den Anteil ihrer z.T. hervorragenden Professoren (Robert Vischer, August Schmarsow, Wilhelm Pinder, August Grisebach) auf. Letzter Ordinarius war Dagobert Frey (1931-1945), der eine recht unrühmliche Rolle in der Vertretung der NS-Kulturpolitik und der Organisation des „Kunstraubs aus polnischen Sammlungen“ spielte. Der Fakultät ist auch die Wiederentdeckung schlesischer Künstler wie Michael Willmann zu verdanken (vgl. dazu den Beitrag von Andrzej Koziel). Sie arbeitete mit der Breslauer Kunstakademie und deren Professoren zusammen.

Unter den Spezialstudien möchte ich folgende besonders hervorheben: Christian-Erdmann Schott würdigt „Die Chronologien von Leonhard Krenzheim und Abraham Buchholzer, zwei schlesischen historisch interessierten Pfarrern, die heilsgeschichtliche Chronologien in der Nachfolge von Philipp Melanchthon neben ihrer geistlichen Tätigkeit verfaßten. – Norbert Conrads entlarvt den ehrgeizigen, und selbstüberzogenen Dichter Ephraim Ignaz Naso von Löwenfels unter dem Titel „der verhinderte schlesische Herodot“ in einer detaillierten quellengeprägten Analyse. – Lucina Harc würdigt den Breslauer Rektor der Schule des Heiligen Geistes, Samuel Benjamin Klose, der nicht nur zu den führenden Gelehrten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gehörte, der durch zahlreiche Publikationen, etwa einer Geschichte Breslaus, hervortrat, sondern auch für die Neufassung des Schulprogramms in seiner Zeit mitverantwortlich war.

Diese Andeutungen mögen das ehrgeizige Programm dieser neuen Reihe verdeutlichen. Die Beiträge haben ihren Schwerpunkt in Literatur und Dichtung. Ob das ehrgeizige Ziel, die national und fachlich übergreifenden Themen, die schlesischen Bibliotheken und Archive und gelehrten Vereinigungen in ihrer europäischen Bedeutung zu erschließen, gelungen

ist, mag man fragen. Die Herausgeber haben jedenfalls erreicht, daß die Kultur und Bildung Schlesiens in ihrer großen Breite in den Blick kommt und deren Verflechtung mit der deutschen und polnischen, ja europäischen Bildungswelt veranschaulicht wird. Wenn ich recht sehe, ist in allen Beiträgen ein wirklicher Forschungsgewinn zu verzeichnen, doch, was sicherlich noch bedeutsamer ist, hier wird Wissenschaft als deutsch-polnisches Gemeinschaftsunternehmen angelegt und verwirklicht, wie es dies in der Geisteswissenschaft, abgesehen von Symposien und Themenstudien in Fachdisziplinen, so bisher noch nicht gegeben hat. Es ist nur zu wünschen, daß diese Reihe fortgesetzt wird und ihre Finanzierung auch in Zukunft gesichert bleibt. Wünschenswert für den nächsten Band wäre, daß sich die Herausgeber zu Kolummentitel und einem Orts- und Personenregister entschließen könnten. Beides würde die Benutzbarkeit wesentlich erhöhen, auch wenn es angesichts des Umfangs einigen zusätzlichen Schweiß kostet.

Dietrich Meyer

Eyn gesang Buchlein Geystlicher gesenge/ Psalmen... – Das älteste Gesangbuch Schlesiens - Breslau 1525. Ilg. und mit einem Kommentar versehen von Anna Mańko-Matysiak. Najstarszy śląski śpiewnik kościelny - Wrocław 1525. Redakcja i Komentarz Anna Mańko-Matysiak. Wrocław 2004 (ISBN 83-921013-1-6), 84 S.

Die Universitätsbibliothek in Breslau eröffnet mit dem vorliegenden Reprint eine neue Reihe digitaler Nachdrucke von wissenschaftlich bedeutsamen Unikaten. Das älteste schlesische Gesangbuch von 1525 ist damit als CD erhältlich und mit einer Einleitung von 42 Seiten durch die Herausgeberin geradezu ein Musterbeispiel der neuen Edition. Damit geht ein Wunsch in Erfüllung, der in der hymnologischen Forschung etwa durch Konrad Ameln längst als dringend bezeichnet wurde. Die Bedeutung dieses Gesangbuchs von 1525 ist in der älteren hymnologischen Literatur, also etwa bei Koch oder Zahn, nicht klar erkannt worden, weil man es lediglich für einen Nachdruck hielt. In der Tat ist es von dem Erfurter Enchiridion abhängig, wie Günter Birkner 1968 im Archiv für schlesische Kirchengeschichte nachweisen konnte, aber es enthält auch eigene Akzente.

Der Nachdruck legt die zweite, erweiterte Auflage des Gesangbuchs, wohl ebenfalls von 1525, zugrunde, das sich im Unterschied zu dem unvollständigen Breslauer Exemplar der Erstauflage in einem guten Zu-

stand befindet. Die Herausgeberin zeigt in ihrem Vorwort zunächst die Bedeutung des Druckers Adam Dyon für die schlesische Reformation auf, die er durch seine Publikationen bewußt gefördert habe. Dieser ist bereits 1518, nicht erst 1519 von Nürnberg nach Breslau gekommen und von 1518 bis 1534 als Drucker in der Stadt nachweisbar. Sie geht dann der Entstehungsgeschichte des Gesangbuchs nach und nimmt das auffallend genaue Entstehungsdatum, 19. April 1525, ernst. Nur 4 Tage später wurden die gottesdienstlichen Reformen ins Leben gerufen, über die Nikolaus Pol in seiner Chronik berichtet (Abschaffung der Bilderverehrung, der Prozessionen, Vigilien, Seelenmessen usw.). Man müsse das Gesangbüchlein also "als einen immanenten Bestandteil des Reformprozesses gelten" lassen (S. 14), es war Teil der Reformmaßnahmen. Die singende Gemeinde konnte so ihre Zustimmung zur neuen Lehre ausdrücken.

Die inhaltliche Analyse des Gesangbuchs, die sich aus einem Vergleich mit dem Erfurter Enchiridion erschließt, enthüllt die durch den größeren Druck hervorgehobene Bedeutung des Vorworts von Martin Luther, der auch den Hauptanteil der Lieder stellt. In der ersten Auflage findet sich eine eigene Übersetzung des Liedes *Christe qui lux es et dies*, die auf einen sachkundigen Theologen schließen läßt, der hinter dem Gesangbuch steht. Das gilt auch für die Verdeutschung des *Te deum laudamus* sowie für zwei Abendmahlsermahnungen im Anhang des Gesangbuchs. In der zweiten Auflage ist der Nachtrag mit 6 Liedern zu beachten, in dem sich wiederum der eigene schlesische Beitrag äußert. Mańko-Matysiak vermutet hinter den selbständigen Beiträgen des Gesangbuchs mit guten Gründen den schlesischen Reformator Johann Hess. "In der Schöpfung der neuen Gebets- und Liedfassungen, die erstmals in ein Gesangbuch integriert wurden, liegt das Hauptverdienst jenes Reformators." (S. 33) Das Gesangbuch darf daher mit Recht als erstes schlesisches Gesangbuch mit eigenem schlesischen Beitrag gelten, wie es auch Arno Büchner 1971 gesehen hat.

Die These der Herausgeberin hinsichtlich Johann Hess halte ich für gut begründet, da zu diesem frühen Zeitpunkt kaum andere Theologen in Frage kommen und eine Beteiligung von Ambrosius Moiban unwahrscheinlich ist. Das Gesangbuch gewinnt bei dieser Annahme zusätzliche Bedeutung und verdient als ein wichtiges Zeugnis der schlesischen Reformation stärkere Beachtung, als ihm bisher zugestanden wurde.

Dietrich Meyer

Orts- und Personenregister

- Ahlen-Vorhelm (Westfalen) 133
Albrecht von Rohr und Stein 85
Albrecht, Pfarrer 216
Allenstein (Olsztyn) 127
Alt Wansen (Stary Wiazów) 88
Altbergel (Stary Otok) 95, 108, 109, 110
Altottag (Stary Otok) 95, 109, 112, 124
Altranstädt bei Leipzig 7
Altranstädter Konvention 1707 7, 100, 123, 132
Amerika 36
Anders, Superintendent 109
Anderson, Georg 169, 209
Anderson, Superintendent 169
Anhalt/OS 26
Ansbach 2, 214, 215
Ansbach-Brandenburg, Markgraf Georg von 131
Anton, Karl Gottlob von 185
Aquin, Thomas von 40
Arcopagita, Dionysius von 40
Argyräus, Andreas 124
Arndt, Ernst Moritz 190
Arnold, Franklin 225, 228
Augsburgische Konfession 9
Auschwitz (Oświęcim) 135, 144
Ayklar, Raphael 131
- Bach, Johann Sebastian 160
Bachmann, Pastor 111
Bad Homburg v. d. Höhe 188
Bad Warmbrunn (Cieplce Śląskie Zdrój) 13
Bąków s. Bankau 84
Bandmann, Panny Laura, geb. Freund 151
Bankau (Bąków) 84, 85, 89
Bär, Anna 141
Barasch, Werner 142
- Bartling, Martha 187
Baruthe (Borucice) 93
Bauch, Pastor 72, 73, 74
Bauer, Nicolaus 131
Bauermann, Johannes 185
Baumann, Friedrich 98
Baumgarten, Hans 98
Bautzen 11, 56
Beckern (Piekary) 69, 71, 72, 77
Bellardi, Werner 29, 210
Bendel, Rainer 19
Benrath, Gustav Adolf 18
Berger, Max Markus Israel 151
Bergmann-Korn, Dr. von 27
Berkowitz, Lina Sara 151
Berlin 8, 9, 18, 74, 186, 190
Berzdorf auf dem Eigen 61
Besser, Martin 190, 192
Bethel b. Bielefeld 136, 139
Bethmann-Hollweg, Theobald 157, 200
Beyrich, Lotte 213
Beyrich, Werner 209
Bialystock (Białystok) 37
Białystok s. Bialystock 37
Biehlig, Rektor 89
Bielawa s. Langenbielau 13
Bielice s. Bielitz 9
Bielitz (Bielice) 9
Bierbaum, Robert 93
Birkisdorf (Brzezinki) 69, 71
Bischwitz (Biskupice Oławskie) 90, 93
Biskupice Oławskie s. Bischwitz 90
Bitzan, Rudolf 194, 195
Bleichenau, Lausitzer Marmeladenfabrik 143
Bleicher, Andreas 103
Blendermann, Landrat 136
Blindow, Hans 111
Blumenthal, Leutnant von 107

- Bockelmann, Direktor 165
 Bockelmann, Paul 165
 Bodelschwingh, Friedrich von 137,
 139
 Boehm, ein Jude 147
 Böhm, Paul Israel 152
 Böhme, Jakob 159, 169, 185, 186
 Böhmen 10, 131, 153, 158, 161
 Bolesławiec s. Bunzlau 138
 Bologna (Italien) 158
 Borek Strzeliński s. Großburg 112
 Bormann, Martin 26
 Bornkamm, Heinrich 155
 Bornstädt, Leutnant von 107
 Borucice s. Baruthe 93
 Borussia, Kulturelle Gesellschaft
 127
 Bottstein, Tina 142
 Boysen, Andreas 106
 Brandenburg 4
 Brandenburg-Jägerndorf, Markgraf
 Georg von 2
 Braune, Pastor 137
 Breslau (Wrocław) 1-11, 14, 16, 19,
 21, 24-26, 29, 34-37, 70, 72, 74,
 78f, 82, 97, 108, 110, 116, 122f,
 137-140, 145, 225, 227
 Breslau, Universität 224
 Breslau, Erzbischöfliches
 Diözesanarchiv 17
 Breslau, Jesuiten-Universität
 Leopoldina 6
 Breslau, Konsistorium 11, 72-75,
 81-83, 87-89, 107, 110-112, 116-
 121
 Breslau, Speditionsfirma Röhlig &
 Co. 140
 Breslau, St. Christophorigemeinde
 13
 Breslau, Universität 225
 Brest-Litowsk (Brześć-Litewski) 37
 Briccii, Basilius 70
 Brieg (Brzeg) 2, 4-9, 98-100, 122-
 124
 Brink, Gottfried 103
 Brinnitzer, Hulda Sara, geb.
 Galewski 151
 Brix, W. C. 82
 Bröger, Karl 197
 Brückner, Christian David 51, 52
 Brückner, Kati 187, 190
 Brunnquell, Richard 110
 Bryłówek s. Deutsch Breile 84
 Brzeg s. Brieg 2, 99, 100
 Brześć-Litewski s. Brest-Litowsk 37
 Brzezinki s. Birksdorf 69
 Brzezmerz s. Wüstepriese 83
 Buchmann, Pfarrer 217
 Büchner, Arno 31
 Büchsel, Pfarrer 25
 Buchwald, Lehrer 203
 Bulthaupt, Heinrich 207
 Bunzel, Hellmut 24
 Bunzlau (Bolesławiec) 138
 Bürger, H. 90
 Bursche, D. Julius 12
 Buschbeck, Karl 117-121
 Butzer, Martin 43
 Bystrzyca s. Peisterwitz 90
 Caspar von Pannwitz 85
 Casparini, Adamo Orazio 101
 Castelle, Friedrich 189
 Celline (Cielina) 90
 Charlottenbrunn 21
 Chemnitz, Martin 43
 China 112
 Chludoffsky, Rittmeister von 107
 Chojnów s. Haynau 32
 Christian II., Herzog von Brieg 99
 Christian, Herzog 125
 Chrząstowa s. Marienwald 73
 Chrząstowa Wielka s. Klarenwald
 73
 Chuc 74
 Chwałowice s. Quallwitz 69
 Cielina s. Celline 90

- Cieplice Śląskie Zdrój s. Bad
 Warmbrunn 13
 Cieszyn s. Teschen 7, 132
 Clarenkrant s. Klarenwald 73
 Clemens, Ernst Chr. 103
 Cochlovius, Diakon 101
 Cohn, Anni 140
 Conrads, Norbert 18
 Cunewalde 217
 Czasław s. Heidau 100
 Częstocice s. Günthersdorf 84
 Dahlem (=Berlin-Dahlem) 173
 Dalmann, Gustaf 164
 Damaschke, Adolf 183
 Daniels, Alfred 202, 218
 Daniels, Inspektor 198, 218
 Darmstadt 15, 194, 225
 Daugavpils, auch
 Dvīnsk, Dvīnsk s. Dunaburg 37
 Daupe (Dziuplina) 69, 71, 77
 DDR 13-15
 Dębina s. Groß Eichau 69
 Dębinka s. Klein Eichau 69
 Dehio, ein alter Mann 161
 Demme, Gaston 202
 Deutsch Breile (Bryłówek) 84, 85,
 87
 Deutsch-Ossig 216
 Deutsch-Wartenberg (Otyń) 4
 Dierksen, Pastor 149
 Dietmann, Karl Gottlob 53, 54, 55
 Dłużyna Dolna s. Nieder-Langenu
 217
 Dobrzeń Mały s. Klein Döbern 92
 Döbschütz bei Bautzen 219
 Domasław s. Domslau 27
 Domslau (Domasław) 27
 Donat, Samuel Gottlob 63
 Dreimühlen (Sucha Psina) 95
 Dresden 8, 44, 184
 Droste-Hülshoff, Annette von 199
 Dülmen 18
 Dunaburg (Daugavpils, auch
 Dvīnsk, Dvīnsk) 37
 Düsseldorf 230
 Dzierżoniów s. Reichenbach u.E.
 24
 Dziuplina s. Daupe 69
 Eberlein, Gerhard 18, 225, 228
 Eberlein, Hellmut 18, 225, 226,
 228-230, 232
 Eberlein, Helmut 32
 Eberlein, Paul Gerhard 230
 Eberlein, Werner 29, 32
 Ebersbach / Oberlausitz 64
 Eckersdorf (Kącik) 99
 Ehrenforth, Pfarrer 31
 Eichel, von, Landeshauptmann 179
 Eicke, Herr von 79, 82
 Eicke und Polwitz, Frau von 81
 Eisfeld (Stanowice) 95, 108, 109,
 116
 Emmerich, Georg 163
 Engel, Hedwig Sara, geb. Bloch 152
 Engel, Rosa Sara, geb. Freund 151
 England 24, 200
 Engler, Michael 124
 Enkelmann, Marie-Luise 90
 Ephraim, Kommerzienrat 182
 Erdmann, David, Generalsuperin-
 tendent 74, 92, 224f
 Ernst, Christian 103
 Eschwege, Helmut 142, 153
 Europa 17, 18, 127, 129
 Ev. Kirche Berlin-Brandenburg 15
 Ev. Kirche Berlin-Brandenburg-
 schlesische Oberlausitz 15
 Ev. Kirche der schlesischen
 Oberlausitz 14, 15
 Ev. Kirche in Deutschland 13
 Ev.-Augsburgische Kirche in Polen
 13, 15, 16
 Exner, Gärtnerei 220
 Exner, Johann Carl Heinrich 106
 Fabian, Fanny Sara 151
 Fassunge, Tischlermeister 80

- Ferdinand I., Kaiser 3
 Ferdinand II., Kaiser 3
 Festner, Theologe 168
 Fichtner, Carl Wilhelm 124
 Fichtner, Regierungsrat 121
 Fiebig, Gottfried 124
 Fiebig, Ludwig 101
 Fiebig, Max 130
 Fiebig, Samuel Ludwig 101, 124
 Finck, Werner 164, 210
 Finkenstein, Friedrich Wilhelm Graf
 von 107
 Fischer, Gottlieb 82
 Fitzerald, Kapitän der Königl.
 Garde 107
 Flex, Walter 202
 Flöter, Herr 109
 Fontinus, Petrus 2
 Formentini, Oberst 101
 Francisci, Simon sen. 123
 Frank, Christian 103
 Frankenstein (Ząbkowice Śląskie)
 32
 Frankreich 191
 Fraustadt (Wschowa) 17
 Freund, Elias 140
 Freundlich, Salomon 180
 Freystadt (Kózuchów) 7
 Friedland, Josef 142
 Friedrich II., Herzog von Liegnitz
 2, 97
 Friedrich II., König von Preußen 8,
 11, 71, 101, 102
 Friedrich Karl von Preußen, Prinz
 158
 Friedrich von der Pfalz 131
 Friedrich Wilhelm II., König 73
 Friedrich Wilhelm IV., König 96,
 164
 Friedrich, Walter 32
 Friedrichsgrätz (Grodziec) 10
 Fuchs, Glockengießer 97
 Fuchs, Konrad 18
 Fünfteichen (Miłoszyce) 69, 75
 Fürle, Dr. 22
 Fürsten Ellguth (Ligota Książęca)
 93
 Furtwängler, Wilhelm 186
 Gaj Oławski s. Göllnerhain 78
 Gaj s. Goy 78
 Garsuche (Gorzucha) 90
 Gebhardt, Landwirt 218
 Gehr, Anton 103
 Geitner, Glockengießer 110
 Gemeinschaft ev. Schlesier
 (Hilfskomitee) e.V. 14, 15, 226
 Georg II., Herzog 97
 Georg III., Herzog 125
 Georg Wilhelm, Herzog von
 Liegnitz, Brieg und Wohlau 5
 Gerlach, Pastor von 137
 Gersdorf, Leutnant von 107
 Gersdorff, Adolf Traugott von 185
 Geysler, M. Gottfried 51
 Giesdorf (Godzinowice) 95, 124
 Gießen 167
 Giller, Schulhalter 72
 Gładkowski, Krzysztof 127, 134
 Glatz (Kłodzko) 3, 8, 23
 Glatzer, Pastor 74-76
 Gleis, Konrektor 118
 Gleiwitz (Gliwice) 12
 Gliwice s. Gleiwitz 12
 Glogau (Głogów) 2, 4, 9, 10, 17, 23
 140
 Glogau, Friedenskirche 5
 Głogów s. Glogau
 Głubczyce s. Leobschütz 127
 Gnadenberg (Gnodów) 10
 Gnadenfeld (Pawłowiczki) 10
 Gnadenfrei (Piława Górna) 10
 Gnodów s. Gnadenberg 10
 Göbel, Pfarrer 93
 Godzikowice s. Rosenhain 81
 Godzinowice s. Giesdorf 95
 Goeters, J. F. Gerhard 18

- Goethe, Johann Wolfgang von 159,
164, 204
- Goldberg (Złotoryja) 23
- Golle, Baumeister 195
- Göllnerhain (Gaj Oławski) 78, 83
- Góra s. Guhrau 88
- Görlitz 11, 14, 29, 37, 140, 147f,
153, 158, 160f, 167f, 171-192,
195, 210, 215, 218, 220, 225-227
- Görlitz, Fa. Eduard Riedel 143
- Görlitz, Konservatorium 187
- Görlitz, Oberlausitzische
Gesellschaft der Wissenschaften
162, 185, 186, 208
- Görlitz, Wasserwirtschaft 143
- Görlitzer Bezirkssynode 1947 14
- Görlitzer Synode 1950 14
- Górnik s. Neubergel 95
- Gorzucha s. Garsuche 90
- Goßner, Pastor 121
- Göttingen 37
- Götz, Gottfried 98
- Götz, Sebastian 70
- Götz, Sigmund 98
- Goy (Gaj) 78-83
- Grabowsky, Salo 142
- Grędzina s. Hirschau 69
- Greiffenhelm, Leutnant Baron von
107
- Gremsdorf (Gromadka) 13
- Greulich (Grodzanowice) 13
- Griesdorf, Kirchenrat 22
- Grodków s. Grottkau 109
- Grodzanowice s. Greulich 13
- Grodziec s. Friedrichsgrätz 10
- Gromadka s. Gremsdorf 13
- Groß Dupine s. Groß Eichau 69,
71
- Groß Eichau (Dępina) 69
- Groß Friedrichstabor Kreis Groß
Wartenberg 10
- Groß Nädlitz s. Nädlingen 73, 75
- Groß Peiskerau (Piskorzów) 83
- Groß, Franz 89
- Großburg (Borek Strzeliński) 112
- Grottkau (Grodków) 109
- Grünewald, Johannes 18, 230, 232
- Grüntanne (Janików) 71
- Grüssau (Krzeszów) 153
- Grüssau, Kloster 140, 145
- Gude, Friedrich 52
- Gude, Gottlob Friedrich 52
- Guderian, Oberstleutnant a. D. 194
- Guhrau (Góra) 88
- Guhrau, Orgelbauanstalt Gebr.
Walter 88
- Gunn, Johann 105, 119
- Günther, Andreas 99
- Günther, D. Johann 65
- Günther, Pfarrer 118
- Günthersdorf (Częstocice) 84
- Günzel, Johann 65, 66
- Güterbock, Eva 219, 220
- Güterbock, Gutsbesitzer 219
- Hagedorn, Anna Rosine 51
- Hahm, Hermann 114
- Halbendorf (Półwiosek) 87
- Halle, Universität 46
- Hampel, Johann Gottlieb 106
- Hanke, Gauleiter 140
- Hannes, Amanda Scharne Sara, geb.
Auerbach 152
- Hannover 226
- Hanow, Wolfram 94
- Hänsel, Bruno 143
- Hartmann, Marta Sara, geb.
Holländer 151
- Haschkowski, Hanne Sara, geb.
Israelski 151
- Hauptmann, Gerhart 208
- Häusler, Michael 153
- Hausmann, Reinhard 226, 230
- Haynau (Chojnów) 32
- Hebbel, Christian Friedrich 184,
208
- Hedemann, Justus 208
- Hedewiger, Christian 103

- Heidau (Czasław) 100
 Hein, Pastor in Heinzendorf 25
 Heinrich IV., Kaiser 159
 Heinrich IX., Herzog 96
 Heinrich, Herzog 2
 Heinze, Vikar 27
 Hellich, Gottlieb 106
 Henczo, Ritter von Marschwitz 79
 Hengel, Friedrich von 80
 Hentschel, Gottlob Benjamin 103
 Heppner, Maler 80
 Herberger, Valerius 17
 Hermsdorf (Jerzmanki) 216
 Herrnhut 168
 Herrnhut, Brüdergemeinde 9
 Herzig, Arno 230
 Herzlieb, Minna 159
 Heß, Johann 1
 Hill, Tilia 187
 Hiller, Hans 143, 148
 Hiller, Ursula 148
 Hindenburg, Paul 197
 Hirschau (Gredżina) 69
 Hirschberg (Jelenia Góra) 4, 7, 21,
 37
 Hirschhain, Aurora Sara, geb.
 Ladendorff 152
 Hitler, Adolf 36f, 136, 144
 Hitzer, Arnold 133
 Hochberg, Bolko von 186
 Hoffmann, Christian Gottlieb 61
 Hoffmann, Kantor i. R. 121
 Hoffmann, Sozialamtsleiter 136
 Hoffmann, Walter 210
 Hoffmann, Wilhelm 209
 Hofmann, Johann Christian Konrad
 von 37
 Hohenthal, Pastor 112
 Holland 35, 200
 Horn, Gottfried 103
 Horn, Samuel 97
 Horn, Wally Sara, geb. Brinnitzer
 152
 Hornig, Ernst 14, 31
 Horwitz, Hulda 142
 Hosemann, Johannes 22, 28
 Hoverden, Graf von 108, 109
 Hoverden, von, Landrat 72
 Hoyerswerda 11
 Hubertusburg 8
 Hultsch, Gerhard 35, 226, 229, 230
 Hus, Johannes 130
 Hussinetz Kreis Strehlen 10
 Hutter-Wolandt, Ulrich 230

 Ibsen, Heinrich 208
 Irrwink, Karl von 107
 Iserlohn 69
 Italien 158
 Iwand, Hans Joachim 164

 Jaczkowice s. Jätzdorf 95
 Jägerndorf (Křnov) 2, 131
 Jägerndorf, Markgraf Georg von
 131
 Jahn, Martin 99
 Jahrbuch für Schlesische Kirchenges-
 chichte 18, 223, 226-233
 Jäkel, Benjamin Gottlieb 103
 Jakisius, Pastor 92
 Jakob von Salza 1
 Janików s. Grüntanne 71
 Janików s. Jankau 81
 Jankau (Janików) 81
 Jankau s. Grüntanne 81
 Jankowice s. Jungwitz 95
 Janowo s. Johnwitz 84
 Jätzdorf (Jaczkowice) 95, 109, 116
 Jauer (Jawor) 2, 4, 84, 149
 Jauer, Friedenskirche 5
 Jauer, Kinderheim 149
 Jauernick-Buschbach bei Görlitz
 127
 Jauernick-Buschbach bei Görlitz,
 Synode 2003 15
 Jawor s. Jauer 2, 149
 Jaworów s. Jauer 84
 Jeht, Horst 162, 185

- Jecht, Ratsarchivar 208
 Jelcz s. Jeltsch 69
 Jelenia Góra s. Hirschberg 4, 21
 Jeltsch (Jelcz) 69, 70, 71, 72, 75, 77
 Jena 159, 173, 209
 Jena, Universität 210
 Jenetzky, Probst 22
 Jerusalem 163
 Jerzmanki s. Hermsdorf 216
 Jesch, Adolf 34
 Joachim Friedrich, Herzog 98
 Johann Christian, Herzog zu
 Liegnitz und Brieg 98
 Johann Georg, Herzog 98
 Johannes V. Turzo 1
 Johannes, Herzog 2
 Johnwitz (Janowo) 84
 Jordansmühl, Pfarrkonvent 1944 32
 Joseph I., Kaiser 6, 7
 Judenghetto Zoar-Martinshof,
 Rothenburg 135-150
 Jungwitz (Jankowice) 95
 Jusienki, Kapitän von 107
- Kabel, Pastor 110
 Kabel, R. 108
 Kaçik s. Eckersdorf 99
 Kalinowa s. Kallen 84
 Kallen (Kalinowa) 84
 Kamenz 11, 57
 Kamienna Góra s. Landeshut 7
 Kanitz, Baron von 107
 Kanschwitz (Kęszyce) 84
 Kant, Immanuel 170
 Karasch, Albrecht 71
 Karl VI., Kaiser 101
 Karl von Österreich 3
 Karl XII. von Schweden 6f, 100,
 132
 Kasimir III., der Große 17
 Katowice s. Kattowitz 12
 Katscher (Kietrz) 132, 133
 Kattowitz (Katowice) 12, 14
 Kattowitzer Synode 1923 12
- Katz, Alexander 182
 Kaulfuß, Turmdecker 103
 Kayser, George 98
 Keltsch, Anna Catharine von 86
 Kęszyce s. Kanschwitz 84
 Kiderlen-Wächter, Alfred von 157
 Kierkegaard, Soeren Aabye 172
 Kietrz s. Katscher 132
 Kirche Wang/Riesengebirge 13
 Kittlitz, Adam Friedrich von 86
 Kittlitz, Ernst Friedrich von 86
 Kittlitz, George Friedrich von 86
 Klarenwald (Chrząstowa Wielka) 73
 Klein Döbern (Dobrzeń Mały) 92,
 94
 Klein Dupine s. Klein Eichau 69,
 71
 Klein Eichau (Dębinka) 69
 Klein Oels (Oleśnica Mała) 85, 86
 Klein, Johannes 31
 Kleinert, Rudolf 89
 Kleist, Heinrich von 208
 Kleist, Leutnant von 107
 Klepper, Jochen 36
 Kletke, Leopold 103
 Kleyer, Senior 84, 94, 122
 Kliesch, Georg 116, 117, 120
 Klinkhardt, Professor 205
 Kłodzko s. Glatz 3, 23
 Kloß, Jakob Gottlieb 59
 Kluge, Gerhard 121, 122
 Knak, D. 137
 Knape, Arzt 137
 Kniger, Adolf 108
 Knobloch, Oscar Johannes 74
 Knorr, Herr 94
 Knuth, Luskower Administrator
 218
 Koch, Pastor 217
 Köchendorf 84, 85
 Koffmane, Gustav 225, 228
 Köhler, Joachim 19
 Köhler, Pastor 87
 Köln 160, 226

- Konieczny, Alfred 140, 153
 König, Helmut 31
 König, Winfried 18
 Königreich Sachsen-Polen 6
 Konrad, Paul 228
 Kopalina s. Rodeland 90
 Körner, Theodor 202
 Kosa, Johann 72
 Kózuchów s. Freystadt 7
 Krakau (Kraków) 35
 Kraków s. Krakau 35
 Kraner, Hans 208
 Krauke, Kirchenvogt 106
 Krauschwitz/OL 143
 Krause, Hotel 143
 Krause, Postinspektor 115
 Kretschmer, Mühlendirektor 118
 Kretzig, Johann Gottlieb 106
 Krim (Russland) 36
 Křnov s. Jägerndorf
 Krobnitz bei Reichenbach/OL 198,
 218f
 Krusch, Balthasar 71
 Krusch, Justizangestellter 118
 Krzeszów s. Grüssau 153
 Kuhländchen/Mähren 130
 Kühn, Tante 157
 Kühne und Lossow, Firma 194
 Kunwald, Matthias von 130
 Kunze, Bauer 118
 Küstler, Pfarrer in Rösnitz 130, 133
 Kykepusch 131

 Labes, Stadtbourat 200
 Lachmann, Johann Heinrich 58
 Lammers, Hans Heinrich 25
 Landeshut (Kamienna Góra) 7
 Lange (Łęg) 75, 76
 Langenbielau (Bielawa) 13
 Larsson, Maler 188
 Laskowice Oławskie s. Markstädt
 69
 Laskowice s. Laskowitz 69

 Laskowitz (Laskowice) 69, 70, 71,
 72, 73, 74, 75, 76, 77, 91
 Laskowitz, Selma Sara, geb. Stein
 151
 Lasów s. Lissa 217
 Lauban (Lubań) 11, 13, 55f, 140
 Laug, Werner 226, 233
 Łażno s. Teichvorwerk 69
 Łęg s. Lange 75
 Legnica s. Liegnitz 2, 29, 98, 140
 Lehmann, Maurermeister 73
 Lehmgrubener Diakonissenhaus
 Breslau 149
 Leibniz, Gottfried Wilhelm 185
 Leipzig 18, 183, 186
 Leipzig, Universität 46
 Leisewitz (Lizawice) 78, 81, 95
 Lemberg (Lwów) 37
 Leobschütz (Głubczyce) 127
 Leopold I., Kaiser 5, 99
 Lersch, Heinrich 197
 Leschke, Straßenkehrer 175
 Leschwitz (Lisowice) 216
 Leśna s. Markklissa 11
 Lessing, Gotthold Ephraim 208
 Leuba 59
 Leue, Reinhard 135
 Leuthen (Lutynia) 138
 Liechtenstein, Fürst von 131
 Liegnitz (Legnica) 2, 4-8, 13, 29, 98,
 140
 Ligota Książęca s. Fürsten Ellguth
 93
 Lilge, Prokurist 118
 Limburg 158
 Lindner, Frau Dr. 22, 37
 Lippmann, Rosa Sara, geb.
 Waldmann 151
 Lisowice s. Leschwitz 216
 Lissa (Lasów) 217
 Lissner, Jachil Joachim 152
 Littmann, Christian 103
 Lizawice s. Leisewitz 78
 Löbau 11, 47

- Lobetal 136
 Loeben, Kapitän von 107
 Loewy, Bianka Sara 152
 Loheyde, Gerhard 32
 London 185
 Lorenz, August 88
 Lormes, Vikar 117
 Louise, Herzogin 99, 125
 Löwe, Gottlieb 102
 Lubań s. Lauban 11, 140
 Lübeck 230
 Lüben (Lubin) 6
 Lubienia s. Sacken 10
 Lubin s. Lüben 6
 Lublin, Katholische Universität 127
 Ludwig III., Herzog 96
 Ludwigsdorf 64
 Luther, Martin 1, 41, 42, 94, 127,
 172, 173, 186, 215
 Lutsch, Hans 110
 Lutynia s. Leuthen 138
 Lwów s. Lemberg 37
- Macholz, Waldemar 172, 205
 Magdeburg 121
 Magnus, Albertus 40
 Mähren 10
 Małujowice s. Mollwitz 103
 Marcinkowice s. Märzdorf 95
 Maria Theresia 8
 Marienkranst s. Marienwald 73
 Marienwald (Chrząstowa) 73
 Marklissa (Leśna) 11
 Markstädt (Laskowice Oławskie)
 69f, 77f
 Marktheidenfeld/Main 149
 Marschall, Werner 19
 Marschwitz (Marszowice) 78-83,
 111
 Marszowice s. Marschwitz 78
 Martin, Alfred von 209
 Märzdorf (Marcinkowice) 95
 Maß, Annemarie 190, 192
 Maß, Dorothea 192, 208
- Maß, Erike 192
 Maß, Konrad 178, 187
 Maß, Liselotte 189, 191, 192
 Maß, Sanitätsrat 188
 Masuren (Mazury) 14
 Mättig, Johann Gottlob 61, 62
 Matuschok, Herbert 139, 153
 Mausolff, Alfred 112
 Maximilian II., Kaiser 3
 Mazury s. Masuren 14
 Mechtal (Miechowice) 25
 Mechwitz (Miechowice Oławskie)
 84-89
 Mehrländer, Leopold Israel 151
 Meißen 158
 Melanchthon, Philipp 1
 Meleschwitz s. Fünfteichen 69, 75
 Mellenau (Miłonów) 78
 Meltzer, Christian 72
 Mengelsdorf bei Reichenbach/OL
 219
 Menzel, Josef Joachim 18
 Menzel, Superintendent 81, 107
 Merseburg 99, 158
 Merseburg, Otto 162
 Merx, Peter 39
 Meschter, Gustav 117
 Meyer, Dietrich 19, 230
 Meyer, Johannes 205
 Michael, Kleriker von Goy 79
 Miechowice Oławskie s. Mechwitz
 84
 Miechowice s. Mechtal 25
 Milicz s. Militsch 7
 Militsch (Milicz) 7
 Miłocice s. Mühlatschütz 92
 Miłonów s. Mellenau 78
 Miłoszyce s. Fünfteichen 69
 Minken (Minkowice Oławskie) 90-
 94, 122
 Minkowice Oławskie s. Minken 90
 Mittelschlesien 6, 132
 Miłodoszowice s. Zindel 84
 Möckern (Sachsen-Anhalt) 183

- Mohaupt 97
 Moibanus, Ambrosius 2
 Möllendorf, Oberstleutnant von 107
 Moller, Martin 159
 Mollwitz (Małujowice) 103
 Mönnich, Herr 195
 Moretzky, Ernst Gottlieb 72
 Mosel, Ernst Christian von 107
 Muck, Karl 186
 Mühlatschütz (Miłocice) 92
 Müller, Bauer 195, 198
 Müller, Christian Benjamin 106
 Müller, Hanfried 216
 Müller, Wilhelm 143
 Müller, Wilhelm Gottfried 103
 München 18, 162, 215
 Münchow, Leutnant von 107
 Mundry, Fritz 166, 197
 Münster 19, 191
 Münsterberg (Ziębice) 2, 4, 6, 8
 Muskau/OL 11, 143
 Mutterhaus Bethanien in Breslau 33

 Nabel, F. 108
 Nädlingen (Nadolice Wielkie) 73
 Nadolice Wielkie s. Nädlingen 73
 Nagel-Hirschberg, Superintendent 36
 Naß, Georg 80
 Naß, Gottfried 80
 Nathan, Schüler 181
 Naumann, Friedrich 216
 Neisse (Nysa) 3, 8
 Neß, Dietmar 21
 Neubauer, Horst 208
 Neubergel (Górnik) 95
 Neugebauer, Diakon 107
 Neumann, Ernst Israel 151
 Neuottag (Nowy Otok) 95
 Neusalz (Nowa Sól) 10, 32
 Neuvorwerk (Nowy Dwór) 69, 71
 Nieder-Langenu (Dłużyna Dolna) 217

 Niederschlesien 4, 6, 13, 24, 100
 Niemca s. Nimptsch 97
 Niesky, Fa. Christoph & Unmack 143
 Niesky/OL 10, 143, 152
 Nietzsche, Oskar 203
 Nikold, Stadtoberinspektor 117
 Nimptsch (Niemca) 97
 Niuron, Bernhard 97
 Nottebohn, Generalsuperintendent 111
 Nowa Sól s. Neusalz 10, 32
 Nowy Dwór s. Neuvorwerk 69
 Nowy Otok s. Neuottag 95
 Nysa s. Neisse 3

 Oberlausitz 11, 40, 44, 46, 67, 160, 168, 185, 209, 215, 217, 219
 Oberschlesien 2, 4, 7, 11f, 127- 131
 Odersteine (Ścinawa Polska) 95
 Oels (Oełsnica) 2, 4, 6, 8, 9
 Oelsner, Daniel 98
 Oełsnica s. Oels 2
 Ohlau (Oława) 69, 76, 78, 83, 91, 94-106, 110-124
 Oława s. Ohlau 69
 Olawske, Totengräber 106
 Oleśnica Mała s. Klein Oels 85
 Oliven, ein Jude 147
 Olmütz (Olomouc) 132
 Olmütz, bischöfliches Amt 132
 Olomouc s. Olmütz 132
 Olsztyn s. Allenstein 127
 Onnasch, Pastor 170
 Opava s. Troppau 4, 130
 Opole s. Oppeln 9, 127
 Opolius, Johann Christian 123
 Oppeln (Opole) 9, 127
 Oppenheimer, Charlotte Amalia Sara, geb. Cohn 141, 152
 Oppenheimer, Erich Israel 141, 152
 Osiek s. Ossig 2
 Ossig (Osiek) 2
 Ostdeutschland 153, 225

- Oświecim s. Auschwitz 135
 Ottheinrich, Pfalzgraf 123
 Ottokar, König von Böhmen 161
 Otyń s. Deutsch-Wartenberg 4

 Pannwitz, Barbara, geb. Otwein 86
 Pannwitz, Hans 85
 Pannwitz, Marianne, geb. Bees 86
 Papst Innozenz III. 95
 Parchwitz (Prochowice) 6
 Paris, Académie française 185
 Pastor Graf 137
 Patzelt, Herbert 230
 Paulus, Apostel 172
 Pawłowiczki s. Gnadenfeld 10
 Peisterwitz (Bystrzyca) 90-94, 110,
 119, 122
 Pelczyce s. Peltschütz 78
 Peltschütz (Pelczyce) 78
 Penzig (Pieńsk) 177, 215
 Pescheck, Christian Adolph 58
 Peschel, Staffierer 102
 Petri, Christian Abraham 56
 Petry, Ludwig 18, 230
 Pezold, Samuel 103
 Pfalz-Neuburg, Franz Ludwig von
 126
 Pfarrer von Köchendorf 85
 Pfarrer von Meleschwitz 71
 Pfarrer von Thröm 132
 Pfennigkauffer, Theodor 107
 Pfudel, Franz 87, 88
 Piekary s. Beckern 69
 Pieńsk s. Penzig 177
 Pietasch, Gärtnerei 143, 148
 Piława Górna s. Gnadenfrei 10
 Pils, Oberamtmann 111
 Piskorzów s. Groß Peiskerau 83
 Plagwitz b. Löwenberg 138
 Pleß (Pszczyna) 12
 Plümkenau (Radomierowice) 10
 Polen 4, 10, 12, 14, 17, 21, 127, 139,
 144, 161

 Polnisch Steine (Ścinawa Polska)
 109, 116
 Pólviosek s. Halbendorf 87
 Pommerellen-Großpolen 14
 Poppe, Gottfried 72
 Portugall, Leutnant von 107
 Posen (Poznań) 17, 21
 Potsdam, Bundesarchiv 139
 Poznań s. Posen 17, 21
 Prag (Praha) 158
 Prager Frieden 5
 Praha s. Prag 158
 Prange, Diakon 110
 Prausnitz, Olga Sara, geb. Guttmann
 152
 Preußen 8, 104, 224
 Prieborn (Przeworno) 99
 Prittwitz, Frau von 108
 Prittwitz, Major 111
 Prochowice s. Parchwitz 6
 Przeworno s. Prieborn 99
 Pszczyna s. Pleß 12
 Puschmann, Adam 162

 Quallwitz (Chwałowice) 69, 71
 Quester, Heinz 69
 Rade, Martin 173
 Radmeritz b. Görlitz 83
 Radomierowice s. Plümkenau 10
 Raschmann, Bälgetreter 106
 Ratowice s. Rattwitz 69
 Rattwitz (Ratowice) 69, 75, 76
 Raupach, Kommerzienrat 155, 178,
 192, 197
 Reichel, Johann Samuel 61
 Reichenbach u.E. (Dzierżoniów) 24
 Reichenbach/Oberlausitz 11, 198
 Reni, Guido 96, 118
 Rheinland 168
 Richter, Alma Emma Sara, geb.
 Berliner 151
 Richter, Gregor 159, 169
 Richter, Leutnant 27
 Rieben, Leutnant von 107

- Riebzig (Rypna) 153
 Riemer, Gottfried 92
 Riesengebirge 14
 Rimpler, Schieferdecker 106
 Ringmann, Beate 148
 Ringmann, Eva 141
 Rodeland (Kopalina) 90, 93
 Roepell, Richard 224
 Rogge, Joachim 18, 19, 230
 Rohden, Gotthold von 202
 Rohden, Heinz von 202
 Röhr, Architekt 195
 Rollfs, Eberhard 93
 Roon, Graf 218
 Roon, Kriegsminister Wilhelms I.
 198, 219
 Rooseboom, Großvater 199
 Rosenbaum, Adelheid Sara, geb.
 Hurtig 151
 Rosenberg, Heinz 142
 Rosenhain (Godzikowice) 81, 95,
 100-102
 Rösnitz (Rozumice) 128-132
 Rösntzer Rundbrief 129
 Rostock 98, 123
 Rostow (Russland) 36
 Rothenburg, Baufirma C. H.
 Pötschke 143
 Rothenburg, Martinshof 135-150
 Rothenburg, Martinshof,
 Brüderschaft Zoar 136-140, 145
 Rothenburg, Speditionsfirma Henke
 140, 145
 Rothenburg, Weißnäherei Alfred
 Seidel 143
 Rothenburg, Wilhelmshof 149
 Rothenburg/OL 11, 136, 140-145,
 149, 152
 Rotterdam, Erasmus von 42
 Rozumice s. Rösnitz 128
 Rüdell, Hugo 186
 Rüdenburg, Christoph 103
 Rüdenburg, Pastor 91
 Rudolf II., Kaiser 3
 Ruhland 11
 Rumes, Hedwig Wilhelmine von,
 geb. von Gaffron 72
 Runda, Günther 141
 Ruppig, Selma Sara, geb. Böhm 151
 Russland 24, 149
 Rypna s. Riebzig 153
 Saalman, Landesrat 137, 139
 Sachs von Löwenstein, Familie 81
 Sachs, Albert 142
 Sachsen 4, 10, 11, 40, 44, 46, 168
 Sacken (Lubienia) 10
 Sagan (Żagań) 4, 7
 Saul, Martin 141, 144, 145
 Saurma, Johann Anton von 71
 Saurma, Johann Franz von 70
 Saurma, Konrad Wenzel von 71, 74
 Saurma-Jeltsch, Wolf Albrecht von
 70
 Schadow, Bauführer 195
 Schafhirt, Pfarrer 120
 Schaper, Eduard 24
 Scheel, Friedrich Wilhelm von 103
 Scheffler, Gottfried 80
 Scheibert, Pfarrer 217
 Scheidelwitz (Szydłowice) 92, 94,
 124
 Scheinert, Christian Gotthelf 58
 Schenk, Heinrich von 79
 Scherrer, Oskar 25, 27, 34
 Schian, Martin 167, 193, 225
 Schierks, Gymnasial-Professors 111
 Schiller, Friedrich von 204
 Schimmelpfennig, Carl Adolph 224
 Schlag, Orgelbaumeister 110
 Schleicher, Bartholomäus 123
 Schlesische Oberlausitz 226, 233
 Schlesischer Gottesfreund 15
 Schlesisches Pfarrerbuch 232
 Schlesische Provinzialsynode 1905
 111
 Schlesische Provinzialsynode 1925
 114

- Schlesische Provinzialsynode 1927
89, 114
- Schleye, Olga 142
- Schlisch, Balthasar 71
- Schluckwerder, Carl Benjamin 106
- Schmauch, Werner 31
- Schmidt, Brendel 200
- Schmidt, Christian Gottlieb 103
- Schmidt, Fritz 83, 122
- Schmidt, Hermann 115
- Schmidt, Martin 118, 120, 121
- Schmidt, Pastor 169
- Schmidt, Superintendent 122
- Schmilewski, Ulrich 223
- Schneeberg 99
- Schneider, Paul 143
- Schneider, Reinhold 36
- Scholz, Emmanuel 89
- Scholz, Gottlieb 103
- Schön, Johann Adam 51
- Schönberg (Sulików) 11
- Schönfeld, Max 142
- Schott, Christian-Erdmann 19, 226,
230
- Schrammek, Johan Jaromir 128
- Schröter, Pastor 70
- Schultze, Erich 112-116
- Schultze, Siegmund 190
- Schütz, Karl von 218
- Schwalbe, Matthias Israel 151
- Schwarz, Bruno 142
- Schwarz, Gabriele 37
- Schwarz, Walter 21-24, 27-37, 228
- Schweidnitz (Świdnica) 2, 4, 13, 140
- Schweidnitz, Friedenskirche 5
- Schweidnitzer Vertrag von 1997 15
- Schweiz 182
- Schwenckfeld, Kaspar von 2
- Schypulius, Benjamin 91, 92
- Ściborzyce Wielkie s. Steuberwitz
132
- Ścinawa Polska s. Odersteine 95
- Ścinawa Polska s. Polnisch Steine
109
- Sedan 176
- Seidel, Matthias 98
- Seidel, Peter 98
- Seidenberg (Zawidów) 11
- Seidler, Christian 98
- Seidler, Hans 208
- Seifert, Pfarrvikar 122
- Seiffersdorf (Zabardowice) 78, 80,
83
- Selig, Heinz 143
- Seohardus, Missionar 95
- Serajewo 196
- Shakespeare, William 208
- Siedlce s. Zedlitz 80
- Sigmaringen 18, 230
- Sims, Gerhard 31
- Slanina, Hans 136
- Snay, Oberbürgermeister 188
- Sobocisko s. Zottwitz 78
- Sobotius, Johannes Josephus
Ignatius 100
- Sonnenstein b. Pirna 139
- Sophia Katharina, Herzogin 98, 125
- Spener, Philip Jakob 44-46
- Spranger, Eduard 191
- Spremberg 11
- Springer, Adam Friedrich 98, 99
- St. Vinzenz, Kloster 71
- Stannowitz s. Eisfeld 95
- Stanowice s. Eisfeld 95
- Staroske, Daniel 81
- Sary Otok s. Altbergel 95
- Sary Otok s. Altottag 95
- Sary Wiazów s. Alt Wansen 88
- Stavebhaben, Kaufmann 188
- Stein, Fritz 186
- Steindorf (Wojcice) 91, 92, 94
- Steiner, Daniel 103
- Steinmann, Abraham 102
- Stenzel, Gustav Adolf Harald 223,
224
- Stettin (Szczecin) 14
- Steuberwitz (Ściborzyce Wielkie)
132, 133

- Stiftung für deutsch-polnische
 Zusammenarbeit 16
 Stiller, Tabakfabrikant 106
 Stralenheim, Hennig von 7
 Strampf, F. von 78
 Straßburg 43
 Strassmann, Fritz 129
 Strehlen (Strzelin) 69, 97
 Strzelin s. Strehlen 69
 Stüler, Geh. Oberbaurat 96
 Stuttgart 18, 19, 231
 Stutzer, Emil 165, 204
 Sucha Psina s. Dreimühlen 95
 Südafrika 112
 Sulików s. Schönberg 11
 Świdnica s. Schweidnitz 2, 140
 Szczecin s. Stettin 14
 Szydłowice s. Scheidelwitz 92
- Tarnow (Tarnowo) 35
 Tarnowo s. Tarnow 35
 Taubadel, Reichstagskandidat 177
 Tauchritz 63
 Teichvorwerk (Łażno) 69
 Terezin s. Theresienstadt 135
 Teschen (Cieszyn) 4, 7, 8, 9, 14, 132
 Teschen, Gnadenkirche 7
 Tetzl, Johann 161
 Tewes, Arzt 138
 Theresienstadt (Terezin) 135, 144f.
 Thiemann, Gustav 32
 Thiergarten (Zwierzętnik) 95, 109,
 115
 Thilo, Friedrich jun. 123
 Thilo, Georg Friedrich 100
 Thinkel, Heinrich Lampert 103
 Thomasius, Christian 37
 Thomaske, Glockenläuter 106
 Thröm (Třebom) 132
 Tichauer, Josef 142
 Tiede, Bauinspektor 103
 Tietze, Pastor 168
 Tirpitz, Alfred von 199, 200
 Tollmann, Gottfried 59
- Tormersdorf (Prędocice) 153
 Tormersdorf, Fa. Bernhard 143
 Trattaschine s. Hirschau 69, 71,
 72, 76
 Trebitz, Pfarrer 111, 112
 Trebnitz (Trzebnica) 23, 31
 Třebom s. Thröm 132
 Treu, Pastor 170
 Troeltsch, Ernst 191
 Troppau (Opava) 4, 8, 130
 Trzebnica s. Trebnitz 23
 Tschentscher, Ernst 106
 Tschepe, Christ. 103
 Tschirschky, Ernst Leonhard von
 86
 Tübingen 161
- Uhmanssdorf, Rittergut 143
 Ulm 160, 230
 UNESCO 5
 Unierte Ev. Kirche in Polnisch-
 Oberschlesien 12
 Unverricht, Hubert 18
 Urban, Bauern-Auszügler 75
 Usäus, Johann Christian 47
- Verein für Geschichte der ev.
 Kirche Schlesiens 97
 Verein für Geschichte Schlesiens
 224
 Verein für Schlesische
 Kirchengeschichte 14, 16, 18,
 223, 225, 226, 230
 Viertel, Gerlinde 19
 Viertel, Hellmuth 117
 Vogelweider, Kurt 31
 Voigt, Walther Heinrich 166
 Voß, D. Hermann 12
- Wackwitz, Andreas 69
 Wagner, Jakob 104
 Wahlich, Priester 116
 Wahn, Martin 115, 119, 120
 Wałbrzych s. Waldenburg 13

- Waldenburg (Wałbrzych) 13
 Waldenburger
 Bergland/Niederschlesien 12
 Walter, G. 108
 Wandrey, Rittergutsbesitzer 75
 Wansen (Wiazów) 84, 87, 88
 Wargotsch, Daniel 101
 Warschau (Warszawa) 12, 14
 Warschau, Konsistorium 12, 13
 Warschau, Landeskirche 13
 Warszawa s. Warschau 12
 Weicht, Heinrich 127, 128, 133
 Weigelt, Karl Friedrich 224
 Weil, Kommerzienrat 209
 Weimar 203
 Weimer, Major 115
 Weinel, Heinrich 191
 Weinert, Stadtältester 106
 Wertheim am Main 216
 Westfälischer Frieden 5, 6
 Wiazów s. Wansen 84
 Wiedebach-Nostitz, von,
 Landeshauptmann 179
 Wien 7, 35, 100
 Wiener Kongress 11
 Wierzbno s. Würben 78
 Wilhelm I., Kaiser 198
 Wilhelm II., Kaiser 179, 188, 196
 Winkler, August 91, 92
 Winkler, Maler 102
 Winter, Bürgermeister 106
 Wittich, Diakon 108
 Wittichenau 11
 Wittwer, Konrektor 121
 Witzleben, Heinz von 217
 Wohlau (Wołów) 2, 4, 7, 8
 Wojcice s. Steindorf 91
 Wolf-Ferraris, Ermanno 186
 Wollenweber, Klaus 148
 Wołów s. Wohlau 2
 Worbs, Johann Gottlob 11
 Wratislav, Kanzler 100
 Wrocław s. Breslau
 Wschowa s. Fraustadt 17
 Würben (Wierzbno) 78, 79
 Wurche, Ernst 202
 Württemberg 168
 Wüstebriese (Brzezmiery) 83
 Wuttke, Daniel 81
 York, Graf 36
 Zabardowice s. Seiffersdorf 78
 Żąbkowice Śląskie s. Frankenstein
 Żagań s. Sagan 4
 Zahradnik, Paul 34
 Zänker, Otto 15, 22, 28, 33
 Zauchwitz, Georg Berhardi von 95
 Zawidów s. Seidenberg 11
 Zedlitz (Siedlce) 80, 95, 101, 124
 Zeitius, Orgelbauer 102
 Zelter, Carl Friedrich 164
 Ziębice s. Münsterberg 2
 Zimmermann, Paul 126
 Zindel (Młodoszowice) 84, 85, 89
 Zinzendorf, Nikolaus Ludwig von
 168
 Zittau 11, 58
 Zitzmann, Curt 136-141, 145, 149,
 153
 Złotoryja s. Goldberg 23
 Zoar b. Rothenburg/OL 153
 Zoar/Martinshof, Bruderschaft 153
 Zobel, Pastor 171
 Zodel bei Görlitz 64, 216
 Zottwitz (Sobocisko) 78, 81, 95
 Zwierzętnik s. Thiergarten 95

Verzeichnis der Mitarbeiter

Professorin Dr. Karin Bornkamm, Poetenweg 65, 33619 Bielefeld

Krzysztof Gładkowski, Instytut Nauk Politycznych,
Uniwersytet Warmińsko-Mazurski w Olsztynie

Professor Dr. Othmar Karzel, Siezenheimerstr. 215, A-5020 Salzburg

Oberkonsistorialrätin Margrit Kempgen, Landhausstr. 6, 02827 Görlitz

Pfarrer i.R. Reinhard Leue, Görlitzer Str. 15, 02929 Rothenburg

Pfarrer i.R. Peter Merx, Oberstr. 15a 42107 Wuppertal

Dr. Dietrich Meyer, Zittauer Str. 27, 02747 Herrnhut

Pfarrer i.R. Mag. phil. et theol. Dietmar Neß, Hauptstr. 24,
02999 Groß Särchen

Heinz Quester, Buschhovener Str. 46, 53347 Alfter

Dr. Ulrich Schmilewski, Berliner Ring 37, 97753 Karlstadt

Pfarrer i.R. Dr. Christian-Erdmann Schott, Elsa-Brandström Str. 21,
55124 Mainz

